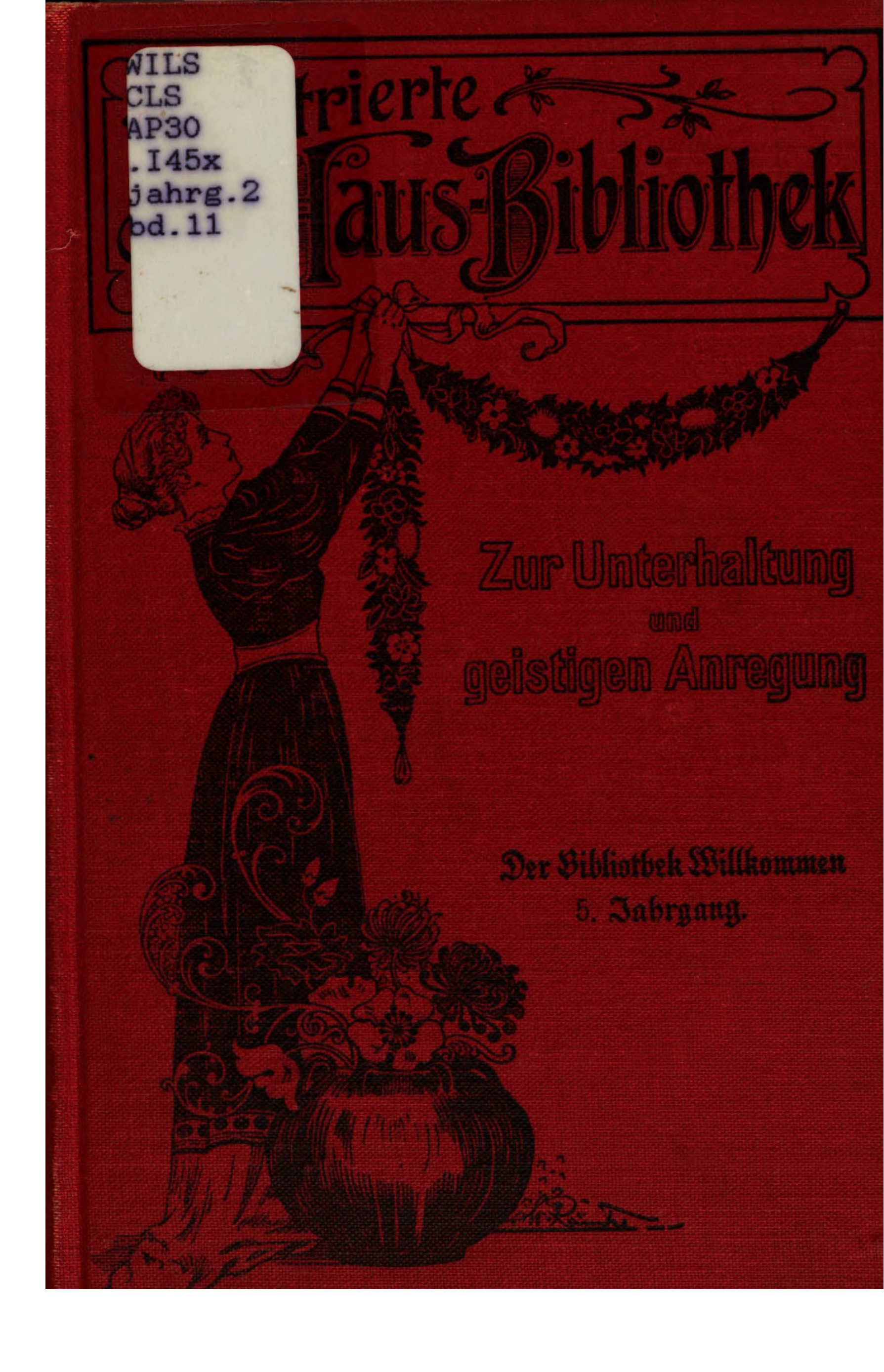
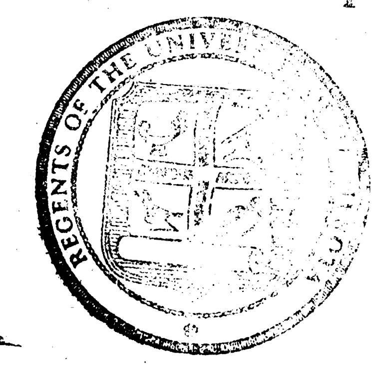

trierte
aus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.

Illustr. Haus-Bibliothek

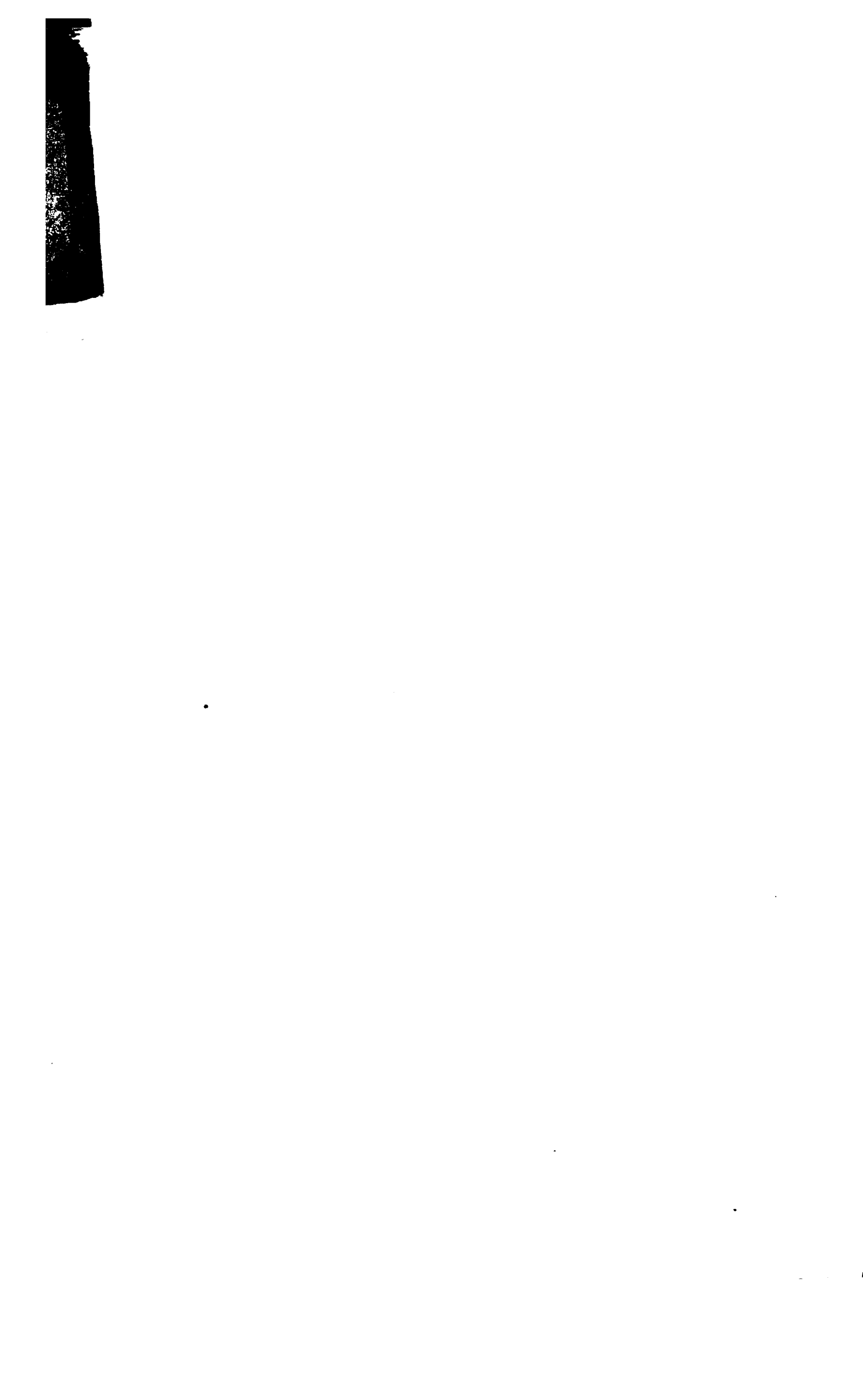
II. Jahrg.





Illustrierte
Haus-Bibliothek

Jahrgang II




Photographie-Verlag von V. Angerer, Wien.

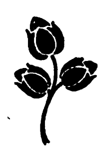
Was birgt die Zukunft? Nach dem Gemälde von A. Lonza.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung
und geistigen Anregung

Band XI

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung.



Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.





Wer wird siegen?

Ein Zeitroman in drei Büchern von **Reinhold Ortmann.**

(3. Fortsetzung.) ———

O sagen Sie es mir noch einmal! Ich bin nicht ein Mörder?“

„Pst!“ machte der Arzt, der es gehört hatte, und mit vorsichtig gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Er kann in jedem Augenblick wieder zum Bewußtsein kommen, und ich darf Ihnen zu Ihrer Beruhigung versichern, Herr Cederskjöld, daß die Verletzung allem Anschein nach keine allzu schwere ist. Eine leichte Gehirnerschütterung scheint allerdings vorzuliegen; aber ich glaube nicht, daß wir uns ihretwegen zu ängstigen brauchen.“

Während der Doktor zu ihm sprach, hatte Cederskjöld sich langsam aufgerichtet. Seine blauen Augen, die noch größer und noch hervortretender schienen als sonst, hatten die Worte förmlich von seinen Lippen getrunken, und während nun seine breite Brust aufs neue mächtig zu arbeiten begann, bewegten sich seine Lippen, ohne daß sie doch imstande gewesen wären, auch nur einen einzigen Laut hervorzubringen.

Er that einen zögernden Schritt auf das Ruhebett zu; aber der Arzt, nachdem er noch einen raschen Blick auf seinen Patienten geworfen, ging ihm entgegen und raunte ihm zu:

„Begnügen Sie sich vorerst mit dieser beruhigenden Auskunft — und gehen Sie, ehe Herr von Brunneck aus seiner Ohnmacht erwacht. Wir müssen ihn vor jeder Aufregung hüten, und darum ist es doch vielleicht besser, daß er Sie jetzt nicht sieht. Ich glaube ja gern, daß Sie ein Bedürfnis fühlen, mit ihm zu sprechen; aber wir wollen vor allem Rücksicht auf seinen Zustand nehmen — nicht wahr? Und aus diesem Grunde würde ich es für zweckmäßig halten, wenn auch die andern Herrschaften sich nunmehr verabschiedeten."

Arvid Cederskjöld strich sich über die Stirn.

„Aber wenn ich ihn nicht um Verzeihung bitte noch diese Nacht, ich werde es niemals thun können. Ich — —"

„Sie werden mir gestatten, mein junger Freund, Sie vorerst nach Hause zu begleiten. Ich denke, wir haben einiges miteinander zu reden."

Es war Heinrich Vollart, der ihn mit dieser in ziemlich energischem Tone abgegebenen Erklärung unterbrochen hatte, indem er zugleich seinen Arm in den des Schweden schob. Halb willenlos ließ Cederskjöld sich ein paar Schritte fortziehen; dann aber blieb er doch noch einmal stehen.

„Meine Frau — ist sie fort?"

Der Maler wies auf die Thür des Nebenzimmers.

„Ihre Frau ist mit meiner Tochter da drinnen. Und wenn Sie es gestatten, wird sie für diese Nacht die Gastfreundschaft meines Hauses genießen. Einer dieser Herren hat sicherlich die Freundlichkeit, statt meiner die Damen zu begleiten."

Der Schwede sah ihn an und drückte ihm dann mit einer ungestümen Bewegung so heftig die Hand, daß Heinrich Vollart in Versuchung war, laut aufzuschreien.

„Sie sind ein vortrefflicher Mann," sagte er gepreßt. „Und Sie können mich lassen allein gehen. Ich werde nicht thun, was Sie fürchten."

„Um so besser! Aber ich habe mir's nun einmal vorgenommen, Sie zu begleiten. Und ich bin jedenfalls noch viel eigensinniger, als ich vortrefflich bin. Lassen Sie uns also gehen!"

Da erhob Arvid Cederskjöld keinen weiteren Widerspruch mehr, und sie gingen. — — —

Anders, als sie gekommen waren, mit scheuen, lautlosen Schritten, hatten Gabor Sarlos Gäste sich entfernt, und jeder von ihnen hatte sich draußen auf dem Vorplatz dem noch immer ganz verstört dreinschauenden jungen Ungarn mit mannhaftem Händedruck zu unverbrüchlicher Verschwiegenheit verpflichtet. Nun kehrte er in das Atelier zurück, wo Erich, mit einem provisorischen Verband versehen, noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit dalag.

„Sie sind alle fort — bis auf die Damen. Glauben Sie wirklich, Doktor, daß ich mich auf eine Stunde entfernen kann, um sie nach Hause zu geleiten?“

„Gewiß! Ich werde selbstverständlich für den Rest der Nacht bei dem Patienten bleiben, und Sie sagten ja, daß Sie Ihre Aufwärterin herbeirufen wollten. Es genügt, wenn ich irgend eine Person zur Verfügung habe, die mir im Fall der Not einige Handreichungen leisten kann.“

Sarlo wendete sich dem Nebenzimmer zu; aber Dolly hielt ihn noch zurück.

„Wir brauchen Ihre Aufwärterin nicht,“ sagte sie. „Ich werde bei Ihrem Freunde bleiben.“

Verlegen zupfte der Ungar an seinem Schnurrbart.

„Das ist ein sehr großmütiges Anerbieten; aber ich weiß doch nicht —“

„Was haben Sie dagegen einzuwenden?“ fragte sie ruhig. „Habe ich mich zu ungeschickt angestellt, Herr Doktor?“

„Gnädiges Fräulein sind die beste Samariterin, die man sich nur wünschen kann,“ erwiderte der Arzt verbindlich. „Aber es bedarf eines solchen Opfers wirklich nicht mehr, und seine Annahme wäre nichts als ein sträflicher Mißbrauch Ihrer Menschenfreundlichkeit. Vielleicht wäre es für den Augenblick verdienstlicher, wenn Sie Fräulein Vollart behilflich sein wollten, diese arme junge Frau zu beruhigen und sie zum Aufbruch zu bewegen.“

Dolly leistete, wenn auch etwas zögernd, der Aufforderung Folge und trat in das Nebenzimmer ein, wo es indessen der von ihr verlangten Unterstützung nicht mehr bedurfte. Denn es war dem ebenso herzlichen wie verständigen Zureden Helenens gelungen, die Aufregung der Schauspielerin wenigstens insoweit

zu beschwichtigen, daß man daran denken konnte, die Wohnung der beiden Maler mit ihr zu verlassen. Allerdings bot sie mit ihrem verstörten Gesichtchen noch immer einen geradezu bejammernswerten Anblick, und das Uebermaß der Erregung hatte ihre Kräfte so erschöpft, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Ihre Thränen waren versiegt, aber ein krampfhaftes Schluchzen schüttelte noch immer von Zeit zu Zeit ihre zierliche Gestalt. Willenlos ließ sie es geschehen, daß man ihr den Hut aufsetzte und sie in ihren Mantel einhüllte. Auf den Arm Helenens gestützt und mit halb geschlossenen Augen, als fürchte sie, daß sie etwas Entsetzliches werde sehen müssen, betrat sie das Atelier, das man passieren mußte, um den Ausgang zu gewinnen. Helene sah auf den ersten Blick, daß Erich inzwischen das Bewußtsein wieder erlangt hatte. Denn seine Augen waren weit geöffnet, und seine Lippen bewegten sich zu leiser Antwort auf eine Frage, die der Arzt eben an ihn gerichtet haben mochte. Aber Gabor Sarlo winkte ihr zu, nicht zu verweilen, und so zog sie die Schauspielerin rasch mit sich auf den Vorplatz hinaus, wo sich ihre eigene Garderobe befand. Erst als die Thür des Ateliers sich hinter ihr geschlossen hatte, gewahrte sie, daß Dolly ihr nicht gefolgt war. Sie zog sich an und wartete ein paar Minuten lang auf das Erscheinen ihres Verlobten und ihrer Freundin. Dann, als sie noch immer nicht kamen, öffnete sie noch einmal behutsam die Thür, um mit grenzenlosem Erstaunen das Bild zu erfassen, das sich da drinnen ihren Blicken bot.

Erich von Brunneck hatte sich auf seinem Lager halb aufgerichtet, und sein Gesicht war Helene so weit zugewendet, daß sie den beglückten Ausdruck seiner Züge wahrnehmen konnte. Vor ihm auf dem Boden aber kniete Dolly in einer vielleicht etwas theatralischen, doch darum nicht weniger liebreizenden Stellung, die Ellenbogen auf den Rand des Ruhebettes gestützt und das Kinn auf den gefalteten Händen. Ihr aufwärts gerichtetes Antlitz war dem Verwundeten zugekehrt und für Helene unsichtbar; aber die ganze Situation war so unzweideutig, daß sie nicht erst das Mienenspiel der Sängerin zu studieren brauchte, um zu begreifen, was da geschah.

Peinlich überrascht, mit einem stechenden Schmerzgefühl

in der Brust, für das sie sich selbst wohl kaum hätte eine Erklärung geben können, blieb das junge Mädchen regungslos auf der Schwelle stehen. Und nun hörte sie Dolly sagen:

„Nein, ich bleibe hier — ich müßte ja zu Hause vor Angst vergehen.“

Da hielt es sie nicht länger, und ohne alle Ueberlegung, einzig dem Impuls des Augenblicks folgend, that sie ein paar Schritte auf die kleine Gruppe zu:

„Vergieb — aber ich möchte ein paar Worte unter vier Augen mit dir reden, Dolly!“

Ohne sich von den Knieen zu erheben, drehte die Angeredete den rotblonden Kopf nach ihr um. Ihr Gesicht war hinreißend schön mit dem Ausdruck seliger Hingabe, der sich wie ein verklärender Schimmer darüber gebreitet, und ein unwiderstehlich reizendes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie im weichsten und sanftesten Tone erwiderte:

„Weshalb unter vier Augen, Liebste? — Ich weiß ja sehr wohl, was du mir sagen willst. Aber es wäre verlorene Mühe. Ich bleibe ja nicht allein hier. Und ich frage nichts nach dem Urteil der Welt.“

Der Doktor war mit einem unmutigen Stirnrunzeln zurückgetreten, und achselzuckend flüsterte Gabor Carlo ihm einige Worte zu. Erich von Brunneck aber neigte seinen verbundenen Kopf tiefer zu der Knieenden hinab und sagte:

„Ich danke Ihnen, Dolly — aber die andern haben recht — Sie dürfen nicht bleiben! Ich will nicht, daß man es wagt, Ihnen Uebles nachzureden.“

Sie wollte etwas entgegnen; aber ein unerwarteter Zwischenfall ließ sie nicht dazu kommen. Vor fünf Minuten schon hatte Carlo den Klingelzug in Bewegung gesetzt, der in die Wohnung der Aufwärterin führte, und nun tauchte plötzlich die massige Gestalt der Frau Schulze mit einem Gesicht, auf dem sich drastisch genug das gewaltigste Erstaunen malte, im Thürrahmen auf.

„I du meine Jüte! Was is denn passiert? Das sieht ja aus, als hätte es hier Mord und Totschlag jejeben.“

Als hätte ein Peitschenhieb sie emporgetrieben, war Dolly beim ersten Laut dieser rauhen, mißtönenden Stimme auf-

gefahren und hatte sich hinter den malerischen Ofenaufbau geflüchtet.

„Entfernen Sie das Weib!“ raunte sie Sarlo zu. „Um alles in der Welt beschwöre ich Sie: schicken Sie sie fort!“

Aber die wackere Frau Schulze sah wahrlich nicht aus wie jemand, der sich so ohne weiteres wieder fortschicken lassen würde. Die Arme in die Hüften gestemmt, war sie mitten im Atelier stehen geblieben, und ihre kleinen, verschmitzten Augen waren unverwandt auf Dollys sehr unzulängliches Versteck gerichtet.

„Was hat denn das Fräulein? Vor mir braucht sie sich doch nicht zu genieren. Und weshalb haben Sie eijentlich nach mir jeklingelt?“

„Herr von Brunneck hat das Mißgeschick gehabt, sich durch einen Fall zu verletzen,“ sagte Sarlo in großer Verlegenheit, „und da ich im Begriff bin, die Damen nach Hause zu begleiten, hatte ich Sie bitten wollen, inzwischen hier in der Nähe zu bleiben für den Fall, daß der Herr Doktor eines Beistandes bedürfen sollte. Jetzt aber — —“

„Natürlich werde ick hier bleiben,“ schnitt ihm Frau Schulze mit großer Entschiedenheit die Weiterrede ab. „Von den Fräuleins wird ihm doch wohl keine die janze Nacht Jesellschaft leisten wollen.“

Dolly mochte eingesehen haben, daß es für die Dauer unmöglich sein würde, sich dem impertinenten Späherblick der Aufwärterin zu verbergen. Denn sie trat plötzlich aus ihrem Winkel hervor und gerade auf sie zu.

„Alle juten Jeister!“ — wollte Frau Schulze einen vermutlich auf großen Wortreichtum zugeschnittenen Ausdruck höchsten Erstaunens beginnen. Dolly aber wußte sie daran zu verhindern, indem sie ihr die Hand entgegenstreckte und mit liebenswürdigster Unbefangenheit sagte:

„Frau Schulze — nicht wahr? Ich weiß nicht, ob Sie sich von unserer flüchtigen Begegnung her meiner noch erinnern. Aber seitdem ich Sie erkannt habe, weiß ich, daß wir Herrn von Brunneck in der That in guten Händen lassen, wenn wir ihn Ihrer mütterlichen Obhut empfehlen. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen ein paar Worte im Vertrauen zu sagen, liebe Frau Schulze?“

Auf dem derbknochigen Gesicht der Frau hatte sich während dieser auffallend hastigen Begrüßung eine ganze Skala von widerstreitenden Empfindungen gespielt. Aber sie hatte die mit so gewinnender Freundlichkeit dargebotene feine Hand nicht genommen, und nur mit sichtlichem Widerstreben ließ sie sich jetzt von Dolly nach der andern Seite des Ateliers hinüber ziehen.

Da aber, wo sie sicher sein konnte, von den andern nicht mehr gehört zu werden, raunte ihr die Sängerin zu:

„Sie werden schweigen — nicht wahr? Sie werden den beiden Herren nicht verraten, woher wir uns kennen. Seien Sie versichert, daß ich mich Ihnen dafür erkenntlich zeigen werde. Sie können für Ihre Verschwiegenheit von mir verlangen, was Sie wollen.“

„So? Kann ich das wirklich? Na, wir wollen sehen. Ich werde mir's überlegen.“ — — —

Als Fräulein Dolly sich den anderen wieder zuwandte, hatte sie ihre vorige Absicht geändert. Sie trat an das Lager des Verwundeten, um sich von ihm zu verabschieden und ihm eine schmerzlose Nachtruhe zu wünschen. Nur für die Dauer weniger Sekunden ließ sie's geschehen, daß er ihre Hand zärtlich an seine Lippen drückte, und einzig ihre Augen, die heiß und leuchtend die seinigen suchten, sagten ihm alles das, wonach seine Seele dürstete.

Mit einem freundlichen Kopfnicken grüßte sie den Arzt, um dann wie in einer Aufwallung warmer Zärtlichkeit Helenens Taille zu umschlingen.

„Du siehst, daß ich ganz vernünftig bin, lieber Schatz! Laß uns denn diese arme kleine Frau Signe gemeinsam unter unsere schützenden Fittiche nehmen!“

Gleich darauf waren der Arzt und die Aufwärterin allein bei dem Verwundeten.

„Machen Sie doch nicht ein so schrecklich ernsthaftes Gesicht, liebe Frau Schulze,“ sagte Erich scherzend. „Mit meiner Verletzung hat es herzlich wenig auf sich. Und wenn Sie mich ein bißchen erheitern wollen, so erzählen Sie mir, wo Sie die Bekanntschaft des Fräulein Förster gemacht haben. Es würde mich außerordentlich interessieren.“

Mit gerunzelter Stirn stand die Frau ein paar Sekunden lang schweigend wie in innerem Kampfe. Dann aber schüttelte sie ablehnend den Kopf.

„Nein, heute nicht!“ stieß sie kurz und rauh hervor. „Sie sehen nich aus, als ob es Ihnen jut thäte, Jeschichten zu hören. Wollen Sie denn übrigens hier in'n Atelier liegen bleiben?“

„Für diese Nacht wird es wohl das beste sein!“ erwiderte der Arzt statt des Gefragten. „Und Sie haben vollkommen recht, sich jetzt nicht auf lange Unterhaltungen mit unserm Patienten einzulassen. Er soll nicht plaudern, sondern zu schlafen versuchen. Kehren Sie also vorläufig getrost in Ihre Wohnung zurück. Es ist genug, wenn Sie sich bereit halten, zu kommen, falls ich Sie rufe.“

„Na ja, Sie brauchen ja bloß zu klingeln. Ich bin immer parat.“

Sie entfernte sich mit jener anmutigen Leichtigkeit, die jedesmal den ganzen Fußboden des Ateliers in zitternde Bewegung versetzte. Aber als sie dann die Thür ihrer blitzsauberen Küche wieder hinter sich ins Schloß drückte, sagte sie laut und vernehmlich vor sich hin:

„Und wenn sie mir funfzig Thaler jeben wollte, ich thu's nich! Sie soll's mit ihm nich machen dürfen, wie mit dem andern — dafür wird die Schulzen schon sorgen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Es mochte gegen neun Uhr morgens sein, als Erich aus seinem tiefen und wohlthuenden Schlummer erwachte. Verwundert musterte er seine Umgebung, die ihn allerdings fremd genug anmuten mußte, und es bedurfte einer geraumen Weile gründlichen Nachdenkens, ehe er sich alle Vorgänge der verflossenen Nacht, soweit er sie mit Bewußtsein miterlebt oder aus den Erzählungen des Arztes kennen gelernt, ins Gedächtnis zurückgerufen und sie in den richtigen Zusammenhang untereinander gebracht hatte.

Die seltsamsten und widerspruchsvollsten Empfindungen waren es, die ihn bei dieser Erinnerung bewegten. Seine erste

Regung beim Anblick des bunt und flitterhaft aufgeputzten Ateliers, das nur zu deutlich sowohl die Spuren des ausgelassenen Festes wie die seines wüsten und traurigen Abschlusses aufwies, war ein Gefühl des Widerwillens und der peinlichen Beschämung gewesen. Er bereute tief, sich trotz des üblen Eindrucks, den er damals bei seinem ersten Besuch in ihrem Kreise empfangen, mit diesem zigeunerhaften Künstlervölkchen eingelassen zu haben, und er empfand etwas wie wirklichen Groll gegen Vollart und Sarlo, die ihn dazu bestimmt hatten.

Aber sein Unmut verflog, und ein Lächeln huschte über sein Gesicht, als er jetzt des jungen Ungarn ansichtig wurde, der es offenbar auf sich genommen hatte, nach der in früher Morgenstunde erfolgten Entfernung des Arztes bei ihm zu „wachen“.

Ohne allen Zweifel hatte er den besten Willen dazu gehabt; denn er saß in der denkbar unbequemsten Stellung auf einem jener alten italienischen Holzstühle, die er für das „Fest“, wer weiß woher, aufgetrieben hatte, und die für jeden andern Zweck brauchbarer schienen als für den des Ausruhens. Hundertmal mochte er in tapferem Kampfe Herr geworden sein über die Anwandlungen einer bleiernen Müdigkeit, endlich aber war er ihnen doch unterlegen. Sein lockiger Kopf ruhte auf dem harten, kantigen Schnitzwerk der Stuhllehne, als ob es der weichste Daunenpfühl gewesen wäre; ein Ausdruck heiterer Ruhe, wahrscheinlich das Spiegelbild eines angenehmen Traumes, war auf seinem hübschen Gesicht; und es wäre ohne allen Zweifel die größte Grausamkeit gewesen, ihn rauh aus diesem süßen Schlummer zu wecken.

Sicherlich träumt er von der Geliebten! dachte Erich, und dabei that sich's vor seiner eigenen Seele auf wie eine herrliche Wunderwelt voll paradiesischen Sonnenscheins und ungeahnter Seligkeiten.

„Dolly!“ sagte er halblaut vor sich hin, als wäre etwas unsäglich Beglückendes schon in dem bloßen Klang ihres Namens. Und dann schloß er die Augen, um durch keinen prosaischen äußeren Eindruck die wonnevollen Bilder zerstören zu lassen, die seine Phantasie erfüllten. Aber nicht lange durfte er sich unbehelligt dieser holden Beschäftigung hingeben. Denn ein

Schlüssel knirschte draußen im Drückerschloß, und ein wohlbekannter schwerer Tritt machte die Dielen des Ateliers erzittern.

Seufzend drehte Erich den Kopf zur Seite, um sich schlafend zu stellen. Dann aber erinnerte er sich des wirklich schlummernden Freundes, der nicht gestört werden durfte, und als die Aufwärterin über die Schwelle trat, mahnte er sie durch Wort und Gebärde zur Behutsamkeit.

„Leise, Frau Schulze, leise, damit wir ihn nicht wecken!“

Sie streifte Gabor Sarlos Gestalt mit einem mitleidigen Blick, und dann, indem sie so vorsichtig wie möglich an Erichs Lager herantrat, brachte sie ein zusammengerolltes Blatt zum Vorschein, das sie bei ihrem Eintritt unter der Küchenschürze verborgen gehalten.

„Hier! Ick habe Ihnen 'was mitjebracht, Herr von Brunneck! Vielleicht macht's Ihnen Spaß, sich's 'mal anzusehen.“

Mit einer gewissen heiteren Neugier entrollte Erich den keineswegs allzu sauberen und stellenweise arg zerknitterten Bogen starken Zeichenpapieres. Aber seine Augen öffneten sich weit und ein Ausruf höchsten Erstaunens kam von seinen Lippen, als er einen Blick auf die in kühnen Kreidestrichen ausgeführte Skizze geworfen, die ihn bedeckte.

„Was ist das? — Wie, um alles in der Welt, kommen Sie zu dieser Zeichnung?“

„Ich hab' sie hier in einem Winkel gefunden, als ick das Atelier wieder in stand setzen sollte, nachdem der arme Herr Stehling jestorben war. Wenn keiner das Bild haben will, dachte ick mir, kannst du's ja zum Andenken behalten. Ein bißken verrückt mag es wohl sein; aber ähnlich is es — nich wahr?“

Die Aehnlichkeit war in der That überraschend genug, wie wenig sonst auch die Komposition über die ersten flüchtigen Andeutungen hinausgediehen sein mochte. Ein schön gestaltetes, weibliches Fabelwesen mit aufgelöstem Haar und mächtigen schwarzen Fledermausflügeln, das sich über einen schlafenden Jüngling herabneigt, um ihn zu küssen oder vielleicht auch, um nach Vampyrart sein Blut zu trinken — das war das Sujet des in genialen Zügen skizzierten Entwurfs. Als künstlerische

Leistung mochte die Studie dem Auge des Laien wohl ohne sonderliche Bedeutung scheinen. Und sie würde auch Erich von Brunneck kaum länger als für wenige Minuten interessiert haben, wenn nicht eben diese ganz unverkennbare, geradezu verblüffende Aehnlichkeit gewesen wäre, die ihn auf den ersten Blick gepackt hatte, als thäte etwas Wunderbares und Unbegreifliches sich vor seinen Augen auf.

Dies schöne Mädchenantlitz, um dessen Lippen ein so verlangendes und zugleich grausames Lächeln spielte, es trug mit der vollkommenen Treue eines nach dem Leben gezeichneten Porträts Dolly Försters reizende Züge. Und selbst die eigentümlich anmutige Beugung des schlanken Halses war genau dieselbe, die Erich so oft an dem lebendigen Vorbilde dieses holden Vampyrs entzückt hatte.

Er starrte auf die Skizze, als hielt er sie für irgend ein Blendwerk, das sich im nächsten Moment unter seinen Händen wieder in etwas ganz anderes verwandeln müßte. Dann aber schien ein böser, quälender Gedanke jäh sein Hirn zu durchzucken. Denn er richtete sich hastig auf seinem Lager empor und sagte:

„Diese Zeichnung wäre also von der Hand des verstorbenen Stehling? Und was wissen Sie über ihre Entstehung?“

„Na, was soll ich denn davon wissen? Dabei jewesen bin ick nich, wie er's jemacht hat. Aber ick denke mir, er wird sie wohl 'mal abjezeichnet haben, wie sie zum Besuch bei ihm jewesen is.“

„Was? — Fräulein Förster?“

„Den Namen kennen Sie wahrscheinlich besser als ick. Er hat sie mir nich vorjestellt. Ick weiß bloß, daß es dieselbe Dame war, die sich jestern so freundlich um Sie jekümmert hat. Aber eigentlich sollte ick es Ihnen ja nich verraten.“

„Sie sollten nicht? Und wer hat es Ihnen verboten?“

„Das schöne Fräulein natürlich. Sie wollte mir wer weiß was dafür jeben, wenn ick den Mund hielte.“

„Das ist nicht wahr! Wann hätte sie Ihnen Derartiges gesagt?“

„Erlauben Sie jefälligst, Herr von Brunneck — ick lüge nie. Wenn es Ihnen aber anjenehm is, kann ick ja auch schweigen.“

„Nein, nein — Sie sollen mir im Gegenteil alles offenbaren — hören Sie — alles! Die Dame stand also in näheren Beziehungen zu dem vorigen Bewohner des Ateliers? Und sie kam öfter hierher, ihn zu besuchen?"

„Nich jerade häufig. Ick denke, viel öfter als zwei- oder dreimal wird es wohl nich jewesen sein. Sie müssen sich eben für jewöhnlich anderswo jetroffen haben."

Erich mochte auf Schlimmeres gefaßt gewesen sein; denn wie in einem Aufatmen der Erleichterung hob sich seine Brust.

„So vermuten Sie? — Aber Sie haben keine Beweise dafür, nicht wahr?"

„Keine, auf die ich schwören könnte. Aber man macht sich doch so seine Jedanken. Und wer so lange Aufwärterin bei ledige junge Herren jewesen is wie ick, versteht sich man auch ein bißken auf solche Jeschichten. Daß sie's darauf anjelegt hatte, ihn in sich verliebt zu machen, is janz jewiß. Ick bin einmal nebenan im Zimmer jewesen, wie sie sich hier im Atelier miteinander unterhalten haben. Und ick sage Ihnen: bloß mit ihrem Lachen hätte sie einen Mann verrückt machen können — ohne die Blicke und all das andere, was sie sonst noch aufjeboten haben mag."

Erich hatte eine Empfindung, als wühle eine rohe Faust mit scharfen Messern in seiner Brust. Die derbe und rücksichtslose Ausdrucksweise dieses unbarmherzigen Weibes machte seine Pein nur noch unerträglicher. Und doch trieb es ihn, die grausame Qual zu vermehren, indem er alles aus ihr herausfragte, was sie wußte oder vermutete.

„Sie haben also die beiden damals für ein Liebespaar angesehen — ein glückliches Liebespaar?"

„Jlücklich? — Nein, wahrhaftig — das is er nich jewesen, der arme Mensch, oder doch höchstens für sehr kurze Zeit. Denn wie die Bekanntschaft kaum acht Tage alt war, fing es schon mit ihm an."

„Was fing an, Frau Schulze? Können Sie mir denn nicht in einigem Zusammenhange erzählen, was Sie bemerkt haben?"

„Lieber Himmel, was is da viel zu erzählen! Sie muß ihn eben am Narrenseil 'rumjeführt haben, wie das wohl so

Mode is bei diesen hübschen Damen, die sich heute von dem einen anbeten lassen und morgen von irjend einem andern. Den einen Tag is er umherjejangen wie jemand, der die Engel im Himmel singen hört und der am liebsten jleich die janze Welt umarmen möchte. Und dann, wenn ihm der Briefträger so ein niedliches kleines Billettchen jebracht hatte oder wenn er von dem Stelldichein nach Hause kam, sah er manchmal aus, daß einem das Herz im Leibe weh thun mußte. Sie hat ihr Spiel mit ihm jetrieben, sage ick Ihnen, Herr von Brunneck! Und es is ein schändliches Spiel jewesen. Denn der arme Herr Stehling is daran jestorben.“ —

Der Schläfer auf der andern Seite des Ateliers begann sich zu regen, und mit einem schmerzlichen Seufzer, den ihm das erwachende Bewußtsein seiner unbequemen Lage erpreßt haben mochte, schlug er die Augen auf.

„Alle Wetter — ich glaube wahrhaftig, ich habe geschlafen. Wie sind Sie denn hereingekommen, Frau Schulze? — Ich habe ja gar nichts davon gehört.“

„Durch die Thüre,“ erwiderte sie trocken. „Und wenn eine Kompagnie Soldaten hinter mir her jekommen wäre, würden Sie wahrscheinlich auch nich aufjewacht sein. Zum Krankenwärter, glaube ick, sind Sie nich jeboren.“

„Nein,“ bestätigte Gabor Sarlo mit drolliger Zerknirschung, „ich fürchte es beinahe selbst. Aber könnten Sie uns nicht vielleicht ein kleines Frühstück besorgen, verehrte Frau Schulze? Ich spüre da drinnen eine fürchterliche Leere.“

„Jewiß! Ick bin ja bloß jekommen, um zu fragen, was Sie haben wollen. Vielleicht 'nen sauren Hering?“

Sarlo überhörte den offenkundigen Sarkasmus dieser Frage und erteilte ihr, sich an die Anweisungen des vorhin durch seine ärztliche Pflichten abgerufenen Doktors haltend, die erforderlichen Instruktionen. Erst als sie sich zögernd entfernt hatte, trat er an das Lager des Freundes.

„Nun, Liebster, wie geht's? — Ich hoffe, du bist — — aber was ist denn das da? — Wie kommst du zu der wunderlichen Skizze?“

Mit einem gezwungenen Lächeln, das fürwahr trübselig genug ausgefallen war, reichte ihm Erich das Blatt.

„Eine Warnung, die unser Vorgänger mir durch Vermittelung der ehrenwerten Frau Schulze aus dem Jenseits hat zukommen lassen. — Und sie ist recht verständlich, nicht wahr?"

Auf dem Gesicht des Ungarn spiegelte sich das lebhafteste Erstaunen.

„Fräulein Dolly — als Fledermaus? Ja, was soll denn das nur bedeuten?"

„Nicht als Fledermaus, mein Lieber, sondern als Vampyr. Und es bedeutet, daß deine schöne Bacchantin, wie du siehst, schon anderen als Modell gedient hat, ehe sie dir diese Gunst gewährte. Der Unterschied ist nur, daß der arme Teufel, der mir diese Skizze hinterließ, nicht bloß mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen an seiner Arbeit beteiligt war — und daß diese ungesunde Art des Schaffens ihm allem Anschein nach recht schlecht bekam."

Die Bitterkeit in den Worten des Freundes veranlaßte Sarlo, einen Blick auf sein Gesicht zu werfen. Und nun wurde ihm mit einem Male alles klar.

„Steht es so? Du vermutest, daß sie dem Urheber der Skizze mehr gewesen sei als nur sein Modell?"

„Ich würde durch diese vielsagende Zeichnung davon überzeugt sein, auch wenn unsere wackere Aufwärterin es nicht zum Ueberfluß für ihre Pflicht gehalten hätte, mir einige Erläuterungen von zweifellosester Deutlichkeit zu geben. — Aber daß sie trotz dieser Erinnerungen gestern hierher kommen konnte, und daß sie — — doch genug, weshalb sollen wir noch weiter darüber reden?"

Sarlo warf die Studie auf einen Tisch. Sein hübsches Knabengesicht war ganz rot geworden vor Entrüstung.

„Aber wir müssen gerade davon reden, Erich! Denn wenn deine Vermutung zutrifft, haben wir uns ja in dieser Dolly ganz entsetzlich getäuscht, und es ist meine Pflicht, Helene vor einem weiteren Verkehr mit ihr zu warnen. Sie hätte uns ja auf die allerschnödeste Weise hintergangen."

Das bittere Lächeln war noch immer auf Erichs Gesicht.

„Vielleicht beurteilst du sie zu hart, mein Lieber! Am Ende hatte sie doch keine Verpflichtuug, uns über ihre Vergangenheit zu unterrichten."

„Du wolltest sie entschuldigen — du? Ja, hast du denn ganz vergessen, was in dieser Nacht geschehen ist? — Ich glaubte, du seiest auf dem Punkte, dich mit ihr zu verloben."

„Bei Gott, ich glaubte es beinahe selbst. — Aber das ist ja nun vorbei — ein phantastischer Traum, wie all das andere wirre Zeug, das da seit gestern an uns vorbeigewirbelt ist. Willst du mir eine kleine Gefälligkeit erweisen, Gabor, so reiche mir dort aus dem Schrank die Skizze, die meinen Onkel auf seinem Totenbette darstellt. Ich habe Verlangen darnach, sie zu sehen."

Bereitwillig entsprach Gabor seinem Wunsche. Er kannte die Geschichte des Bildes nicht; aber er wußte, daß es irgend eine bedeutsame Rolle im Leben seines Freundes spielen müsse. Denn mehr als einmal hatte er beobachtet, wie Erich in Stunden der Niedergeschlagenheit, die sich während ihres kurzen Zusammenlebens schon recht häufig eingestellt hatten, dies Blatt zur Hand nahm, um sich damit in sein Schlafzimmer zurückzuziehen. Da es unzweifelhaft nicht geschah, weil er daran zu arbeiten wünschte, so mußte die Zeichnung wohl eine Art von Talisman darstellen, zu dem er in Kleinmut und Trübsal seine Zuflucht nahm. Und der Ungar war ungeachtet seiner eigenen Mitteilsamkeit viel zu zartfühlend, als daß er den Schleier des Geheimnisses, das diese Skizze zu umgeben schien, durch eine indiskrete Frage zu lüften versucht hätte.

Heute am wenigsten würde er sich einer solchen Taktlosigkeit schuldig gemacht haben. Aber die Bitterkeit der Enttäuschung, die ihm soeben zu teil geworden, schien im Verein mit seiner körperlichen Schwäche in Erich ein Bedürfnis nach Mitteilung geweckt zu haben, wie er es in gleichem Maße dem jungen Genossen gegenüber sonst kaum empfunden. Vielleicht auch regte sich's im Grunde seiner Seele wie eine unbestimmte Furcht, daß er trotz alledem dem verführerischen Zauber der schönen Kirke noch einmal erliegen könnte, und er wollte dieser Gefahr begegnen, indem er den andern zum Mitwisser jener Gelöbnisse und Vorsätze machte, die ihn eigentlich von vornherein hätten wappnen sollen gegen die lockende Versuchung.

Er bat Gabor, sich neben seinem Lager niederzulassen, und er erzählte ihm von den Umständen, unter denen jene Zeichnung

entstanden war, soviel, als er preisgeben konnte, ohne sich um die Achtung des Zuhörers zu bringen. Zum erstenmal seit seines Oheims Tode sprach er von Magda. Und es war ihm, als ob mit dem Moment, da er ihren Namen nannte, das liebliche Bild des noch halb kindlichen und doch so eigentümlich frauenhaften Geschöpfes vor seinem geistigen Auge in einer Klarheit und Lebendigkeit erstünde, wie er es seit der Stunde ihres Abschieds nicht mehr gesehen. In all ihren Einzelheiten wurde die Erinnerung an jenen verhängnisvollen Tag und an die Nacht, die über sein Schicksal entschieden hatte, in seiner Seele wach. Und darüber gewann die Schilderung, die er dem Freunde von einer jungen Verwandten gab, ihm selber unbewußt, einen fast schwärmerischen Charakter.

Voll ehrlicher Teilnahme hörte ihm Gabor Sarlo zu, und in seiner lebhaften Künstlerphantasie erhielt das weibliche Wesen, von dem er mit solcher Andacht und Verehrung reden hörte, sogleich Gestalt und Leben.

„Ich hoffe, daß es mir früher oder später vergönnt sein wird, deine Cousine kennen zu lernen," sagte er, als Erich einmal, von der Bewegung überwältigt, in seiner Beichte innehielt. „Sie muß ja fürwahr ein seltenes Geschöpf sein, und ich wollte, daß Helene sie zur Freundin gewinnen könnte. Aber daran ist wohl kaum zu denken, denn sie wird nicht nach Berlin kommen — nicht wahr?"

„Ich glaube es kaum, obwohl ich gewisse Andeutungen in dem letzten Briefe, den ich von ihr empfing, beinahe so erklären möchte, als ob es ihr Wunsch oder ihre Absicht sei, hier ihre durch die Krankheit meines Oheims unterbrochenen Studien so bald als möglich wieder aufzunehmen. Aber wenn ich die Bemerkung auch richtig verstanden habe, wird es doch voraussichtlich bei dem bloßen Wunsche sein Bewenden haben, denn der Landrat von Rocholl, ihr Vormund und väterlicher Beschützer, gehört noch ganz und gar zu den Leuten, denen eine studierende Frau gleichbedeutend ist mit einem Geschöpf ohne alles feinere weibliche Empfinden. Er würde Magda niemals zu solchem Zweck nach Berlin gehen lassen. Und ich bin überzeugt, daß sie zuviel kindliche Ehrfurcht vor dem letzten Willen ihres Vaters hegt, um sich

gegen die Anschauungen des Mannes aufzulehnen, dessen Obhut er sie vertraute."

„Hm!" meinte Gabor nachdenklich. „Nach allem, was du mir von ihr erzählt hast, würde ich sie viel eher für eine jener Naturen halten, die unter allen Umständen und jedem Widerstand zum Trotz durchzusetzen wissen, was sie einmal für recht und gut erkannt haben. Das Bild, das ich mir von deiner Verwandten gemacht habe, gleicht der Wirklichkeit ja vielleicht in keinem Zuge. Aber es ist so hübsch, sich ein junges Mädchen vorzustellen, für dessen Denken und Handeln es kein anderes Gesetz giebt, als das der unbedingten Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, wie gegen alle Welt."

Ueberrascht blickte Erich auf.

„Wie wunderbar richtig du sie beurteilst! Ja, es ist, wie du sagst. Wahrhaftigkeit und Beharrlichkeit, das sind so recht eigentlich die Grundlagen ihres ganzen Wesens. Und wenn sie sehen könnte, wie wenig ich bis jetzt gethan habe, um das feierliche Versprechen einzulösen, das ich ihr an meines Oheims Totenbette gegeben — ich glaube, sie könnte es ebenso wenig verstehen, wie sie es verzeihen könnte. Aber es ist ja hoffentlich noch nicht zu spät, die verlorene Zeit und die schmählich vergeudete Kraft wieder einzubringen. Es soll unserer wackeren Frau Schulze unvergessen sein, daß sie just zur rechten Stunde das Trugbild zerstört hat, das mich wie ein lockendes Irrlicht von meinem Wege abziehen wollte. Und wenn du mich jemals wieder in Gefahr siehst, einer derartigen Versuchung zum Opfer zu fallen, so sollst du mir als ein getreuer Warner dies Bild hier vor Augen halten, um mich an meine heiligen Verpflichtungen gegen einen Toten und gegen eine Lebende zu erinnern."

„Das will ich!" sagte Gabor, und in warmem Druck fanden sich ihre Hände.

Da klang es von der Thür des Ateliers her heiter und glockenhell in ihre feierliche Stimmung hinein:

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren — aber ich fand draußen niemanden, der mich hätte anmelden können. Und da alle Thüren so einladend offen standen, war ich unbescheiden genug, ohne Anmeldung einzutreten."

Schon bei ihrem ersten Wort war der Ungar hastig aufgesprungen, als gelte es, den verwundeten Freund gegen eine neue Gefahr zu beschirmen.

„Fräulein Dol — — Fräulein Förster — Sie? Und Sie sind allein hierher gekommen!“

„Freilich!“ lachte sie. „Scheint Ihnen das so unerhört? Und ich habe Ihnen nicht einmal einen Gruß von Ihrer Braut mitgebracht! Denn Fräulein Helene war heute noch nicht für mich zu sprechen. Die Sorge für die arme Frau Signe nahm sie vermutlich zu sehr in Anspruch, als daß sie daneben noch eine Viertelstunde für mich hätte erübrigen können.“

Sie war vollends in das Atelier eingetreten, und sie maß den Ungarn mit einem Blick voll unbefangensten Erstaunens, als er ihr jetzt mit einigen raschen Schritten entgegen ging, wie wenn er sie hindern wollte, sich Erich noch weiter zu nähern.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Förster — aber der Arzt hat Herrn von Brunneck auf das strengste verboten, irgend einen Besuch zu empfangen.“

Er hatte es in einem Tone gesagt, der sie notwendig empfindlich verletzen mußte. Dolly aber schien sein Benehmen viel mehr belustigend als beleidigend zu finden.

„Auch den meinigen?“ fragte sie lächelnd. „Und Sie sind mit diesem Verbot einverstanden, Herr von Brunneck?“

„Nein,“ erwiderte der Gefragte ruhig. „Ich fühle mich glücklicherweise stark genug, es zu mißachten. Sei ohne Sorge um meine Gesundheit, Gabor — und laß uns für eine kleine Weile allein.“

Der Ungar zog die Stirn in Falten und drehte an seinem Schnurrbart.

„Ich weiß doch nicht —“

„Wie sonderbar Sie mir heute vorkommen, Herr Sarlo! Fürchten sie etwa, ich könnte Ihres Freundes Hilflosigkeit benutzen, um ihm ein Leid anzuthun?“

In ihrem spöttischen Lächeln und ihrem schelmischen Blick war etwas, das den jungen Maler verwirrte. Zwar war er sich vollkommen bewußt, daß es eigentlich seine Pflicht sei, sich dem Willen des Freundes zu widersetzen und nicht von seiner Seite zu weichen, so lange er ihn von der Gefahr dieser süßen,

lächelnden Lippen und dieser unwiderstehlichen Augen bedroht sah. Aber er fand nicht mehr den Mut, auf der Erfüllung dieser Pflicht zu bestehen, und das Gefühl, mit seinem unschlüssigen Zaudern eine etwas lächerliche Figur zu machen, brachte ihn vollends um seine Haltung.

„Nein, etwas Derartiges fürchte ich nicht," sagte er halb ärgerlich, halb verlegen. „Und ich kann mich ja meinetwegen einmal umsehen, wo Frau Schulze mit unserem Frühstück bleibt."

„Sie sollten lieber auf einen Sprung zu Ihrer Braut gehen, Herr Sarlo," schlug Dolly vor, „denn ich glaube, sie könnte Ihren Beistand recht gut brauchen. Von dem Mädchen hörte ich vorhin, daß Herr Vollert noch nicht nach Hause gekommen sei. Und Helene ist vielleicht in einiger Verlegenheit, was sie mit ihrem Schützling anfangen soll."

„Ja," stimmte Erich zu, „das solltest du thun! Und wenn es möglich ist, solltest du auch Arvid Cederskjöld aufsuchen, um ihn über mein Befinden zu beruhigen und ihn an irgend einer thörichten Handlung zu verhindern."

„Das hieße mich auf Stunden fortschicken," wandte Gabor unmutig ein. „Und ich habe doch dem Doktor versprochen, dich nicht einen Augenblick allein zu lassen."

„Aber bin ich denn nicht da?" fragte Dolly. „Und glauben Sie nicht, Herr Sarlo, daß ich mich zur Beaufsichtigung eines Kranken doch noch etwas besser eigne als Sie?"

Er konnte nicht widersprechen, ohne ihr geradezu ins Gesicht zu sagen, was man inzwischen über sie erfahren hatte und was er demzufolge über sie dachte. Dazu aber konnte er sich nicht berechtigt fühlen, so lange nicht Erich selbst ihm eine Vollmacht zu solcher Erklärung gegeben. So entschloß er sich denn, zu gehen. Aber er entfernte sich nicht, ohne zuvor noch einmal an das Lager des Freundes getreten zu sein und ihm mit einem vielsagenden Händedruck zugeflüstert zu haben:

„Denke an deine Vorsätze, Erich, und sei stark! Sie darf nicht noch einmal Macht über dich gewinnen!" — —

Seit einer Minute schon hatte die Thür sich hinter dem Fortgehenden geschlossen, und noch immer stand Dolly auf dem nämlichen Fleck inmitten des Ateliers, die leuchtenden Augen unverwandt auf das bleiche Gesicht des Verwundeten gerichtet.

„Nun?“ fragte sie endlich, und ihre Stimme hatte einen eigentümlich veränderten, weichen Klang. „Haben Sie mir denn nichts zu sagen?“

Er hatte schwer mit seinem Entschluß gerungen. Aber wie hart es ihn auch ankommen mochte, es mußte doch Klarheit geschaffen werden, und er durfte sie nicht schonen.

„Ja,“ erwiderte er, „aber Sie dürfen mir nicht zürnen, Dolly, wenn es etwas anderes ist, als Sie nach den Vorgängen dieser Nacht erwarten.“

„Nein, ich werde Ihnen nicht zürnen. Und mehr als das, ich will Ihnen sogar behilflich sein, das hochnotpeinliche Verfahren rasch zu Ende zu bringen, denn ich verlege mich nicht aufs Leugnen. Und eine geständige Angeklagte ist rasch abgeurteilt, nicht wahr?“

In grenzenlosem Erstaunen sah er zu ihr auf, und die plötzliche Veränderung in ihren Zügen schnitt ihm in die Seele.

„Wie? Sie wissen bereits — —“

„Alles, was Sie mir sagen könnten, und vielleicht noch mehr als das. Denn es war nicht wohlgethan, alle Thüren offen zu lassen, wenn Sie eine so vertrauliche Unterhaltung mit Ihrem Freunde führen wollten. Ich habe mindestens fünf Minuten lang hier auf der Schwelle gestanden, während Sie ihm Ihre Beichte ablegten. Und es bedurfte nicht eben eines besonderen Scharfsinns, um aus dem, was ich hören mußte, alles übrige zu erraten.“

Er dachte daran, was sie während jener Minuten gelitten haben mußte, und all sein Groll erstarb in einer Empfindung unsäglichen Mitleids.

„Sie haben gelauscht, Dolly? O, das war nicht gut. Denn niemals, das schwöre ich Ihnen, hatte ich auch nur für einen Augenblick den Wunsch, Ihnen wehe zu thun.“

„Es bedarf keiner Versicherung, mich davon zu überzeugen. Und ich bereue durchaus nicht, was ich soeben gethan. Es ist immer gut und nützlich, seine Feinde kennen zu lernen. Nun weiß ich doch, gegen wen und gegen was ich mich zu verteidigen habe.“

„Ihre Feinde? Nein, Dolly! Es giebt hier für Sie keinen anderen Feind, als die Vergangenheit. Und da Sie, wie Sie selbst sagen, nichts in Abrede stellen wollen — —“

Jetzt erst trat sie näher, und eine heiße Glut stieg in ihren Wangen auf, da sie ihn mit raschen Worten unterbrach:

„Sie halten mich also wirklich für ein Mädchen, das sich heute dem einen und morgen dem andern an den Hals wirft?"

„Aber ich verstehe Sie nicht. Wenn es doch nach Ihrem eigenen Geständnis Wahrheit ist, was Frau Schulze sagte — —"

„Wahrheit? — Ja — soweit sie Ihnen erzählt haben mag, daß jener unglückliche Stehling mir kein Fremder gewesen ist, und daß er sich in thörichter Verblendung mit Hoffnungen trug, die nimmermehr Wirklichkeit werden konnten. Aber ehe Sie mich auf solche Erzählung hin als ein herzloses und verworfenes Geschöpf verdammten, hätten Sie fürwahr das Bedürfnis fühlen sollen, mich zu hören. Denn ich bin für die Hoffnungen jenes beklagenswerten Künstlers ebensowenig verantwortlich wie für seine Enttäuschungen. Niemals habe ich daran gedacht, ihm mehr zu sein als eine Freundin und ein guter Kamerad. Und viel zu spät erst mußte ich zu meinem Schrecken erkennen, wie vollständig er in unbegreiflicher Verblendung meine Absichten mißdeutet hatte."

„Konnte Sie das wirklich überraschen?" fragte er zweifelnd. „Konnten Sie sich über den lockenden Reiz Ihrer Persönlichkeit und über jene ehernen Naturgesetze, die zwischen Mann und Weib von jeher gegolten haben, so ganz im Unklaren befinden, daß Sie an harmlose Freundschaft und gute Kameradschaft zu glauben vermochten mit einem jungen, heißblütigen Menschen, der obendrein ein schönheitsfreudiger Künstler war? Hat er Ihnen denn nicht schon in der ersten Stunde vertraulichen Beisammenseins mit Mund und Augen verraten, welcher Art in Wahrheit seine Empfindungen waren?"

„Was wäre für mich gewonnen, wenn ich Ihnen darauf mit Nein antworten wollte, da Sie mir's ja doch nicht glauben werden! Ich kann den Toten nicht mehr als Zeugen anrufen — und wenn Sie jener Skizze dort, die ich heut zum ersten Male sehe, das Gewicht eines unwiderleglichen Schuldbeweises beimessen wollen, so würden wahrscheinlich alle meine Versicherungen nicht imstande sein, Sie zu einer anderen Auffassung zu bekehren. Schließlich ist es ja auch in Wahrheit gar nicht der Schatten des unglücklichen Stehling, der sich zwischen

uns gedrängt hat, sondern das Bild eines lebendigen Weibes. Jenen hätte ein Hauch meines Mundes verscheuchen können, gegen dieses aber bin ich ohnmächtig. Das wußte ich in demselben Augenblick, wo Sie mit Gabor Sarlo von ihr zu sprechen begannen. Und vielleicht wäre es viel eher an mir gewesen, die Anklage eines trügerischen und herzlosen Doppelspiels zu erheben."

Der schmerzliche Vorwurf in ihren Worten — ein Vorwurf, der nichts Leidenschaftliches und Gehässiges, sondern nur etwas unsäglich Wehmütiges hatte, rührte ihm seltsam ans Herz. Was auch immer er von ihr glauben mochte und in welchem Lichte er nach diesem Versuch einer Rechtfertigung ihr Verhältnis zu jenem Verstorbenen sah, daran, daß sie in diesem Augenblick nur ihn liebte und daß sie in tiefster Seele unglücklich war, konnte er wahrlich keinen Zweifel hegen. Und das ernste Mädchenbild, das er vorhin in seiner Erinnerung heraufbeschworen, es verblaßte nur zu rasch vor der in ihrem Schmerz so ergreifenden lebendigen Schönheit, die sich da in berauschender Nähe seinem leiblichen Auge bot.

„Sie thun mir unrecht, Dolly," sagte er zögernd, „die tiefe Verehrung, die ich meiner Cousine Magda zolle, hat nichts zu schaffen mit — —"

Aber sie ließ ihn nicht ausreden.

„Nein, Sie sollen sie nicht verleugnen, weil Sie vielleicht in diesem Moment etwas wie Mitleid für mich empfinden. Diese Magda, der Sie um meinetwillen für eine kurze Zeit untreu gewesen sind, um bei der ersten Gewissensregung reuevoll zu ihr zurückzukehren — sie ist die Feindin, an die ich vorhin gedacht. Aber wenn ich sagte, daß ich entschlossen sei, mich gegen sie zu verteidigen, so war es ein thörichtes Wort, und ich nehme es zurück. Ich will niemand aus seinem rechtmäßigen Besitz verdrängen. Und wenn Ihr Freund Sarlo jemals wieder in die Notwendigkeit versetzt wird, den getreuen Warner zu spielen, so werde nicht ich es sein, vor der er Sie warnen müßte."

Es schien, daß sie ihr Gespräch als beendet ansah, denn sie wandte sich ab, und nach einigen Sekunden drückenden Schweigens fügte sie hinzu:

„Vielleicht ist es Ihnen lieber, wenn ich jetzt Ihre Aufwärterin rufe, damit sie bis zur Rückkehr des Herrn Sarlo bei Ihnen bleibt.“

Auch jetzt antwortete Erich nicht sogleich. Aber da sie sein Verstummen nun für eine Bejahung nahm und langsamen, müden Schrittes der Thür zuging, brach seine so lange mit schier übermenschlicher Selbstüberwindung behauptete Kraft zusammen, und in Lauten der leidenschaftlichsten Sehnsucht klang es von seinen Lippen:

„Dolly — nein, es ist unmöglich — dies kann nicht das Ende sein — nicht so können wir voneinandergehen.“

Ein Aufschrei wie das jubelnde Jauchzen einer aus den Banden hoffnungslosen Kummers befreiten Menschenseele durchhallte das Atelier. Und im nächsten Augenblick lag Dolly neben dem Ruhebett auf den Knieen, um mit den schönen, in Thränen schwimmenden Augen leuchtenden Blickes die seinen zu suchen.

„Nein — nein — wir können nicht, mein Geliebter — es ginge ja auch über meine Kraft.“

Ihre Arme umschlangen ihn, und ihre weichen Lippen brannten auf seinem Munde. Vergessen und versunken war alles, was soeben noch trennend und scheinbar unüberwindlich zwischen ihnen gestanden — ein Meer von Glückseligkeit und überschwänglicher Wonne schlug hochaufbrandend über ihnen zusammen. —

Das erste Wort, das nach Verlauf von Minuten zwischen ihnen gesprochen wurde, war Dollys wie in scheuem Zagen geflüsterte Frage:

„Und wirst du's auch nicht bereuen, daß du mich jetzt zurückgerufen? Wird sie mich nicht vielleicht binnen kurzem abermals aus deinem Herzen verdrängt haben, diese junge Verwandte mit der unbestechlichen Wahrhaftigkeit und der großen Seele?“

Erich antwortete ihr nur mit leidenschaftlichen Küssen. Aber sie gab sich nicht damit zufrieden, sondern entzog sich sanft seinen umschlingenden Armen.

„Und Gabor Sarlo? Wie willst du dich vor ihm rechtfertigen?“

„Bin ich denn ein Knabe, daß ich ihm oder irgend einem Menschen Rechenschaft schuldig wäre über meine Handlungen?

Ich liebe dich — ist das nicht Rechtfertigung und Erklärung genug für ihn wie für alle anderen!“

„So sprichst du jetzt, da du mich vor Augen hast. Aber darfst du mir zürnen, wenn mir ein wenig bange ist um mein Glück? Ich werde fern von dir sicherlich keinen ruhigen Augenblick haben, so lange ich mir sagen muß, daß ein armseliges Blatt Papier sich immer von neuem trennend zwischen uns stellen darf.“

„Ist es diese abscheuliche Vampyr-Skizze, die dich mit solcher Sorge erfüllt? Nun wohl, ich werde Frau Schulze bitten, sie mir zum Geschenk zu machen, und der arme Tote wird uns verzeihen, wenn wir sie vernichten.“

In entschiedener Verneinung schüttelte Dolly den Kopf.

„Es ist nicht dies Bild, Erich, vor dem ich mich fürchte, sondern jenes andere dort — das unheimliche Leichengesicht, das mich bis in meine Träume verfolgen wird, so lange ich es in deinen Händen weiß. Opfere es mir — das ist die erste Bitte, die ich an dich richte.“

Sie streckte die Hand nach der Skizze aus, aber Erich gab sie ihr nicht.

„Fordere von mir, was du willst, nur nicht dies. Niemand außer Magda und mir kennt die heilige Bedeutung, welche dies Blatt für mich hat. Ich würde mich zu versündigen glauben, wenn ich es von mir ließe.“

„Und damit, meinst du, sollte ich mich zufrieden geben? Ist deine Weigerung nicht die beste Bestätigung, wie berechtigt meine Furcht vor dieser Zeichnung war? Ich beneide deine Cousine um die wunderbare Macht, die sie über dich besessen haben muß, als sie dich zum Sklaven eines toten Bildes machte. Aber ich bemitleide sie doch noch mehr, als ich sie beneide. Denn bei all ihrer Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit erscheint sie mir wie ein Wesen ohne Fleisch und Blut. Wenn sie dich liebte, hätte sie, bei Gott, einen besseren Talisman finden sollen, sich deiner zu versichern, als gerade diesen. Aber ich glaube auch gar nicht daran, daß sie dich liebte. Ein liebendes Weib verfällt nimmermehr auf so ungeheuerliche Gedanken. Ich bestehle sie nicht, wenn ich entschlossen bin, dich in meinen Armen gefangen zu halten, und dich, wenn es sein muß, mit meinem

Herzblut zu verteidigen gegen jeden, der dich mir wieder entreißen will. Diese Magda hat kein Recht, dich zu beherrschen, wenn sie nicht zugleich den Willen und die Macht hat, dich glücklich zu machen. Und ich will nicht mit ihr teilen, du konntest wählen zwischen ihr und mir. Nun aber, da du dich für mich entschieden hast — nun sollst du mir gehören — mir ganz allein. Du sollst keine alte Sklavenkette mit dir herumschleppen. Und nicht die Schauer des Todes, sondern die Wonnen des vollen Lebens sollen dich emportragen zu deinen hohen Zielen. Darum fort mit diesem abscheulichen Papier! Und wenn es Sünde ist, es zu vernichten, so nehme ich getrost die Verantwortung auf mich. Ich fürchte mich nicht vor Gespenstern — welchen Namen auch immer sie haben mögen."

Noch ehe er recht begriffen hatte, welches Ungeheuerliche sie beabsichtigte, sah er das Blatt in ihren Händen. Und sein angstvoller, flehender Zuruf kam zu spät, die Ausführung ihres tollen Vorhabens zu hindern. Sie war aufgesprungen und ein paar Schritte von dem Ruhebett zurückgetreten. In dem nämlichen Moment auch hatte sie die Skizze von oben bis unten durchgerissen und die Stücke weit von sich hinweg mitten in das Atelier geworfen.

Als sie nun den Ausdruck fassungslosen Entsetzens auf seinem Antlitz sah, flog sie wieder auf ihn zu und warf ihre Arme um ihn, als wollte sie ihn in dieser Umschlingung ersticken.

„Vergieb mir, mein Geliebter — vergieb! Aber ich konnte nicht anders. Ich kann mich nicht mit einem andern in dir teilen — mit einem Toten so wenig wie mit einer Lebendigen."

Für einen Moment war er nahe daran gewesen, sie von sich zu stoßen; denn ihre unsinnige Handlungsweise hatte auf ihn gewirkt, wie wenn er plötzlich mit einem Strom eiskalten Wassers überschüttet worden wäre, und fast wie eine Regung des Hasses war es in ihm aufgestiegen, da er sie in schrankenlos leidenschaftlicher Wildheit seinen Talisman, sein Kleinod vernichten sah. Aber den süßen, sinnverwirrenden Schmeichelworten, die jetzt ihre Lippen dicht an seinem Antlitz flüsterten, hielt sein flüchtiger Zorn nicht stand. Ja, nicht einmal zu einem Vorwurf

oder zu einer Klage vermochte er sich aufzuraffen. Dolly hatte die erste Probe gewagt auf die Macht, die sie über ihn besaß — eine verwegene, tollkühne Probe. Aber sie durfte mit dem Ergebnis zufrieden sein. Von diesem Augenblick an wußte sie, daß er ihrer Schönheit willenlos unterworfen war, und daß sie aus ihm würde machen können, was ihr gefiel.

Sie hatte seine Hände sanft von ihren Schultern gelöst; aber sie saß noch auf dem Rand des Ruhebettes, mit heißen Wangen und hastig atmender Brust, als ohne vorheriges Klopfen abermals die Thür des Ateliers geöffnet wurde. Dolly rührte sich nicht; denn sie mochte glauben, daß es Gabor Sarlo sei, der schon zurückkam, und sie wollte ihm vermutlich von vornherein keinen Zweifel lassen über den Ausgang ihrer Unterredung mit Erich. Aber es war nicht der Ungar, der in der nächsten Sekunde über die Schwelle trat, sondern die vierschrötige Gestalt der Aufwärterin. Und die wackere Frau Schulze war ohne allen Zweifel auf nichts anderes so wenig vorbereitet gewesen wie auf den Anblick, der sie hier erwartete. Eine kleine Weile stand sie mit großen Augen und halb offenem Munde sprachlos da, dann aber, ehe eines von den beiden eine Frage oder eine Bemerkung an sie gerichtet, drehte sie sich kurz um und sagte mit sehr lauter Stimme:

„Bitte, kommen Sie nur 'rein, mein Fräulein! Herr von Brunneck scheint schon wieder janz wohl zu sein, und auf einen Damenbesuch mehr oder weniger kommt es ihm wohl nicht an.“

Auch jetzt noch dachte Dolly nicht daran, ihren Platz zu verlassen, denn es konnte ja nur Helene Vollart sein, die da kam, sich nach Erichs Befinden zu erkundigen. Und als sie dann im nächsten Moment inne wurde, daß sie sich in dieser Vermutung getäuscht, da war es wohl das Ueberwältigende und Lähmende der ersten Ueberraschung, was sie verhinderte, sich zu erheben.

Die da vor ihr stand, sah sie heute zum erstenmal in ihrem Leben, und doch wußte sie auf den ersten Blick, daß es nur Magda von Brunneck sein konnte. Dies feine, von schlicht gescheiteltem, dunklem Haar umrahmte Köpfchen auf der hochgewachsenen, aristokratischen Gestalt, dieser schön geschnittene,

energische Mund, und vor allem diese wundersamen, schwarzen Augen, die so ernst und klar und durchdringend blickten, als vermöchten sie sogleich bis in den innersten Kern der Dinge zu tauchen, sie stimmten so vollkommen zu dem Bilde, daß sie sich vorhin von der Tochter des verstorbenen Obersten gemacht hatte, daß sie über die Persönlichkeit der in ein nonnenhaft einfaches Trauergewand gekleideten Besucherin nicht für die Dauer eines Herzschlages im Ungewissen gewesen wäre, auch wenn nicht der bestürzte Ausruf aus Erichs Munde sie sehr bald über dieselbe aufgeklärt hätte.

„Magda!“ stieß er hervor. „Du hier in Berlin? Und dies unselige Weib ließ dich eintreten, ohne — —“

Er wußte nicht, wie er den begonnenen Satz vollenden sollte, und sein plötzliches Verstummen wie der Ausdruck seines von heißer Schamröte überfluteten Gesichts hatte ganz den Charakter einer tödlichen Verlegenheit. Magda war schon nach dem ersten Schritt, den sie in das Atelier hineingethan hatte, stehen geblieben, und mit einem einzigen großen Blick umfaßten ihre dunklen Augen den aufgeputzten Raum mit allem, was die Ereignisse der letzten Nacht an sichtbaren Spuren in ihm zurückgelassen hatten. Sie sah die benutzten Teller und die zum Teil nur halbgeleerten Weingläser, die überall umherstanden, sah die Scherben neben dem umgestürzten Tischchen, das im Tumult des ersten Schreckens über Arvid Cederskjölds That niedergerissen worden war, und sah die mit blutigem Wasser gefüllte Schüssel, die man bisher ebenso wenig beseitigt hatte wie alle die anderen widerwärtigen Ueberbleibsel des Einweihungsfestes und der düsteren Katastrophe, die ihm ein so jähes und vorzeitiges Ende bereitet.

Der Eindruck, den sie von alledem empfing, konnte nur der sein, daß hier ein wüstes Gelage gefeiert worden sei von einer Art, für die es in ihrer reinen Phantasie keine greifbare Vorstellung und in ihrer Seele nur eine dunkle Empfindung halb instinktiven Abscheus gab.

Und der Anblick ihres in seinen Kleidern und mit verbundenem Kopfe auf dem Ruhebett liegenden Vetters — dieser Anblick, der sie unter anderen Umständen gewiß mit Betrübnis und innigster Teilnahme erfüllt hätte, er mußte inmitten solcher

Umgebung auf sie wirken wie ein abstoßendes Schauspiel, gegen das ihr mädchenhaftes Schamgefühl sich beleidigt auflehnte.

Sie stand regungslos; aber nur ihr tödliches Erbleichen und die halb unwillkürliche und unbewußte Bewegung, mit der sie im ersten Moment die Handflächen gegen einander gepreßt hatte, gaben Kunde von dem, was in ihrem Innern vorging. Wohl eine Minute mochte vergangen sein, ehe sie halblaut erwiderte:

„Ich glaubte dich auf mein Kommen vorbereitet. Du hast also meinen Brief nicht erhalten?“

„Nein, Magda — ich ahnte nichts von der freudigen Ueberraschung, die mir da bevorstand. Und ich bitte dich deshalb, den seltsamen Empfang zu entschuldigen, der dir — —“

„Nicht doch!“ fiel sie ihm herbe und abweisend in die Rede. „Die Ungeschicklichkeit war allein bei mir. Denn ich hätte deine Antwort auf meinen Brief abwarten sollen, ehe ich hierher kam. Eigentlich hätte ich wohl darauf gefaßt sein müssen, dich zu stören.“

„Aber du störst mich nicht!“ rief er, und der Ton seiner Worte mußte ihr offenbaren, daß nichts Erheucheltes in seiner schmerzlichen Aufregung war. „Daß du mich gerade so finden mußt, ist das unglücklichste Zusammentreffen von der Welt. Und du darfst nicht nach dem urteilen, Magda, was du hier siehst. Du mußt mir gestatten, dir alles zu erklären.“

„Weshalb das? fragte sie kühl. „Ich habe nicht das mindeste Recht, derartige Erklärungen zu empfangen. Und es verlangt mich nicht nach ihnen. Die Frau, die mich einließ, sagte mir, daß dir ein Unfall zugestoßen sei. Aber es ist nichts Ernstliches -- nicht wahr?“

„Nein — eine geringfügige Verletzung ohne jede Gefahr. Ich erlitt sie durch einen ärgerlichen Zufall während des kleinen Festes, das mein Ateliergenosse gestern hier seinen Freunden gab. Und daraus allein erklärt sich der abscheuliche Zustand, in dem du meine Behausung findest. — Aber willst du dich nicht setzen, liebe Magda? Ich möchte so gern erfahren, was dich nach Berlin geführt hat, und ob ich hoffen darf, dich in meiner Nähe zu behalten?“

Sie leistete seiner verlegen vorgebrachten Einladung nicht Folge, sondern blieb unbeweglich hart neben der Thür.

„Vergieb, wenn ich darüber jetzt nicht sprechen möchte," sagte sie, immer in demselben kühlen, abweisenden Ton, der schon bei ihrem ersten Wort eine unübersteigliche Schranke zwischen ihnen aufgerichtet zu haben schien. „Du wirst alles, was dich daran interessieren kann, aus meinem Briefe erfahren, der ja schwerlich ganz verloren gegangen ist. Für jetzt" — und ihre Augen waren dabei mit einem merkwürdig starren Ausdruck unverwandt auf die Papierfetzen inmitten des Ateliers gerichtet —. „für jetzt habe ich nur noch eine Bitte. Gieb mir das Porträt meines Vaters, Erich, das du in der Nacht nach seinem Tode gezeichnet. Du hattest es mir zum Geschenk gemacht, und ich sagte dir ja, daß ich eines Tages kommen würde, es einzufordern."

Erich hatte in diesem Augenblick keinen andern Wunsch, als den, daß Arvid Cederskjölds Waffe ihr blutiges Werk besser verrichtet haben möchte. Denn woher sollte er den Mut nehmen, Magda zu sagen, was hier geschehen war, und wie sollte er es ihr erklären! Hätten nicht die Bruchstücke der zerrissenen Zeichnung offen vor ihren Augen dagelegen, so hätte er vielleicht eine Notlüge ersinnen können, um sie auf später zu vertrösten. So aber gab es kein Ausweichen und kein Entrinnen. Und er fühlte zugleich, daß er Dolly nicht anklagen dürfe, sondern alles allein auf sich nehmen müsse.

„Vergieb mir, Magda," wollte er stotternd beginnen, „ein unglücklicher Zufall — —"

Aber die, welche er hatte schonen wollen, machte seine großmütige Absicht zu schanden. Während sie bis dahin, ohne ihren Platz auf dem Rande seines Lagers zu verlassen, die stumme Zuhörerin gemacht hatte, stand Dolly jetzt mit entschlossener Miene auf und raffte die umhergestreuten Fetzen der Skizze zusammen.

„Verzeihen Sie mir, Fräulein von Brunneck," sagte sie sehr ruhig. „Wenn Erich mir gesagt hätte, daß dies Blatt nicht sein Eigentum sei, sondern das Ihrige, so würde ich mich selbstverständlich nicht daran vergriffen haben. Nun aber ist es leider

zu spät. Und es bleibt mir nur noch übrig, auf Ihre Nachsicht zu hoffen."

Sie war auf sie zugetreten, wohl in der Absicht, ihr die Ueberreste des Bildes zu übergeben. Magda aber wich zurück, und mit einer vornehm=zurückweisenden Kopfbewegung, die tausendmal kränkender war als das hochmütigste Wort, wendete sie sich gegen Erich:

„Da ich nicht die Ehre habe, diese Dame zu kennen, ersuche ich dich um eine Erklärung, wie man dazu kam, so mit meinem Besitztum zu verfahren."

Eine heiße Röte, die sicherlich viel mehr die Glut des Zornes war als die der Beschämung, hatte sich über die Wangen der Sängerin gebreitet, und sie ließ dem Verwundeten nicht Zeit, die verlangte Erklärung zu geben.

„Ihr Vetter hat es in der ersten Freude des Wiedersehens allerdings versäumt, mich Ihnen vorzustellen. Und da Sie so großes Gewicht auf derartige Förmlichkeiten legen, will ich es selbst thun. Ich heiße Dolly Förster und bin Herrn von Brunnecks Braut. Dies Bild aber, das ich, wie gesagt, für sein Eigentum ansah, habe ich zerrissen, weil — —"

„Weil es Ihnen vermutlich nicht gefiel," unterbrach Magda in eisig stolzem Tone ihre leidenschaftlich=lebhafte Rede. „Das ist eine Erklärung, die mir vollkommen genügt. Und es wird Sie gänzlich beruhigen, wenn ich Ihnen sage, daß das Blatt schon seit dem Augenblick, da ich hier eintrat, jeglichen Wert für mich verloren hatte."

Dolly preßte die Lippen zusammen und schwieg. Der unnahbaren Vornehmheit dieses jungen Mädchens gegenüber fühlte sie sich zu sehr im Nachteil, als daß sie gewagt hätte, die Herausforderung noch weiter zu treiben. Ueberdies lag Magdas schmale Rechte, die in dem schwarzen schwedischen Handschuh noch zarter und kindlicher erschien, bereits auf der Thürklinke.

„Da ich es für ausgeschlossen halte, daß wir uns in naher Zukunft wieder begegnen könnten, wünsche ich dir baldige Genesung, Erich, und sage dir zugleich Lebewohl!"

Es war nach ihrem Wunsch und Willen ein Abschied fürs Leben, das sagte ihm noch mehr als der Inhalt ihrer Worte der Ton, in dem sie gesprochen waren; aber eine Stimme in

seinem Innern schrie: „Du bist ein Elender und Erbärmlicher, wenn du es zulassen kannst, daß sie sich so von dir entfernt, mit dieser Fülle von Groll und Verachtung im Herzen."

„Höre mich, Magda!" rief er flehend. „Nur noch ein einziges Wort!"

Und da sie, seiner angstvollen Bitte nicht achtend, auf die Schwelle der schon geöffneten Ateliertür trat, warf er die Decke von sich, die man gestern über ihn gebreitet hatte, und sprang auf, um die Enteilende, wenn es kein anderes Mittel gab, mit Gewalt zurückzuhalten. Aber er hatte die Schwere seiner Verletzung und die von der leichten Gehirnerschütterung zurückgebliebene Schwäche unterschätzt. Nach dem ersten Schritt schon flimmerte es ihm vor den Augen. Hunderte von Feuergarben und bunten, leuchtenden Kugeln schienen plötzlich rings um ihn her das ganze Atelier zu erfüllen. Seine Kniee wankten und seine Hände tasteten, eine Stütze suchend, in die leere Luft.

„Magda!" stieß er noch einmal mit versagender Stimme hervor. Dann verließen ihn Kraft und Bewußtsein, und er brach ohnmächtig zusammen, gerade in demselben Moment, da die Thür des Ateliers sich hinter der Gerufenen schloß.

Sechzehntes Kapitel.

„Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, mich anzusehen, Fräulein Imgart! — Aber weshalb, um des Himmelswillen, ein so böses Gesicht? Was würden Sie sagen, wenn ich diesen Ausdruck jetzt auf der Leinwand festgehalten hätte?"

„Ich kann nichts dafür, Herr Sarlo! Und ich glaube auch nicht, daß ich böse aussehe — höchstens schrecklich gelangweilt."

Die schlanke, dunkelhaarige junge Dame, die in großer Gesellschaftstoilette und in sehr malerischer, wenn auch vielleicht etwas gezierter Attitüde auf dem kleinen Podium saß, hatte es im Tone eines spitzigen Vorwurfs geantwortet. Fast noch im nämlichen Moment aber lachte sie belustigt auf — mit einem leisen, girrenden Lachen, wie Gabor Sarlo es noch von keinem anderen weiblichen Wesen gehört hatte.

„Da — sehen Sie nur hinüber!“ fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort. „Meine Mama ist über Ihren Skizzenmappen sanft und selig entschlummert. Es wundert mich nicht, denn seit einer Viertelstunde haben Sie weder mit ihr, noch mit mir ein Sterbenswörtchen gesprochen. Muß ein Maler denn wirklich gar so ungalant sein, wenn er bei der Arbeit ist?“

„Ich bitte um Verzeihung! Aber ich gehöre in der That zu denen, die alles andere vergessen, wenn der Gegenstand ihres Schaffens sie wirklich interessiert.“

„Das ist doch wohl nur eine Schmeichelei, die mich mit Ihrer langweiligen Schweigsamkeit aussöhnen soll. Denn ein so vielbeschäftigter und verwöhnter Künstler wie Sie hat sicherlich schon sehr viel interessantere Modelle gehabt als meine unbedeutende Person.“

„Wenn schon meine erste Bemerkung mich in den Verdacht gebracht hat, Ihnen zu schmeicheln, wofür würden Sie dann erst eine wahrheitsgemäße Antwort auf diese letzte Vermutung nehmen! Darf ich Ihnen erwidern, daß mich kaum je ein Auftrag so glücklich gemacht hat, wie dieser? Er ist mir wie eine Erlösung gekommen — wahrhaftig! Denn es ist nachgerade zum Verzweifeln, sich immer an denselben nichtssagenden Physiognomien abplagen und obendrein in jedem Fall den dümmsten und unkünstlerischsten Wünschen Rechnung tragen zu müssen. Wenn ich heute die Gewißheit erhielte, mein Leben lang dazu verurteilt zu bleiben, ich hinge, bei Gott, auf der Stelle die Malerei an den Nagel und würde ein Schneider oder dergleichen.“

„Auch in diesem Beruf würden Sie ohne Zweifel Ihr Glück machen,“ lachte die junge Dame. „Aber ich zweifle, daß Ihre Gattin damit einverstanden sein würde. Sie sagte mir erst neulich, wie glücklich sie über die Anzahl der Aufträge sei, mit denen man Sie von allen Seiten bestürmt.“

Gabor Sarlo seufzte.

„Ja, freilich, wenn es nur nach den Wünschen meiner Frau ginge, dürfte ich nie an etwas anderes denken. Und vielleicht hat sie recht. Denn das Geldverdienen ist am Ende doch die Hauptsache.“

Er hatte, während er seinen Blick an der schönen Gestalt des eleganten Modells herabgleiten ließ, ein paar häßliche

Falten in der Anordnung des Kleides entdeckt, und er trat an das Podium, um dem Fehler abzuhelfen. Als er sich wieder aufrichtete, begegneten sich für einen Moment ihre Augen.

„Ich hoffe, Sie werden nicht immer so denken, Herr Sarlo," sagte sie leise, „denn es wäre eine schwere Versündigung an Ihrem herrlichen Talent."

Die wohlbeleibte Dame in dem bequemen Fauteuil an der anderen Seite des Ateliers machte eine Bewegung, als ob sie im Begriff sei, sich aus ihrem süßen Vormittagsschlummer zu ermuntern. Und vermutlich geschah es aus diesem Grunde, daß Gabor Sarlo die Antwort schuldig blieb und an die Staffelei zurückkehrte, um ebenso emsig und ebenso schweigsam wie zuvor die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen.

Sein Gesicht war sehr ernst geworden, und eine kleine Falte lag zwischen seinen Brauen. Das Wort, das Fräulein Hertha Imgart ihm mit einem so überzeugend warmen Ausdruck herzlicher Teilnahme zugeflüstert, es hatte einen nur zu lebhaften Widerhall gefunden in seiner Seele.

Ja, er versündigte sich an seinem Talent, das wußte er besser als irgend einer. Aber zum erstenmal hatte er es heute auch aus einem fremden Munde hören müssen. Und daß gerade sie es ausgesprochen hatte, beschämte ihn tief.

Wie war es nur möglich, daß er, der hochstrebende Künstler, dessen Phantasie so ganz erfüllt gewesen war von den sonnigsten Idealen, innerhalb eines Zeitraumes von wenig Monaten sich selbst und seinen großen Plänen so ganz hatte untreu werden können! Aber es war alles so natürlich und selbstverständlich zugegangen, daß er eigentlich gar keine Möglichkeit gehabt hätte, sich zur rechten Zeit der Gefahr zu erwehren.

Mit der Ausstellung seiner „Bacchantin" hatte es angefangen. Denn der Erfolg dieses Bildes hatte selbst seine kühnsten Erwartungen weit übertroffen. Die sachverständige Kritik hatte wohl mancherlei daran auszusetzen gehabt; das große Publikum aber war entzückt gewesen. Die verbreitetsten illustrierten Zeitschriften hatten es in Holzschnittnachbildungen reproduziert und eine photographische Wiedergabe war in Tausenden von Exemplaren verkauft worden. Der scharfblickende Herr Wolffram hatte damit wie mit dem Verkauf des Originals

an einen reichen Kunstenthusiasten ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht, und er war viel zu klug gewesen, um sich nicht dem jungen Maler, den er so geschickt in die Oeffentlichkeit eingeführt hatte, auf seine Manier auch weiterhin nützlich und förderlich zu erweisen. Seiner entgegenkommenden Freigebigkeit hatten Gabor und Helene es zu danken gehabt, daß ihre sehnlichsten Herzenswünsche schon viel früher, als sie es zu erhoffen gewagt, zur Wirklichkeit werden konnten. Er hatte dem Zaudernden, der anfänglich eine gewisse instinktive Furcht vor der Abhängigkeit eines solchen Schuldverhältnisses gefühlt hatte, beinahe gewaltsam die Summen aufgedrängt, derer er zu seiner Verheiratung und zu seiner ersten Einrichtung bedurfte. Er hatte sich's nicht nehmen lassen, die hübsche und geräumige Wohnung des jungen Paares selbst mit allerlei künstlerischem Schmuck auszustatten, den er seinem Schützling natürlich nur „zum Selbstkostenpreise" in Rechnung stellte. Und er war es endlich auch gewesen, der Gabor Sarlo die ersten lohnenden Porträtaufträge übermittelte.

Ah, welche Freude hatte damals unter diesem Dache geherrscht! Wie selig hatten die Augen der noch von ihrem Flitterwochenglück verklärten jungen Frau geleuchtet! Und in wie lustigen Poltereien hatte Heinrich Vollart seinen Stolz auf den Schwiegersohn kundgethan! Ein Porträt für tausend Mark, von denen man volle fünfhundert ausgezahlt erhielt, da Herr Wolffram großmütig genug war, nur die Hälfte auf sein Guthaben in Anrechnung zu bringen! Und für den Fall des Gelingens zudem noch die Aussicht auf weitere, vielleicht noch glänzendere Aufträge. Denn der Kunsthändler hatte nicht den ersten besten für Gabor Sarlo eingefangen, sondern eine in den Kreisen der Berliner Finanzwelt weitbekannte Persönlichkeit, in deren Salons sich alles zusammenfand, was an der Börse wie in den Spielklubs Geltung und Ansehen hatte.

„Machen Sie sich wegen der Ausführung nicht zu viele Skrupel!" hatte er Gabor vertraulich zugeraunt. „Wenn Sie nur seine Nase ein wenig idealisieren, ohne daß doch gleich alle Welt über die Unähnlichkeit schreit, und wenn Sie seinem persischen Sonnenorden volle künstlerische Gerechtigkeit widerfahren lassen, so haben Sie gewonnenes Spiel."

Und er hatte sich mit dieser Prophezeiung nicht getäuscht. Ob es nun die idealisierte Nase oder ob es der mit vollendeter Virtuosität gemalte Sonnenorden gewesen war, was das Entzücken des Auftraggebers in so hohem Maße erregt hatte — jedenfalls war der Erfolg dieses ersten bezahlten Porträts ein vollkommen durchschlagender gewesen, und die verheißenen weiteren Aufträge hatten nicht lange auf sich warten lassen. Schon beim dritten Bilde hatte Gabor auf Geheiß des Kunsthändlers den Preis sehr bedeutend hinaufschrauben müssen, und beim fünften hatte er sich nach dem energisch durchgesetzten Willen seines geschäftskundigen Impresario bereits bis zu einer Forderung von dreitausend Mark verstiegen. Wohl hatte er selbst dabei eine peinlich widerstrebende Empfindung gehabt, als ob er im Begriff sei, jemanden zu bestehlen, und auch Heinrich Vollart hatte bedenklich den grauen Kopf geschüttelt, Frau Helenens Augen aber hatten wieder in erhöhtem Glanze geleuchtet, und Herr Wolffram hatte in ihr eine Bundesgenossin gefunden, deren holde Macht von vornherein jeden Versuch einer ernstlichen Auflehnung ausschloß.

Damals war Gabor Sarlo ganz entzückt gewesen von dem reizenden Geschäftseifer seiner jungen Frau und von dieser kaufmännischen Energie, die sie so allerliebst kleidete. Scherzend hatte er erklärt, daß er dies Ressort fortan ganz und gar ihrer Verwaltung überlassen werde, und er hatte nicht daran gedacht, sich zu sträuben, als sie den Scherz sogleich ganz ernsthaft genommen und sich ihrer neuen Aufgabe mit hingebendstem Eifer gewidmet hatte. Alle Verhandlungen mit Wolffram waren seitdem nur noch durch sie geführt worden; sie hatte die geschäftliche Korrespondenz mit den Auftraggebern geführt, und Gabor hatte wahrhaftig keine Veranlassung gehabt, diesen Verzicht auf einen Teil seiner eheherrlichen Rechte zu bereuen. Denn während er selbst gewiß niemals den Mut gehabt hätte, einem Manne, dem er so viel Dank zu schulden glaubte, seinerseits Bedingungen zu stellen, mit ihm zu feilschen oder gar eine seiner Anerbietungen wegen zu niedrigen Preises rundweg abzulehnen, ließ sich Frau Helene durch derartige Rücksichten keinen Augenblick in der Wahrnehmung seiner Interessen — die ja ein wenig freilich auch die ihrigen waren — beirren.

Sie wußte sehr gut, daß Wolfram bei all seinen scheinbaren Wohlthaten nur den eigenen Vorteil im Auge gehabt hatte, und danach richtete sie ihr Verhalten gegen ihn ein. Ja, sie sagte es ihm einmal, als er in Gabors Gegenwart den Gekränkten zu spielen versuchte, mit lächelndem Munde und in liebenswürdigen, doch darum nicht weniger unzweideutigen Worten gerade ins Gesicht. Und zum grenzenlosen Erstaunen des von ihrem kühnen Beginnen aufs höchste bestürzten jungen Malers war die Folge dieser Aufrichtigkeit nicht etwa ein Bruch mit dem Kunsthändler oder auch nur eine Erkaltung der Beziehungen zu ihm, sondern vielmehr eine gesteigerte Höflichkeit in seinem Benehmen und ein beträchtliches Heraufgehen seiner Angebote gewesen. Die Klugheit dieses praktischen jungen Weibchens hatte ihm offenbar gewaltig imponiert und er war sich vollständig darüber klar, daß er auf die Erhaltung ihrer Gunst bedacht sein müsse, wenn ihm nicht sein kostbarer Schützling ganz und gar aus den Fingern schlüpfen solle.

Bald genug hatte Gabor jede Uebersicht über seine Einkünfte verloren. Er hatte ja auch den Kopf voll genug von seiner Arbeit, die ihn kaum für eine Stunde zur Ruhe kommen ließ. Denn die Aufträge mehrten sich rasch in einer Weise, die ihn fast zu beängstigen anfing. Er fühlte, daß er zuviel auf sich nehme und daß er die Last nicht mehr bewältigen könne — wenigstens nicht, wenn er in jedem Fall ehrlich und künstlerisch zu Werke gehen wolle. Offen hatte er das eines Abends seiner Frau im Beisein ihres Vaters erklärt, und Heinrich Vollart hatte ihm bedingungslos zugestimmt. Helene aber hatte gegen seine Absicht, aus den angegebenen Gründen einen besonders vorteilhaften Auftrag zurückzuweisen, mit größter Entschiedenheit Widerspruch erhoben. Und als er sich immer wieder auf seine Künstlerehre berief und auf seine moralische Verpflichtung, bei jedem Bilde sein ganzes Können einzusetzen, hatte sie ihm in ihrer ruhig verständigen Weise klar zu machen versucht, daß er sich seine Arbeit in dieser Hinsicht ganz unnötig erschwere, da seine Auftraggeber und ihr Anhang viel zu wenig kunstverständig seien, um solche Hingabe zu würdigen und sie ihm nach Gebühr zu danken. Sie verwies ihn auf das Beispiel anderer beliebter und vielbeschäftigter Modemaler,

die es schließlich dahin gebracht hätten, daß die Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit ihrer Arbeit als ein Beweis ihrer Genialität gepriesen würde. Und als er sich entrüstet gegen die Zumutung auflehnte, ihnen nachzueifern, schlang sie liebkosend ihren weichen Arm um seinen Nacken und sagte:

„Du sollst mich nicht mißverstehen, Liebster! Gerade weil ich dich recht bald in der Lage sehen möchte, einzig so zu schaffen, wie dein künstlerischer Ehrgeiz es dir gebietet, bitte ich dich, unserer Zukunft vorerst das kleine Opfer einiger Zugeständnisse zu bringen. Ein Künstler, der nur seinen Idealen nachleben will, muß frei und unabhängig sein von allen kleinlichen Sorgen des Kampfes ums Dasein. Und du würdest darum ein Unrecht begehen gegen dich selbst, wenn du die glückliche Gelegenheit vorübergehen ließest, rasch und verhältnismäßig mühelos zu solcher Unabhängigkeit zu gelangen. Je eifriger du jetzt für den Erwerb arbeitest, desto ungehinderter wirst du binnen wenig Jahren nur noch für deinen Ruhm arbeiten können. Und ich werde gewiß die erste sein, den Tag zu segnen, an dem du dich bis zu dieser beglückenden Freiheit durchgerungen hast."

Wie hätte er der überzeugenden Beredsamkeit und den noch viel überzeugenderen Zärtlichkeiten seines reizenden jungen Weibes widerstehen können! Er hatte also den Auftrag angenommen, den er mit gutem Gewissen eigentlich nicht mehr hätte annehmen dürfen — und nicht diesen allein, sondern auch alle weiteren, sofern ihm nur die von Frau Helene im Einverständnis mit Herrn Wolffram bestimmten hohen Preise anstandslos bewilligt wurden. Und wenn er auch noch eine Zeitlang redlich bemüht gewesen war, sich von den Leichtfertigkeiten und Oberflächlichkeiten anderer übermäßig beschäftigter Modeporträtisten frei zu halten, so war er doch bald genug inne geworden, daß selbst die äußerste Anspannung aller Kräfte nicht mehr hinreichte, ihn davor zu bewahren. Denn, was das Schlimmste war, die Lust und Liebe zur Arbeit, die beglückende und anspornende Freude am künstlerischen Schaffen begannen ihn zu verlassen. Hier und da ging er mit wirklichem Widerwillen ans Werk, und je mehr er sich der flachen, handwerksmäßigen Schöpfung schämte, die er da unter seinen Händen entstehen sah, desto härter wurde ihm der Frondienst, in den ihn ein fremder Wille gezwungen.

Die „Kundschaft" aber wurde zu seiner stillen Verwunderung von alledem augenscheinlich nicht das Mindeste gewahr. Man fand seine Porträts nach wie vor „bezaubernd" und „entzückend", auch wenn er selbst sie in der Stille des Herzens elende Pinseleien nannte und sich ernstlich versucht fühlte, sie noch im letzten Augenblick vor der Ablieferung zu vernichten. Helene hatte diese Leute also vollkommen richtig beurteilt, als sie sagte, daß ihnen jede Fähigkeit abgehe, ein Kunstwerk nach seinem wahren Werte zu schätzen. Und so wurde auch sein Gewissen allmählich stumpf gegen die anfangs über alle Maße peinigende Empfindung, daß er seine Auftraggeber eigentlich um ihr Geld betrog, indem er ihnen nicht das gab, was sie nach seinen früheren Leistungen mit Fug und Recht von ihm erwarten durften.

Die Betrogenen selbst ahnten ja nichts davon, und es verging keine Woche, ohne daß sich nicht aus den Kreisen der Berliner Plutokratie — auf diese allein war Gabors Ruhm bisher beschränkt geblieben — der eine oder die andere bescheidentlich um den Vorzug beworben hätte, von dem genialen Pinsel des jungen Meisters auf die Leinwand gezaubert zu werden. Er fühlte sich überarbeitet und in tiefster Seele unbefriedigt; aber er wagte nicht einmal, seiner Frau etwas davon zu zeigen. Denn er wußte ja im voraus, daß sie die schlagendsten Beweisgründe in der Hand hatte für die Thorheit und Grundlosigkeit seiner Klagen.

Wenig mehr als sechs Monate waren seit ihrer Verheiratung vergangen, und schon konnte sie ihn dank ihrer bewunderungswürdigen geschäftlichen und wirtschaftlichen Talente mit allen Annehmlichkeiten der Wohlhabenheit umgeben. Die Schuld an den Kunsthändler war bis auf den letzten Pfennig getilgt, obwohl es den Wünschen und Absichten des Herrn Wolffram wahrscheinlich viel besser entsprochen haben würde, wenn die junge Frau mit der Rückzahlung weniger eilig gewesen wäre. Und Gabor Sarlo wußte, daß er nur irgend einen auf sein persönliches Behagen gerichteten Wunsch gegen Helene zu äußern brauchte, um ihn sofort mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit erfüllt zu sehen. Denn so wenig Bedürfnisse sie für sich selbst hatte, so sparsam sie ihren kleinen Haushalt führte

und so ängstlich sie jede überflüssige Ausgabe vermied, so liebevoll war sie doch allezeit darauf bedacht, den kleinen Liebhabereien ihres Gatten Rechnung zu tragen und ihn nichts entbehren zu lassen von jenen materiellen Genüssen, die ihm ihrer Meinung nach Vergnügen bereiten konnten. Er konnte bei dem besten und teuersten Schneider arbeiten lassen, während Frau Helene sich nach der Gewohnheit ihrer Mädchenjahre sogar ihre Gesellschaftstoiletten selbst anfertigte; er rauchte die feinsten Import-Cigarren, und er fand stets eine Flasche vom edelsten Ungarwein auf dem Tische, während Helene nie etwas anderes als Wasser trank.

Aber ihre selbstverleugnende Sorge um sein Wohlbehagen ging noch weiter. So viel er ihr auch durch seine angestrengte Thätigkeit während der Tagesstunden entzogen wurde, erhob sie doch keinen Anspruch darauf, ihn dafür während der Abende ganz für sich zu behalten. Wolffram hatte ihr gesagt, daß es für einen Porträtmaler, der in die Mode kommen und sich darin behaupten wolle, unerläßlich sei, gesellschaftliche Beziehungen zu suchen, und eine ständige Figur in den Salons jener Kreise zu bilden, aus denen seine Auftraggeber sich rekrutierten. Sie hatte die volle Berechtigung dieses Verlangens eingesehen, und sie selbst hatte ihren Gatten gedrängt, sich dementsprechend zu verhalten.

Er hatte von Anfang an keine Einladung ablehnen dürfen, von deren Annahme sich irgend eine wertvolle Anknüpfung erhoffen ließ, und nie hatte sie auch nur das leiseste Mißvergnügen darüber an den Tag gelegt, daß sie einen großen Teil ihrer Abende mutterseelenallein in den häuslichen vier Wänden zubringen mußte.

Ihm aber, wie sehr er auch die Geselligkeit liebte, hatte es stets eine empfindliche Beeinträchtigung seines Vergnügens bedeutet, Helene einsam daheim zu wissen, während er tafelte oder tanzte. Er hatte seine neuen vornehmen Bekanntschaften ziemlich deutlich daran erinnert, daß er verheiratet sei. Und die Einladungen waren demzufolge bald nicht mehr für ihn allein, sondern auch für seine Frau ergangen. Da sie sah, daß es ihm Freude machte, sein allerliebstes junges Weibchen in die äußerlich so glänzende Welt der Berliner Börsennoblesse

einzuführen, hatte sie ihn willig ein paarmal begleitet. Und sie hatte seiner Meinung nach durchaus keinen Anlaß gehabt, sich über einen Mangel an freundlichem und rücksichtsvollem Entgegenkommen zu beklagen. Man hatte sie überaus liebenswürdig und ganz wie seinesgleichen behandelt, so daß Gabor durchaus nicht begriff, weshalb sie all dieser Freundlichkeit gegenüber eigentümlich still und zurückhaltend geblieben war, und weshalb sie nach der Heimkehr so gar nicht in sein Entzücken über das genossene Vergnügen einstimmen wollte. Eines Tages aber hatte er dann doch die Gründe dafür erfahren. Helene hatte ihn gebeten, eine Soiree im Hause des Herrn Paul Imgart ohne sie zu besuchen, obwohl die schön gestochene Einladungskarte auch ihren Namen trug. Und als er durchaus zu wissen begehrte, weshalb sie ihn nicht begleiten wolle, hatte sie freimütig erklärt:

„Aus drei Gründen, liebes Herz, von denen, wie ich meine, jeder einzelne als Entschuldigung hinreichen sollte. Erstens — weil es mir nur ein sehr mäßiges Vergnügen bereitet, mich unter diesen Leuten zu bewegen, deren Interessen nicht die meinigen sind und zu denen ich deshalb niemals das richtige Verhältnis gewinnen werde; zweitens — weil ich unmöglich wieder in demselben Kleide hingehen könnte, und ich es doch andererseits für eine thörichte und sündhafte Verschwendung halten würde, mir ein neues zu machen, für das sonst nicht das geringste Bedürfnis vorhanden ist; drittens aber, und das ist vielleicht die Hauptsache — weil es mir demütigend und peinlich scheint, eine Gastfreundschaft anzunehmen, die ich entweder gar nicht oder doch nur in der allerbescheidensten, nach den Begriffen jener Leute geradezu armseligsten Weise erwidern könnte. Wir sind noch lange nicht reich genug, um Gäste von dieser Art zu empfangen. Und wenn wir etwa so leichtfertig wären, das Geld, das du mühsam genug erarbeiten mußt, für die Veranstaltung von Gesellschaften zum Fenster hinaus zu werfen, so würde ich dabei doch die drückende Empfindung nicht los werden, daß diese durch eine fürstliche Lebensführung verwöhnten und übersättigten Menschen ein Erscheinen in unserem Hause lediglich als eine gnädige Herablassung betrachten würden. Für dich aber fallen alle derartigen Bedenklichkeiten fort, und

ich bitte dich darum herzlichst, für die Folge die Einladungen, die aus jenen Kreisen kommen, nur noch für deine eigene Person anzunehmen."

Gabor Sarlo kannte die Energie seiner jungen Frau bereits hinlänglich, um zu wissen, daß es gegen eine mit solcher Ueberlegung begründete Willenskundgabe keine Einwendungen mehr gab. Er hatte sich also ihrem Wunsche gefügt; aber es war doch das unangenehme Gefühl in ihm geblieben, daß dieser Verzicht auf die Freuden einer Geselligkeit, die ihm selbst überaus anregend und unterhaltsam erschien, einer etwas engherzigen Denkweise und einer beinahe kleinlichen Sparsamkeit entsprungen sei. Diese Sparsamkeit, die sich ihm überall in seinem Hause bemerklich machte, wo es sich nicht gerade um seine persönlichen Liebhabereien und Bedürfnisse handelte, störte ihn überhaupt immer mehr. Er wußte ja, daß die Einnahmen sehr reichlich flossen, und deshalb verstimmte es ihn, zu sehen, wie hartnäckig sich Helene gegen jede kleine Ausgabe sträubte, die ihr nicht unbedingt notwendig schien. Als er einmal zufällig hören mußte, wie geringschätzig sich das Dienstmädchen über die „Knauserei" ihrer Herrin äußerte, faßte er sich sogar das Herz, ihr in halb scherzhafter Form einige liebevolle Vorhaltungen zu machen. Aber die ebenso ruhige wie entschiedene Zurückweisung, die diesem ersten Versuch einer Einmischung in das häusliche Herrschgebiet seiner Frau zu teil wurde, nahm ihm ein für allemal die Lust zu einer Wiederholung. Daß sie eine so nüchterne kleine Rechenmeisterin sei, hätte er in den Tagen seines kurzen Brautstandes doch nimmermehr für möglich gehalten. Und wenn er ganz ehrlich sein wollte, konnte er sich nicht verhehlen, daß ihre in so hohem Maße entwickelten wirtschaftlichen Tugenden sie in seinen Augen keineswegs liebenswürdiger machten.

Je häufiger er jetzt die geselligen Veranstaltungen seiner neuen Bekanntenkreise besuchte, mit desto größerem Unbehagen empfand er den kleinlich-spießbürgerlichen Geist, der, wie er meinte, sein eigenes Hauswesen erfüllte. Er hätte ja keine wirkliche Künstlernatur sein müssen, wenn die üppige Pracht und der verschwenderische Luxus jener Feste nicht in hohem Maße nach seinem Geschmack gewesen wären. Bei der Bescheidenheit

seiner Herkunft und der Dürftigkeit der Verhältnisse, in denen er bis zu dieser günstigen Wendung seines Geschickes gelebt, hatte sich ihm mit dem Eintritt in diese Atmosphäre des Reichtums und des Ueberflusses eine ganz neue Welt aufgethan. Aber er hatte sich überraschend schnell darin zurechtgefunden, und es dünkte ihm jetzt fast unbegreiflich, wie er alle diese Genüsse so lange hatte entbehren können, ohne sich der Armut seines Daseins auch nur bewußt zu werden.

Er fühlte sich vollkommen heimisch in diesen mit raffinierter Eleganz ausgestatteten Salons, an diesen mit kostbaren Silberschätzen überladenen Tafeln, über die zuweilen aus Anlaß eines Diners ein kleines Vermögen in Gestalt von seltenen Blumen ausgestreut war. Er, der sich jahrelang in den armseligsten Speisewirtschaften Berlins hatte durchbringen müssen, genoß mit dem ganzen Behagen eines erfahrenen Feinschmeckers die ausgesuchten Delikatessen und die erlesenen Weine, die in jenen Häusern zn den selbstverständlichen Dingen zu gehören schienen. Und er war keineswegs unempfindlich für die Schönheit seiner Tischgenossinnen, die ihre Reize durch die kunstvollsten Toiletten und die gleißendsten Juwelen stets in eine so vorteilhafte Beleuchtung zu setzen wußten.

Wohl war dies Wohlgefallen bisher kaum etwas anderes gewesen als eine aus rein künstlerischen Empfindungen entsprungene naive Freude am Schönen. Und er war harmlos genug, die oft recht augenfälligen Koketterien gar nicht zu bemerken, mit denen diese oder jene ihn zu ermutigen und an sich zu fesseln suchte. Seit kurzem aber war aus dem Schwarm jugendlich-anmutiger Gestalten, auf die sein Interesse sich bis dahin ziemlich gleichmäßig verteilt hatte, mehr und mehr eine einzelne Erscheinung herausgetreten, um zuletzt seine Gedanken fast ausschließlich zu beschäftigen.

Das war Fräulein Hertha Imgart, die Tochter eines reichen „Privatiers", der den ersten Stock eines sehr vornehmen Hauses in der Lennéstraße bewohnte, und auf den der Kunsthändler Wolffram ihn von vornherein als auf eine für ihn sehr wichtige Persönlichkeit aufmerksam gemacht hatte. Der Mann war ihm eigentlich im Anfang nicht sehr sympathisch gewesen mit seinem scharf geschnittenen Raubvogelgesicht, seinen lauernden Augen und

der nervösen Unruhe seines Wesens. Aber sein Haus war ohne Zweifel das üppigste von allen, die Gabor bis jetzt kennen gelernt hatte, und die Vorzüge der Tochter waren wohl danach angethan, alle unangenehmen Eigenschaften des Vaters vergessen zu machen.

Fräulein Hertha galt in ihren Gesellschaftskreisen für eine Schönheit, obwohl ihre Züge eigentlich mehr auffallend als regelmäßig waren und einen wirklichen Reiz erst dann gewannen, wenn sie sich während einer angeregten Unterhaltung zu beleben anfingen. Dann aber konnte dies brünette Köpfchen wirklich bezaubernd aussehen. Und es ließ sich in solchen Augenblicken kaum etwas Verführerisches denken als ihr ausdrucksvolles Gesicht, ihr helles Lachen und ihre schlanke, biegsame, stets in wahre Wunderwerke der Schneiderkunst gekleidete Gestalt.

Sie war dem jungen Maler zuerst viel kühler gegenübergetreten als die meisten andern hübschen Damen, deren Bekanntschaft er da auf dem Parkett der Tiergartensalons gemacht. Und er hatte im Verkehr mit ihr eine Befangenheit gefühlt, die ihm sonst fremd war. Man konnte eben mit ihr nicht reden wie mit den andern. Ihr scharfer Verstand, ihre für ein junges Mädchen geradezu erstaunliche Weltkenntnis und ihre bewundernswürdige Schlagfertigkeit nötigten den Kavalier, dem die Aufgabe zugefallen war, sie zu unterhalten, zu geistigen Anstrengungen, deren es für ein Tischgespräch oder ein Ballgeplauder mit den Frauen und Mädchen dieser Gesellschaftskreise sonst wahrlich nicht bedurfte. Und bei ihren ersten Begegnungen hatte Gabor trotz aller Bemühungen das rechte Thema nicht finden können, das sie veranlaßt hätte, aus ihrer abwartenden Zurückhaltung herauszutreten.

Dann aber hatte er das Imgartsche Haus einmal in Begleitung seiner Frau besucht. Und bei diesem Anlaß war das Eis geschmolzen. Fräulein Hertha schien ein außerordentliches Gefallen an Helene zu finden. Sie war der jungen Gattin des Malers gegenüber von einer Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, deren Gabor ihre anscheinend so kühle, reservierte Natur gar nicht fähig geglaubt hatte, und es ergab sich daraus auf ganz natürliche Weise, daß auch ihr Benehmen gegen ihn ein anderes, vertraulicheres wurde. Bei ihrer nächsten Begegnung,

die im Hause eines gemeinschaftlichen Bekannten, des Bankiers Eckartsberg, stattfand und die sie als Tischdame an seine Seite führte, hatten sie sogleich das rechte Unterhaltungsthema gefunden, indem sie ausschließlich von der diesmal nicht anwesenden Helene sprachen. Gabor war glücklich, Fräulein Hertha in Ausdrücken wärmster Sympathie von seiner Frau reden zu hören, und auf ihre teilnehmenden Fragen erzählte er ihr in seiner liebenswürdig-offenherzigen Weise, die auch jetzt noch zuweilen etwas beinahe Knabenhaftes hatte, die ganze, im Grunde recht einfache Geschichte seines Lebens, seiner kampflosen, wenig romantischen Liebe und seiner im glücklichsten jugendlichen Leichtsinn geschlossenen Heirat.

Seit jenem Abend waren sie gute Freunde. Und Hertha Imgart, die stets eine souveräne Gleichgültigkeit gegen allen Klatsch und alles Gerede der Welt an den Tag legte, zeichnete den jungen Maler in augenfälliger Weise vor den übrigen Herren ihrer Bekanntschaft aus, obwohl er viel weniger als jene darauf bedacht war, ihr im eigentlichen Wortsinne den Hof zu machen. Gabor wurde ein beinahe täglicher Gast im Imgartschen Hause, und Hertha bekundete ihr lebhaftes Interesse an seinem Schaffen dadurch, daß sie ihn wiederholt in Begleitung ihrer Mutter oder einer anderen älteren Dame in seinem Atelier besuchte. Nur bei diesen Besuchen war sie wieder mit Helene zusammen getroffen; denn zu den Gesellschaften bei den Imgarts war die junge Frau trotz der immer wiederholten Einladungen nicht mehr gekommen. Und ihr Verhältnis zu Hertha hatte demgemäß nicht in demselben Maße an Wärme und Herzlichkeit gewonnen wie die Beziehungen ihres Mannes zu seiner schönen und geistreichen Gönnerin. Wohl kam sie Hertha nicht unfreundlich entgegen; aber ihre Freundlichkeit war von einer genau abgemessenen, zurückhaltenden Art, die es der anderen von vornherein unmöglich machte, in ihren Annäherungsversuchen über eine gewisse Grenze hinaus zu gehen. Und so wenig sich in ihrem Benehmen jemals auch nur die leiseste Anwandlung von Eifersucht offenbarte, so wenig trat darin andererseits ein Bedürfnis nach innigerem Anschluß zu Tage.

Dann — vor ungefähr einer Woche — hatte sich eines Tages Herr Paul Imgart bei dem Maler eingefunden, um

wegen eines großen Porträts seiner Tochter Rücksprache mit ihm zu nehmen. Er war eilig, zerstreut und nervös gewesen wie immer, wenn er genötigt war, über Dinge zu reden, die seinem Interessenkreise fern lagen. Und obwohl er sich den Anschein zu geben versuchte, als sei die Idee zu diesem Auftrage in seinem eigenen Kopfe entstanden, hegte Gabor doch von Anfang an keinen Zweifel, daß er nur einen — wahrscheinlich sehr dringend ausgesprochenen — Wunsch seiner Tochter erfüllte. Von Imgarts Noblesse in Geldsachen aber hatte Herr Wolffram wahrlich nicht zu viel gesagt, als er seinen Schützling empfahl, sich gerade um das Wohlwollen dieses angeblichen Privatiers recht angelegentlich zu bemühen. Denn statt den Maler um seine Forderung für das bestellte Porträt zu befragen, machte er ihm ein Angebot, das sehr weit selbst über den höchsten Preis hinausging, der Gabor bisher für ein Bild gezahlt worden war, und fügte — schon im Fortgehen begriffen — ganz beiläufig hinzu:

„Da ich diese geschäftliche Seite der Sache gern so rasch wie möglich erledigt sehen möchte, werde ich mir erlauben, Ihnen morgen einen Chek auf die vereinbarte Summe zu übersenden. Für die Ablieferung des Bildes sind Sie dadurch natürlich in keiner Weise an einen bestimmten Termin gebunden. Ich weiß, daß Sie sehr beschäftigt sind, und ich wünsche durchaus nicht, daß Sie die Arbeit überstürzen. Wegen der Sitzungen, die doch jedenfalls hier in Ihrem Atelier stattfinden müssen, haben Sie wohl die Güte, sich mit meinen Damen zu verständigen."

Gabor Sarlo hatte nicht die Unwahrheit gesprochen, als er Hertha vorhin versicherte, daß ihn kaum jemals ein Auftrag so glücklich gemacht habe wie dieser. Aber er war sich selber vielleicht nicht vollständig klar gewesen über die eigentliche Ursache der heißen Freude, die er bei dem Gedanken an die bevorstehende Arbeit empfunden. Und während der ersten Sitzungen, die immer im Beisein der phlegmatischen und stets gelangweilten Frau Imgart stattgefunden, hatte er sich mit liebevoller künstlerischer Hingabe so ganz in das zu schaffende Werk versenkt, daß auch der mißtrauischste Beobachter nicht hätte auf den Verdacht geraten können, als habe sein Herz einen größeren Anteil an dieser Freude als sein malerischer Ehrgeiz. Wenn

es wirklich in erster Linie die Gelegenheit zu langem und ungestörtem Beisammensein mit Hertha war, was ihn beglückte, so machte er doch jedenfalls nicht den geringsten Versuch, diese Gelegenheit auszunützen. Er sprach sehr wenig, arbeitete mit fieberhafter Emsigkeit und blieb bei alledem so unbefangen, als hätte ihre reizende Persönlichkeit für ihn wirklich keine andere Bedeutung als die eines besonders hübschen und interessanten Modells.

Heute zum erstenmal hatte diese Unbefangenheit ihn verlassen. In dem Augenblick war es geschehen, da er sich über Hertha herabgeneigt hatte, um den in Unordnung geratenen Faltenwurf ihres Kleides zu arrangieren, und da sie ihm während dieser Beschäftigung mit so eigentümlich warmem und innigem Ausdruck die Mahnuug zugeflüstert hatte, die er bisher nur von seinem eigenen künstlerischen Gewissen, niemals aber aus einem fremden Munde gehört. Denn in jenem Moment war es blitzartig durch seine Seele gegangen:

Um wieviel besser sie dich versteht als dein eigenes Weib! Sie würde niemals versucht haben, dich zum elenden Lohnarbeiter herabzudrücken. Sie würde dich begeistert und emporgetragen haben — während in der dumpfen Atmosphäre, die Helenes spießbürgerlich-engherziger Erwerbssinn um dich verbreitet, alles Freie und Große in dir notwendig früher oder später ersticken und elend zu Grunde gehen wird.

Eine Flut von Schmerz und Bitterkeit war in ihm aufgestiegen, und so tief fühlte er sich beschämt, daß alle Schaffenslust und Schaffensfreude mit einem Male in ihm erstorben waren. Finster und schweigend wischte er ein paar Minuten lang an dem Bilde herum, ohne sich während dessen nur ein einziges Mal nach seinem Modell umzusehen. Und aus dem gärenden Durcheinander unerfreulicher Erinnerungen und anklagender Gedanken klangen ihm immer vernehmlicher die gefährlichen Fragen entgegen:

Warum hatte ich's so eilig, mich für alle Ewigkeit an ein Wesen zu fesseln, das die Bedürfnisse einer Künstlerseele nicht versteht und niemals verstehen wird? Warum habe ich sie und mich nicht besser geprüft — warum bin ich heute nicht mehr frei, sondern ein armer, gebundener Sklave — warum — —?

Siebzehntes Kapitel.

„Sie sind mir böse, Herr Sarlo — aber ich bitte Sie um Verzeihung! Es war eine unbedachte Aeußerung. Und ich habe selbstverständlich kein Recht, so zu Ihnen zu sprechen.“

Hertha war es, die das nachgerade unerträglich drückende Schweigen mit diesen halblaut gesprochenen Worten unterbrochen hatte. Die tiefen, geräuschvollen Atemzüge aus dem Fauteuil am anderen Ende des Ateliers thaten kund, daß Frau Imgart sich nach dem kleinen vergeblichen Ermunterungsversuch nur um so fester in die weichen Arme des Traumgottes geschmiegt hatte und daß man sich um ihretwillen keinen Zwang in der Unterhaltung aufzuerlegen brauchte. Trotzdem aber verließ Gabor seinen Platz an der Staffelei und trat ganz nahe zu Hertha heran, ehe er leise, aber in kaum unterdrückter Erregung erwiderte:

„Nein, ich bin Ihnen nicht böse, Fräulein Imgart! Und ich danke Ihnen aus der Tiefe meines Herzens für das Interesse, das Sie an mir nehmen. Denn nur ehrliche Teilnahme konnte Ihnen ein Wort eingeben wie dies. Aber sagen Sie mir jetzt auch ganz offen, wie Sie über mich denken — machen Sie mir kein Hehl daraus, daß Sie mich im Grunde Ihrer Seele für einen verächtlichen, unkünstlerischen Streber halten.“

Mit großer Entschiedenheit schüttelte sie den hübschen dunklen Kopf.

„Welche Uebertreibung! Glauben Sie denn, daß ich freundschaftlich mit Ihnen verkehren und daß ich mich von Ihnen malen lassen würde, wenn ich eine so schlechte Meinung von Ihnen hätte? Nein, Herr Sarlo, ich halte Sie für einen wahren Künstler, und ich habe das feste Vertrauen, daß Sie noch zur rechten Zeit die gefährliche Bahn verlassen werden, auf die Sie sich durch die Verhältnisse haben drängen lassen.“

„Und wenn ich Ihnen nun antworten müßte, daß Sie sich wahrscheinlich darin täuschen, weil diese Verhältnisse eben stärker sind als ich?“

„Ach, das kann Ihr Ernst nicht sein. Für einen Mann darf es keinen Einfluß geben, der stärker wäre als sein eigener Wille. Sind Sie denn nicht ganz unabhängig und der freie Herr Ihrer Entschlüsse?“

Gabor sah beschämt vor sich nieder; aber er war gerade in der Stimmung, aufrichtig zu sein — aufrichtig bis zur erbarmungslosen Grausamkeit gegen sich selbst.

„Sie vergessen, daß ich verheiratet bin — und daß ich nach der Ansicht meiner Frau vor allem für die sichere Zukunft einer Familie zu sorgen habe.“

„O — Sie thun Ihrer Gattin sicherlich unrecht, wenn Sie ihr eine so nüchterne und kleinliche Denkungsart zutrauen. Ist sie denn nicht selbst die Tochter eines Malers und in einer freigeistigen künstlerischen Atmosphäre aufgewachsen? Und hatten Sie nicht vor der Hochzeit Gelegenheit genug, sie kennen zu lernen?“

Gabor Sarlo dachte an den niederländischen Ofenwinkel in Heinrich Vollarts Atelier und an den hundertmal gemalten Lehnstuhl. Und mit einem Male wurde es ihm zur Gewißheit, daß seine Frau, wenn er sich auch weiter widerstandslos ihrer Führung überließ, aus ihm denselben handwerkelnden Dutzendmaler machen würde, der Heinrich Vollart unter dem sanften Einfluß seiner sparsamen Gattin und seines vielleicht noch sparsameren Töchterchens geworden war. In leidenschaftlichem Trotz lehnte sich seine Seele gegen diese Vorstellung auf, und mit einer Heftigkeit, die Hertha befremden mußte, gab er zurück:

„O gewiß — ich darf mich nicht beklagen. Ich hätte alles vorher wissen können — alles! Und ich muß blind gewesen sein, daß ich nicht deutlich voraussah, was mich erwartete. Wohlgeordnete bürgerliche Verhältnisse, eine makellose Reputation und ein hübsches Guthaben beim Bankier, das sind die höchsten Ziele eines Künstlers, so wie sie sich im Kopfe meiner Frau darstellen. Und sie wird mich zu dem Glauben an diese Ideale bekehren, wie man ihren Vater dazu bekehrt hat, der vielleicht auch ein Herz voll hoher und heiliger Begeisterung mitgebracht hatte in seine Ehe. Hat sie es doch schon heute dahin gebracht, daß ich ohne alle Gewissensskrupel die elendeste Fabrikarbeit verrichte — und daß ich nicht den Mut haben würde, mich ihr zu widersetzen, wenn sie mir's etwa zur Pflicht machte, um irgend eines lohnenden Broterwerbs willen meine Kunst noch schamloser preiszugeben.“

„Aber das wäre ja schrecklich! Und ich glaube nicht daran! Sie sind in der Laune, zu überteiben. Welche Meinung müßte

ich sonst von Ihrem Charakter und von der Kraft Ihres Willens gewinnen."

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich mich der allerschlechtesten würdig weiß. Denn weshalb sollte ich zu beschönigen suchen, daß ich meiner Frau gegenüber ein erbärmlicher Schwächling bin? Sie regiert mich mit ihrer Sanftmut, gegen die ich keine Waffen besitze. Vielleicht wäre es anders geworden, wenn ich mich schon am ersten Tage unserer Ehe auf mein Herrenrecht besonnen hätte. Nun aber ist es zu spät."

„Nein, Herr Sarlo — es ist nicht zu spät — es darf nicht zu spät sein," sagte sie, ihm mit ihren dunklen, ausdrucksvollen Augen fest ins Gesicht blickend. „Sind Sie wirklich gewiß, daß Sie Ihre künstlerische Persönlichkeit nur im Kampfe gegen Ihre Frau durchsetzen können, so dürfen Sie diesen Kampf nicht scheuen. Und wenn Sie einer Bundesgenossin bedürfen, eines verständnisvollen, mitfühlenden Wesens, das Sie in Augenblicken der Verzagtheit aufrichtet und anfeuert, so —"

„So wollten *Sie* mir dies göttliche Wesen sein? — O, Fräulein Hertha, wenn Sie mich vor meiner eigenen Schwäche retten könnten — wenn Sie — —"

Er brach mitten in seiner feurig begonnenen Rede ab, vielleicht, weil er nicht wußte, wie er sie enden sollte — vielleicht auch, weil er erschrocken war über das ungestüme Wort, das sich ihm hatte auf die Lippen drängen wollen. Aber er nahm ihre Hand, die sie ihm nach einem raschen Blick auf ihre schlafende Mutter ohne Widerstreben überließ und preßte seinen Mund heiß auf die schlanken, kühlen, mit blitzenden Juwelen geschmückten Finger.

„Nicht doch!" flüsterte sie lächelnd. „Wollen Sie denn, daß ich mein gut gemeintes Anerbieten gleich wieder bereue?"

Er gab ihre Hand frei, doch erst, nachdem er sie zum zweiten- und zum drittenmal feurig geküßt hatte. Sein Gesicht brannte und er atmete rascher.

„Mein Gott, wie aufgeregt Sie aussehen!" sagte Hertha, als sie diese augenfälligen Anzeichen seiner mächtigen, inneren Bewegung gewahrte, mit einem kleinen Anflug von Besorgnis. „Wenn die Mama gerade jetzt erwachte, was sollte sie von uns denken!"

Gabor drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, und als auf dies Zeichen hin noch in der nämlichen Minute die Thür des Ateliers behutsam geöffnet wurde, rief er, ohne sich umzusehen:

„Bringen Sie mir ein Glas Wasser — aber schnell!“

„Jawohl, Gabor, es wird sogleich da sein. — Gestatte mir nur, zuvor Fräulein Imgart zu begrüßen.“

Er war zusammengefahren wie ein schuldbewußter Uebelthäter, der sich auf schlimmen Wegen ertappt sieht. Denn auf das Erscheinen seiner Frau war er nicht vorbereitet gewesen, und um nichts in der Welt hätte er ihr gerade in diesem Moment ins Gesicht sehen mögen. Ohne zu antworten, trat er an seine Staffelei und machte sich so emsig an dem Bilde zu schaffen, als gelte es, keine Sekunde zu verlieren. In seinen Ohren rauschte und brauste das Blut, daß es nur undeutlich und wie aus weiter Ferne vernahm, was Helene und Hertha in unbefangen freundlichem Tone mit einander sprachen. Dann aber — er fühlte es mehr, als er es sah, denn seine Augen bohrten sich förmlich in die Leinwand ein — stand Helene plötzlich dicht neben ihm, um die im Entstehen begriffene Arbeit zu betrachten. Er wußte, daß ihr Blick jetzt aufmerksam forschend über sein Gesicht hinstreifte, und da er noch die verräterische Glut auf seinen Wangen spürte, war er erstaunt über die vollkommene Ruhe, mit der sie nach einer kleinen Weile sagte:

„Ich glaube, es wird sehr ähnlich werden. — Aber du wolltest ja ein Glas Wasser haben! Entschuldige, daß ich dich so lange darauf warten ließ, das Mädchen soll es dir auf der Stelle bringen.“

Ob sie wirklich nichts von seiner Aufregung bemerkte, ob sie wirklich keinen Verdacht geschöpft hatte angesichts der schlafenden Sittenhüterin und der eigentümlichen Situation, in der sie die beiden gefunden? Er hatte schon so viele Beweise ihres außerordentlichen Scharfblickes erhalten, daß er es kaum zu hoffen wagte. Und seine Zweifel würden sehr rasch zur vollen Gewißheit geworden sein, wenn er die Veränderung hätte wahrnehmen können, die mit Helene vorging, sobald sie die Thür des Ateliers hinter sich zugezogen hatte.

Ein Ausdruck namenloser Traurigkeit legte sich über ihr eben noch so ruhiges, ja heiteres Antlitz, und sie blieb schwer

atmend ein paar Sekunden lang stehen, um beide Hände auf die Stelle des Herzens zu pressen, wie wenn sie dort einen heftigen körperlichen Schmerz empfände.

„Ich wußte es," sagte sie leise vor sich hin. „Es konnte ja auch gar nicht anders sein."

In müder Haltung und mit langsamen, matten Bewegungen, als läge unsichtbar eine drückende Last auf ihren Schultern, begab sie sich in die Küche, um den Wunsch ihres Mannes zu erfüllen. Gleich darauf schlug die Wohnungsglocke an, und das Dienstmädchen kam mit der Meldung zurück:

„Die kleine Dame mit dem fremdländischen Namen ist da und fragt, ob sie Frau Sarlo einen Augenblick sprechen könnte."

Helene wußte sogleich, wer mit dieser Beschreibung gemeint sei, und sie beeilte sich, die Besucherin, die bescheiden auf dem Korridor gewartet hatte, nach herzlicher Begrüßung in das Wohnzimmer einzuführen.

„Sie haben sich so lange nicht mehr bei mir sehen lassen, liebste Signe!" sagte sie mit freundlichem Vorwurf. „Ich glaubte schon, Sie hätten mich ganz vergessen."

„Ach nein, das glaubten Sie gewiß nicht," erwiderte die Schauspielerin mit einem wehmütigen Lächeln. „Das Leben, das ich führe, ist nicht so reich an Zerstreuungen, um mich meine Freunde vergessen zu machen. Oft genug in diesen traurigen letzten Wochen bin ich in Versuchung gewesen, mich zu Ihnen zu flüchten. Aber ich habe mir's doch im letzten Augenblick immer wieder versagt, weil ich eine gar zu unerfreuliche Gesellschafterin gewesen wäre für eine glückliche junge Frau."

„Das war ein sehr thörichtes Bedenken, wegen dessen ich Sie ernstlich schelten möchte. Aber Sie sagen, daß es traurige Wochen gewesen sind, die Sie durchlebt haben? Und ich glaubte Sie endlich zufrieden und wohlgeborgen in Ihrem neuen Engagement."

„Zufrieden?" — Wieder huschte ein ergreifend schmerzliches Lächeln über das blasse, verhärmte Gesicht der Schwedin, in dem nichts Reizvolles mehr war außer den noch immer schönen und ausdrucksvollen Augen. „So weit versteigen sich meine Wünsche gar nicht mehr, liebste Frau Helene! Ich ersehne mir ja nur ein stilles, bescheidenes Plätzchen, auf dem ich

in redlicher Arbeit mein Dasein fristen kann. Und ich hatte allerdings gehofft, es an diesem Theater dritten Ranges zu finden, wo man mich in so untergeordneten Rollen beschäftigte, daß das Publikum und die Kritik meine Existenz kaum bemerkt hätten, wenn es nicht Herrn Doktor Roberti gefallen hätte, sie in seiner wohlwollenden Weise unermüdlich daran zu hindern."

„Wie? Dieser abscheuliche Mensch läßt Ihnen noch immer keine Ruhe?"

Signe Cederskjöld schüttelte den Kopf.

„Er hat sich offenbar vorgenommen, mich bis zur Vernichtung zu verfolgen. Und ich denke, er ist nahe genug daran, sein Ziel zu erreichen. Seit dem Tage, wo ich seinen dreisten Annäherungsversuch mit der Entrüstung zurückwies, die ihm gebührte, hat er noch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, mir einen jener giftigen Stiche zu versetzen, an denen meine künstlerische Existenz zu Grunde gehen soll. Und ich habe mich bald genug davon überzeugen können, was es in Berlin für eine Schauspielerin bedeutet, einen geistvollen und einflußreichen Kritiker zum unversöhnlichen Feinde zu haben. Heute giebt es hier keine noch so armselige Vorstadtbühne mehr, deren Direktor sich entschließen würde, mich auch nur in der kleinsten, unwichtigsten Rolle auftreten zu lassen."

„Sie wollen damit doch nicht sagen, liebe Signe, daß Sie auch Ihr letztes Engagement schon wieder verloren haben?" fragte Helene bestürzt.

„Ja, ich hatte natürlich wieder einen der berühmten Kontrakte unterschreiben müssen, wie sie in Deutschland gebräuchlich sind, und die dem Direktor das Recht der Entlassung nach Ablauf einiger Wochen geben. Daß er in meinem Fall von diesem Rechte Gebrauch gemacht hat, darf ich ihm kaum verübeln; denn die boshaften Notizen in Doktor Robertis Zeitung machten es ihm nachgerade beinahe unmöglich, mich weiter zu beschäftigen."

„Welch ein Unglück, daß Sie niemand haben, der für Sie eintreten und diesen elenden Gesellen zur Rede stellen kann!" rief Helene in ehrlicher Entrüstung. „Ich würde meinen Mann dazu auffordern; aber er ist für dergleichen so wenig geeignet. Und mein Vater — —"

„Nein, nein!“ wehrte Signe fast ängstlich ab. „Ich will nicht, daß sich meinetwegen irgend jemand Ungelegenheiten mache. Und es würde ja auch nichts nützen. Er trieb es nachher sicherlich nur um so schlimmer.“

„Arme Signe! Wie sehr ich Sie beklage! Aber haben Sie denn nie daran gedacht, in Ihre Heimat zurückzukehren, wo Sie als Künstlerin gewiß viel leichter Ihr Fortkommen finden würden, und wo der abscheuliche Doktor Roberti Ihnen nicht mehr schaden kann?“

Die Schauspielerin schüttelte den Kopf, und eine heiße Schamröte stieg in ihren mageren Wangen auf.

„Seine Macht reicht viel weiter, als Sie glauben,“ sagte sie leise. „Gleich nach der schroffen Abweisung, die er von mir erfuhr, hat er seine weit reichenden Verbindungen dazu benutzt, mich in Finnland wie in Stockholm durch einen häßlichen Skandalartikel unmöglich zu machen, der durch alle schwedischen Zeitungen ging und der von keinem andern herrühren konnte, als von ihm. Der Aufsatz enthielt eine Menge nichtswürdiger Unwahrheiten und boshafter Erfindungen. Aber wie hätte ich daran denken dürfen, ihn zu berichtigen, da ich doch die Hauptsache nicht in Abrede stellen konnte!“

Helene wußte ihr nichts Tröstliches mehr zu erwidern. Aber sie nahm die ganz hager und durchsichtig gewordene Hand der Schauspielerin mit warmem Druck in die ihrige, und nach einem kleinen Zaudern neigte sie sich ganz nahe zu ihr, um ihr zuzuflüstern:

„Und eine Aussöhnung mit Ihrem Gatten sollte wirklich ganz und gar unmöglich sein? Er hatte Sie doch so lieb — und ich weiß, daß Ihr Verschulden in Wahrheit nicht so groß ist, als er es den Umständen nach in seiner ersten Aufregung glauben mußte. Wenn Sie ihn jetzt reuig um Verzeihung bäten — oder wenn Sie jemand, der es aufrichtig gut mit Ihnen meint, mit dem Versuch einer Vermittelung betrauten — —“

Sie hielt inne, denn Signes in Thränen schwimmende Augen waren mit dem Ausdruck einer so flehentlichen Bitte auf sie gerichtet, daß sie die bedrückende Empfindung hatte, mit ihrer gut gemeinten Frage unsanft in eine noch nicht verheilte schmerzhafte Wunde gegriffen zu haben.

„Ich danke Ihnen, meine liebe Frau Helene — aber daran ist nicht mehr zu denken. Wenn Sie Arvid kennen würden, wie ich ihn kenne, würden Sie nicht an die Möglichkeit glauben, daß er mir jemals verzeihen könnte. Und ich fühle mich auch seiner Verzeihung nicht wert. Selbst wenn er großmütig genug wäre, mich aus bloßem Mitleid wieder bei sich aufzunehmen, würde es zwischen uns doch nie mehr werden, wie es gewesen ist und wie es zwischen Eheleuten sein soll. Wir würden beide unglücklich sein. Und da ist es doch wohl besser, daß ich allein unglücklich bin und ihm den ungestörten Genuß seiner Freiheit vergönne."

„Kann ich denn aber nichts — gar nichts für Sie thun, liebste Signe? Es geht mir so nahe, Sie traurig und sorgenvoll zu sehen. Und nicht bloß dem Namen nach möchte ich Ihnen eine Freundin sein."

„Sie sind es oft genug auch mit der That gewesen, Frau Sarlo — und nie werde ich aufhören, Ihnen für alles Gute zu danken, das Sie mir erwiesen haben — seit jener unglückseligen Nacht bis auf diesen Tag. Es ist unrecht, daß ich Sie immer wieder mit meinen Kümmernissen quäle, und ich kam auch ganz gewiß nicht in dieser Absicht heute hierher. Ich wollte Ihnen nur Lebewohl sagen, ehe ich Berlin verlasse."

„Sie gedenken also doch fortzugehen?" fragte Helene überrascht. „Und wohin wollen Sie sich wenden?"

„Nach Hamburg. — Ich soll am dortigen Central-Theater auf Engagement gastieren, und der Agent hat mich so warm empfohlen, daß mich der Direktor hoffentlich behalten wird, ohne auf dem schrecklichen Kündigungsparagraphen zu bestehen. Es werden da allerdings nur Possen und Ausstattungsstücke gegeben; aber meinen künstlerischen Ehrgeiz habe ich ja ohnehin längst begraben."

„Er wird wieder erwachen," tröstete die junge Frau herzlich, „und es wird Ihnen auch nicht an Gelegenheit fehlen, ihn zu befriedigen, wenn Sie nur standhaft bleiben in dieser Prüfungszeit und sich nicht allzu früh entmutigen lassen. Glauben Sie mir, Liebste, die Prüfungen und Enttäuschungen bleiben keiner von uns erspart, und wir alle müssen erfahren, daß es kein dauerndes Glück auf dieser Erde giebt."

—

Signe kannte ihre Beschützerin hinlänglich, um zu wissen, daß solche Worte in ihrem Munde mehr als nur eine banale Phrase seien. Aber sie hatte keine Gelegenheit mehr, eine Frage an sie zu richten. Denn draußen hatte wieder die Glocke angeschlagen, und schon wurde Heinrich Vollarts muntere Stimme auf dem Korridor vernehmlich.

„Es ist mein Vater — er wird sich herzlich freuen, Sie zu begrüßen.“

Doch die Schauspielerin hatte sich hastig erhoben.

„Ich bin schon länger dageblieben, als ich gedurft hätte. Der Theateragent hat mich zu einer Besprechung in sein Bureau bestellt, und mit diesen vielvermögenden Herren darf man es nicht durch Unpünktlichkeit verderben.“

Sie tauschte nur einige freundliche Worte mit dem Maler, der jetzt ins Zimmer trat, und entfernte sich, nachdem ihr Helene die Zusage abgezwungen, daß sie vor ihrer Abreise noch einmal vorsprechen werde.

„Sie sieht erbärmlich aus, die arme, kleine Person,“ sagte Heinrich Vollart, als sie gegangen war. „Man kann sich am Ende kaum darüber wundern, daß sie dem Publikum so gar nicht gefallen will.“

Helene erzählte ihm, was sie soeben von Signe über die Erbärmlichkeiten des Doktor Roberti erfahren; aber das Erstaunen und die Entrüstung ihres Vaters waren nicht so groß, wie sie es erwartet hatte.

„Dem feigen Gesellen würde ich noch viel Schlimmeres zutrauen,“ meinte er, „aber die thörichte Frau Signe empfängt damit doch am Ende nur die Strafe für ihre Sünden. Sie muß jetzt dafür büßen, daß sie sich aus bloßer Eitelkeit von dem erbärmlichen Burschen bethören ließ. Und nur sich selbst hat sie anzuklagen, wenn ihre Schuld sie so ganz in seine Gewalt geliefert hat. Daß sie von Berlin fortgehen will, ist jedenfalls das Gescheiteste, was sie thun kann; mit ihrer schauspielerischen Karriere aber ist es meiner Meinung nach trotzdem vorbei.“

Die ungewohnte Schroffheit und Härte seines Urteils ließ Helene, die alle seine kleinen Eigenheiten auf das genaueste kannte, sogleich vermuten, daß ihm kürzlich etwas Unangenehmes

widerfahren sei, und daß die scheinbare Lustigkeit, mit der er ins Zimmer getreten war, nur eine Maske gewesen. Aber sie hütete sich, ihn zu fragen; denn sie wußte, daß er es alsdann auf das entschiedenste leugnen würde, während er sicherlich aus freien Stücken mit der Ursache seines geheimen Verdrusses herauskam, wenn sie sich den Anschein gab, denselben nicht zu bemerken.

Und sie hatte sich nicht getäuscht. Nachdem er ein paar Minuten lang von allerlei gleichgültigen Dingen mit ihr geplaudert hatte, platzte er plötzlich heraus:

„Sage mir doch 'mal, Kind: in welchen Beziehungen stehst du eigentlich jetzt zu deiner ehemaligen Freundin Dolly? Siehst du sie noch zuweilen? Und könntest du dir das Recht nehmen, ein offenes Wort mit ihr zu reden, auch wenn es ihr vielleicht nicht gefiele!“

„Nein, lieber Vater! Du weißt, daß wir keinen Verkehr mehr miteinander haben. Und ich für meine Person fühle auch nicht das geringste Bedürfnis, an diesem Zustande etwas zu ändern. Aus welcher Veranlassung und über was sollte ich denn auch mit ihr reden?“

„Darüber, daß sie darauf und daran ist, einen Menschen zu Grunde zu richten,“ polterte Heinrich Vollart, seinem so lange verhaltenen Aerger endlich Luft machend, „einen braven, hoffnungsvollen Menschen, der tausendmal zu schade ist, mit dieser verrückten Liebelei sein ganzes Leben zu verpfuschen.“

Ein fremder, strenger Zug erschien auf dem weichen Gesicht der jungen Frau, und es klang eiskalt, als sie erwiderte:

„Wenn du vorhin für das Schicksal der armen Frau Signe nichts anderes übrig hattest als die Bemerkung, daß sie jetzt nur die verdiente Strafe für ihre Thorheit empfange, so solltest du dich, wie ich meine, mit derselben Erwägung auch über das Los des Herrn von Brunneck beruhigen. Ich kann nicht beurteilen, inwieweit deine Befürchtungen gerechtfertigt oder übertrieben sind. Aber ich sehe nicht ein, weshalb eines von uns sich darum in seine Angelegenheiten einmischen sollte. Er ist ein Mann — und alt genug, die Verantwortung für seine Handlungen selbst zu tragen.“

—

„Du hast in Bezug auf ihn nicht immer so kühl und lieblos gedacht. Und dann tragen wir am Ende doch auch einen Teil der Schuld. Durch uns hat er diese verführerische Frau kennen gelernt. Und wir waren es, die sie ihm in jener Unglücksnacht ins Haus gebracht.“

„Ich aber hatte ihn vor ihr gewarnt, ehe es geschah. Und dann — hast du vergessen, daß er über ihre früheren Liebesabenteuer vollkommen unterrichtet war, ehe er sich mit ihr verlobte?“

„Ja — ja — sie ist eben eine Hexe — eine richtige kleine Hexe, die mit jedem machen kann, was ihr gefällt. Es ist offenbar gar nicht ihre Absicht, ihn zu heiraten, und doch wird sie ihn nicht eher loslassen, als bis er auch seinen letzten Blutstropfen für sie hingegeben hat.“

„Wie kommst du zu dieser Gewißheit? Hat sie dich etwa neuerdings zum Vertrauten ihrer geheimsten Absichten gemacht?“

Heinrich Vollart überhörte den ungewohnt sarkastischen Ton ihrer Frage, denn es war ihm unverkennbar darum zu thun, sich alles vom Herzen reden, was ihn bedrückte.

„Ich habe sie seit langem nicht mehr gesehen. Aber ich komme eben aus Brunnecks Atelier. Und ich bin in tiefster Seele erschüttert von dem Eindruck, den ich da gewonnen. Du weißt, daß er sich seit Monaten ganz von uns zurückgezogen hatte — aus welchem Grunde, vermag ich nicht zu sagen — —“

„Ich aber kenne diesen Grund sehr wohl“, unterbrach ihn Helene mit Bitterkeit. „Es geschah unter dem Einflusse Dollys, die mich seit jener Festnacht für ihre Feindin hält und die deshalb um jeden Preis allen Beziehungen zwischen Erich von Brunneck und uns eine Ende bereiten wollte. Wie sie selbst am Tage nach ihrer sogenannten Verlobung ihre Wohnung in unserem Hause aufgab und in ein weit entlegenes Stadtviertel übersiedelte, so war sie auch von vornherein darauf bedacht, alle Fäden zu zerschneiden, die Brunneck mit dir und mit Gabor verbanden. Ich brauche dir nicht zu erzählen, wie gut es ihr gelang. Sobald er sich unter Fräulein Dollys aufopfernder Pflege von den Folgen seiner Verletzung erholt hatte, mußte Herr von Brunneck eine andere Wohnung beziehen, und inner-

halb weniger Wochen war er dem bisherigen Freunde so ganz entfremdet, daß er sogar die Einladung zu unserer Hochzeit unter einem nichtigen Vorwande ablehnen konnte."

„Nun, gar so nichtig war der Vorwand doch am Ende nicht," wagte Heinrich Vollart einzuwenden. „Du hattest darauf bestanden, daß Fräulein Dolly nicht eingeladen werde. Und es war ihm schließlich nicht zu verübeln, wenn er diese Unterlassung als eine Kränkung empfand."

„Nun — was weiter! Wir konnten glücklicherweise auch ohne ihn und seine schöne Braut fröhlich sein. — Und du wolltest mir ja erzählen, was du heute in Herrn von Brunnecks Atelier erlebt hast."

„Ich habe eine Narrheit begangen — einen verhängnisvollen Fehler, den ich bereue, aber leider nicht wieder gut machen kann. Er hatte mich brieflich um meinen Besuch gebeten, ohne mir den Zweck desselben zu nennen. Ich schwankte erst, ob ich hingehen sollte, denn ich kann nicht leugnen, daß auch ich mich durch sein Benehmen einigermaßen verletzt fühlte. Zuletzt aber that ich's doch. Und ich muß sagen, daß er mir genau so warm und herzlich entgegenkam wie damals bei dem ersten Besuch nach seines Onkels Tode. Aber es war doch etwas in seiner Art, das mir nicht gefiel, etwas Unstetes und Aufgeregtes wie bei einem Menschen, der mit aller Welt und nicht am wenigsten mit sich selbst zerfallen ist. Er habe mich um mein Erscheinen gebeten, sagte er, weil er mein Urteil über ein eben vollendetes Bild haben wolle — ein ehrliches, ungeschminktes Urteil, so wie er's von seinem ehemaligen Lehrer erwarten dürfe. Und dann führte er mich vor eine große Leinwand, über die schon beim Betreten des Ateliers mein Blick mit einigem Erschrecken hingeglitten war. Denn es war eine verworrene, phantastische Komposition ohne alle malerische Kraft und voll schlimmer dilettantischer Fehler. Bei näherer Betrachtung zeigten sich wohl hier und da Spuren eines Talents, das nur der rechten Leitung und Ausbildung entbehrte; aber der Gesamteindruck war doch ein geradezu trostloser. Und ich — nun, ich sagte es ihm rundheraus, ganz so ehrlich und ungeschminkt, wie er's von mir verlangt hatte — ja, vielleicht mit noch härteren Worten, als ich's einem andern gegenüber gethan hätte. Denn

es that mir eben im innersten Herzen weh, ihn auf einer so verhängnisvoll abschüssigen Bahn zu sehen."

„Und Brunneck? Wie nahm er dein abfälliges Urteil auf?"

„Er stand neben mir und sprach kein Wort, während ich mich immer mehr in eine gewisse Wut hineinredete — allerdings in der guten Absicht, ihn dadurch auf den rechten Weg zurückzuführen. Zuletzt, als mir sein hartnäckiges Schweigen auffiel, drehte ich mich nach ihm um. Und da sah ich, daß er lächelte — aber mit einem verzerrten, unnatürlichen Lächeln, das mich erschreckte. Ich wollte einlenken, wollte ihm sagen, daß das Bild für ein Malerauge ja auch gewisse Schönheiten habe; aber sowie er meine Absicht merkte, fiel er mir in die Rede:

‚Lassen Sie's gut sein, Meister! Sie sehen ja, ich bin von Ihrer Kritik weder überrascht noch zerschmettert. Denn genau so und nicht ein bißchen anders hatte ich sie erwartet. Es war mir eben nur um eine glaubhafte Bestätigung dessen zu thun, was ich selbst über meine künstlerischen Talente und über das Machwerk da denke. Ich bin Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit von ganzen Herzen verbunden.'

Und dann, ehe ich auch nur entfernt ahnen konnte, was er beabsichtigte, trat er an das fertige Bild, das ohne allen Zweifel eine Arbeit von Monaten war, heran, und schnitt es mit einem bereit gehaltenen Dolchmesser von oben bis unten entzwei."

Helene, die sehr blaß geworden war, stieß einen Schreckensschrei aus, wie wenn sich das geschilderte Ereignis hier vor ihren Augen vollzöge.

„Das that er? Und du konntest es nicht verhindern?"

„Ich stand im ersten Augenblick wie gelähmt. Und als ich ihm dann in den Arm fiel, war es zu spät. Kein Restaurator der Welt könnte das zerfetzte Gemälde wieder herstellen."

„Das ist sehr traurig! Wie hart mußt du gegen ihn gewesen sein; daß er sich zu solcher Verzweiflungsthat hinreißen lassen konnte!"

„Das ist's ja, was ich mir jetzt vorwerfe. Und nun wirst du's auch begreiflich finden, daß ich den sehnlichen Wunsch habe, ihm aus seinem Elend herauszuhelfen. Denn ein Elend ist es — das schmachvolle Sklavenleben, das er in den Banden dieser goldhaarigen Zauberin führt. Und wenn du ihr nicht ins Ge-

wissen reden willst, so werde ich's selbst thun — das ist einfach Menschenpflicht."

Er schien nicht übel Lust zu haben, seinen Vorsatz auf der Stelle auszuführen. Aber Helene, die ihre gewöhnliche Ruhe wiedergewonnen hatte, hielt ihn zurück.

„Ich verstehe dich nicht," sagte sie. „Was hat Brunnecks Verlöbnis mit seinem mißlungenen Bilde zu schaffen? Und was willst du denn eigentlich von Dolly verlangen?"

„Was ich von ihr verlangen will? Ja so, ich muß dir wohl auch noch das Weitere erzählen, damit du den Zusammenhang begreifst. Also ich machte ihm natürlich väterliche Vorwürfe wegen seiner übereilten Handlungsweise. Und ich muß dabei wohl einen Ton angeschlagen haben, der ihm zu Herzen ging. Denn er nahm plötzlich meine beiden Hände und beichtete mir den ganzen Jammer seiner armen, zerrissenen Künstlerseele. Es sollte keine Anklage gegen Dolly sein, und doch klang aus allem, was er sagte, immer nur der eine verzweifelte Aufschrei: Meine Beziehungen zu diesem unseligen Weibe sind das Verhängnis, an dem ich zu Grunde gehe! Denn alle die bitteren Aeußerungen über seine eigene Schwäche, über die unwürdige Charakterlosigkeit, die es geschehen lasse, daß sein Leben einzig beherrscht und ausgefüllt werde von einer nicht beglückenden, sondern nur verzehrenden und aufreibenden Leidenschaft — was waren sie schließlich anderes als ebenso viele Vorwürfe gegen die selbstsüchtigen Absichten dieses Geschöpfs, dem die Natur wahrhaftig mehr von dem Wesen eines blutsaugenden Vampyrs als von dem eines liebenden Weibes gegeben zu haben scheint. Er war ritterlich darauf bedacht, sie zu schonen, und doch ließ die Erregung des Augenblickes ihn viel mehr verraten, als ihm selbst zum Bewußtsein kam. Und als ich ihn verließ, hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es keine andere Möglichkeit giebt, den Menschen wie den Künstler in ihm zu retten, als seine Befreiung aus der Knechtschaft dieser unseligen Liebe. Dolly muß ihn freigeben oder — —"

Er stockte, als trüge er Bedenken, seinen Gedanken vollends auszusprechen. Aber als Helene ihn fragend ansah, ergänzte er doch:

„Oder sie muß ihn so bald wie möglich heiraten, damit er zur Ruhe kommt, und damit die unausbleibliche Alltagsprosa

des Ehelebens den gefährlichen Zauber breche, der ihr eine so verhängnisvolle Macht über ihn verleiht."

Die unausbleibliche Alltagsprosa des Ehelebens! — Heinrich Vollart ahnte nicht, wie schmerzlich er mit diesem Wort sein eigenes Kind getroffen hatte. Erst in dieser Stunde hatte sie ja den längst gefürchteten Beweis dafür erhalten, wie erkältend diese Alltagsprosa auf die Liebe eines Mannes wirken könne. Und es war verzeihlich genug, wenn die Erinnerung an ihren eigenen Herzenskummer sie stumpf machte für das Schicksal jenes andern, der einst ihre erste jungfräuliche Liebe besessen und der dies Besitztum in den Wind geschlagen hatte wie ein wertloses Nichts.

„Vielleicht siehst du die Dinge viel schwärzer als sie sind, lieber Vater," sagte sie kühl. „Und auch wenn deine Vermutungen zuträfen, was könntest du schließlich für Herrn von Brunneck thun? Er hat dir seine Geständnisse sicherlich nicht gemacht, um damit deine Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Und er würde dir sehr wenig Dank wissen für eine Einmischung, die dir von seiten Dollys überdies nichts anderes als eine spöttische Zurückweisung eintragen könnte. Wenn mein Rat einen Wert für dich hat, so laß diesen Dingen, an denen wir nichts ändern können, ihren Lauf. Mag ein jeder zusehen, wie er mit dem Schicksal fertig wird, das er sich selbst bereitet hat!"

Heinrich Vollart war ersichtlich unangenehm überrascht von der geringen Teilnahme seiner Tochter; denn er hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, in ihr eine Bundesgenossin zu finden für das Unternehmen, das ihm unter dem ersten, frischen Eindruck des eben Erlebten wirklich als eine Freundschafts- und Menschenpflicht erschienen war. Aber er hatte von jeher einen nicht geringen Respekt gehabt vor ihrem klaren Verstande und ihrem sicheren Urteil über Menschen und Dinge. Und es war kaum jemals vorgekommen, daß er auf der Durchführung einer Absicht bestanden hatte, wenn Helene sich gegen die Zweckmäßigkeit derselben ausgesprochen.

So übte ihre entschiedene Ablehnung auch diesmal eine stark ernüchternde Wirkung auf ihn aus. Zwar machte er noch einige grollende Bemerkungen über den Egoismus des Menschen im

allgemeinen und des weiblichen Geschlechts im besonderen. Davon aber, daß er zu Dolly Förster gehen und ihr ins Gewissen reden würde, war doch nicht weiter die Rede. Und als er erst einmal angefangen hatte, sich nach den neuesten Porträt-Aufträgen seines Schwiegersohnes und den Fortschritten seiner begonnenen Arbeiten zu erkundigen, hatte seine Aufregung über Erich von Brunnecks Schicksal sich sehr bald vollkommen besänftigt.

Daß ihm Helene nicht so bereitwillig wie sonst, sondern nur mit einem gewissen Zögern und ohne alle Freudigkeit Rede stand auf seine Fragen, fiel ihm nicht weiter auf. Und er blickte höchlichst überrascht empor, als sie plötzlich sagte:

„Glaubst du, daß Gabor ebenso große Einkünfte haben würde, wenn er statt der bestellten Porträts nur noch unbestellte Bilder malte?“

„Welche Frage! Nicht den vierten Teil seines jetzigen Einkommens könnte er damit verdienen. Eine so erfahrene und praktische kleine Frau wie du sollte das doch wissen!“

„Ich vermutete es wohl, aber es lag mir daran, auch deine Ansicht zu hören. Und da wir einmal darauf zu sprechen gekommen sind, so gieb mir doch, bitte, ehrliche Antwort auch auf eine andere Frage. Meinst du, daß Gabors Begabung ernstlichen Schaden leiden könnte durch die Art seiner jetzigen Thätigkeit — daß er später, wenn er wohlhabend und unabhängig geworden sein wird, sich nicht wieder zu der Höhe seiner ersten Leistungen würde aufraffen können?“

Heinrich Vollart wiegte nachdenklich den graumähnigen Kopf.

„Das ist eine schwer zu beantwortende Frage, mein liebes Kind! Vielleicht — ja, wahrscheinlich wäre es für Gabors künstlerische Entwickelung sehr viel vorteilhafter gewesen, wenn er nicht auf so bequeme Art in die Mode gekommen wäre, sondern sich noch eine gute Weile rechtschaffen hätte abplagen müssen. Wie sich aber nun einmal die Dinge gestaltet haben, ist es doch wohl am besten, ihn auf dem eingeschlagenen Wege zu erhalten. Man mag über das Geldverdienen noch so geringschätzig denken, in seinen Wirkungen ist es doch schließlich eine sehr schöne Sache. Und dein Gabor sieht mir am allerwenigsten danach aus, als ob er sich jetzt, nachdem er die Annehmlichkeiten einer bequemen

und luxuriösen Lebensführung einmal kennen gelernt hat, in bescheideneren Verhältnissen wieder wohl und glücklich fühlen könnte."

„Auch dann nicht, wenn er in diesen bescheideneren Verhältnissen ganz seinen künstlerischen Idealen nachleben dürfte?"

Der alte Maler kniff die Augen zu.

„Die künstlerischen Ideale — ja, Kind, mit denen ist das so eine ganz eigene Sache. Wer ihnen einmal untreu geworden ist, der kann schwerlich jemals wieder das rechte Verhältnis zu ihnen gewinnen. Ich zweifle gar nicht daran, daß dein Gabor heute die heftigste Sehnsucht danach empfindet, ganz nach seinem Gefallen und nach seines Herzens Antrieb malen zu können. Aber ich bin beinahe ebenso gewiß, daß er von dieser Freiheit, wenn er sie etwa morgen erhielte, einen ganz anderen Gebrauch machen würde, als er sich's noch gestern vorgenommen. Der Beifall der Menge ist eine gar zu süße Musik. Und wer einmal daran gewöhnt worden ist, ihr zu lauschen, dem kann sie durch keine sogenannte innere Befriedigung mehr ersetzt werden. Nach dem ersten Fiasko — und ein Modemaler macht immer Fiasko, wenn er den Leuten plötzlich etwas ganz anderes bringt, als sie von ihm erwartet haben — oder auch schon nach dem ersten halben Erfolg würde er seine Ideale schnöde im Stich lassen und reuig zum Kultus des stumpfsinnigen Götzen ‚Publikum' zurückkehren. Aber er hätte diese Bekehrung alsdann sehr teuer erkauft, und ich meine, er befindet sich immer noch besser in dem jetzigen Zustande einer unbefriedigten Sehnsucht, als er sich nach der unausbleiblichen großen Enttäuschung befinden würde, die ihn leicht genug um das unentbehrlichste Besitztum des schaffenden Künstlers bringen könnte: um das Vertrauen in die eigene Kraft."

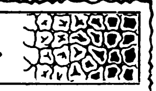
Frau Helene antwortete nichts; aber ein Ausdruck ernster Entschlossenheit war auf ihrem hübschen, heute so seltsam traurigen Antlitz.

Alles das, was ihr Vater da ausgesprochen hatte, war ja auch ihre eigene Ueberzeugung. Und um dieser Ueberzeugung willen mußte sie Gabor zu Liebe auf dem einmal eingeschlagenen Wege verharren — selbst auf die Gefahr hin, ihn zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)



Deutsche Dichtergrüße.



Schnadahüpfln.

Mei' Schatz hat a' Kinn
Und a' Grüberl is drin,
Und i kann's gar nit sag'n,
Wie so lieb i mag's hab'n.

A' Nas'n hat jedi
Und Aug'n und a' Mäul,
Awa a' Grüberl im Kinn
Find't man nit allaweil.

Schön rund is ihr Kinn,
Draus 's Grüberl fein guckt,
Als hätt' ihr 's Christkindl
Das Fingerl neindruckt.

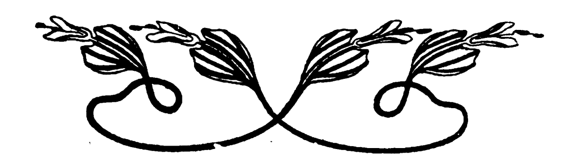
Heidebild.

Detlev von Liliencron.

Die Mittagssonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

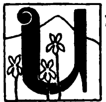
Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig feuchtem Zelt,
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.



Bad Kissingen.

Von **Wolfgang Engel.**



nter den deutschen Kurorten, die durch die Heilkraft ihrer Quellen und durch ihre bevorzugte geographische Lage Weltruf erlangt haben, steht neben Wiesbaden und Ems Bad Kissingen obenan. Tausende und Abertausende haben hier Genesung oder doch Linderung ihrer Leiden gefunden und erinnern sich gern und dankbar des freundlichen Städtchens, das, von der fränkischen Saale durchflossen, auch landschaftlich von hohem Reize ist, wennschon es in dieser Beziehung den Vergleich mit den rheinischen Bädern nicht aufzunehmen vermag. Worin es ihnen aber völlig gleichkommt, und worin es auch von den böhmischen Weltbädern nicht übertroffen wird, das ist die vornehme, ans Märchenhafte grenzende Eleganz, die sich während der Saison hier entwickelt.

Wer einmal in den letzten Jahren an einem warmen Juliabend in den schönen, duftenden Anlagen des Kissinger Kurgartens gewandelt, dem wird der Eindruck, den er empfangen, unvergeßlich bleiben. Mag man für die schimmernde Pracht, mit der die vornehme Welt sich umgiebt, auch noch so wenig empfänglich sein, diese Fülle von anmutigen Frauengestalten, diese reiche Auslese interessanter Männererscheinungen, diese vornehme Haltung, die hier jeder und jede beobachtet, üben einen Zauber aus und vereinigen sich zu einem Gesamtbilde, dessen

Wirkung niemand sich entziehen kann. Von Ausländern sind es namentlich Russen, die Kissingen mit Vorliebe aufsuchen, aber auch das stolze Albion, das sonnige Frankreich, die rebenumgürteten Ufer des Tajo und das Wunderland Italien entsenden alljährlich zahlreiche Gäste dorthin; mit den Angehörigen deutscher und österreichischer Nation bilden sie ein schillerndes,

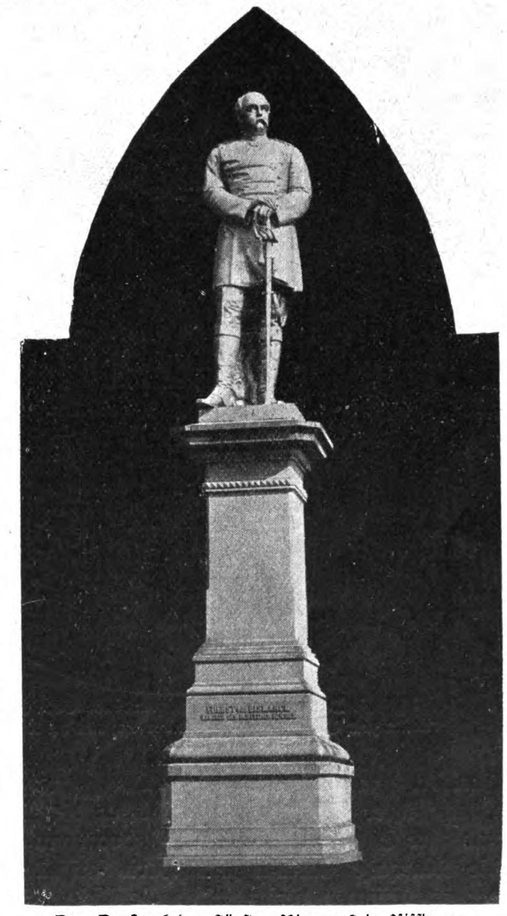


Die fränkische Saale.

farbenprächtiges Kaleidoskop, dessen Reiz durch das vereinzelte Auftauchen exotischer Würdenträger noch erhöht wird. Ein schier babylonisches Sprachengewirr erfüllt die Promenaden und Laubgänge, und dämpft sich nur, wenn die rauschenden Tonwellen, die die treffliche Kurkapelle ihren Instrumenten entlockt, in einem zarten, schmelzenden Piano dahinsterben.

Nicht immer hat sich an den Quellen des Racoczy und Pandur ein so glänzendes Leben und Treiben entfaltet. Erst

seit Fürst Bismarck, dessen kraftvolle Gestalt der Bildhauer Manger für die späteren Geschlechter durch ein großes Bronzestandbild bei der Saline festgehalten hat, in Kissingen Linderung seiner Leiden suchte, hat der Zug der Fürstlichkeiten hierher nicht wieder aufgehört. Die Gräfin Hoya, wie sich die greise Königin von Hannover in die Liste der Kurgäste eintragen läßt, sucht alljährlich Kissingen auf, und in ihrer Gesellschaft befindet sich, wie in den letzten, so auch in diesem Jahre Prinzessin Marie, ihre Tochter. Es ist ein rührend freundliches Bild treuer Kindesliebe, zu sehen, wie die schlanke, hochgewachsene Prinzeß, ihren großen schottischen Schäferhund an der Leine führend, neben dem Fahrstuhl herschreitet, in dem die Mutter



Das Denkmal des Fürsten Bismarck in Kissingen.
(Erstes Bismarckdenkmal in Deutschland).

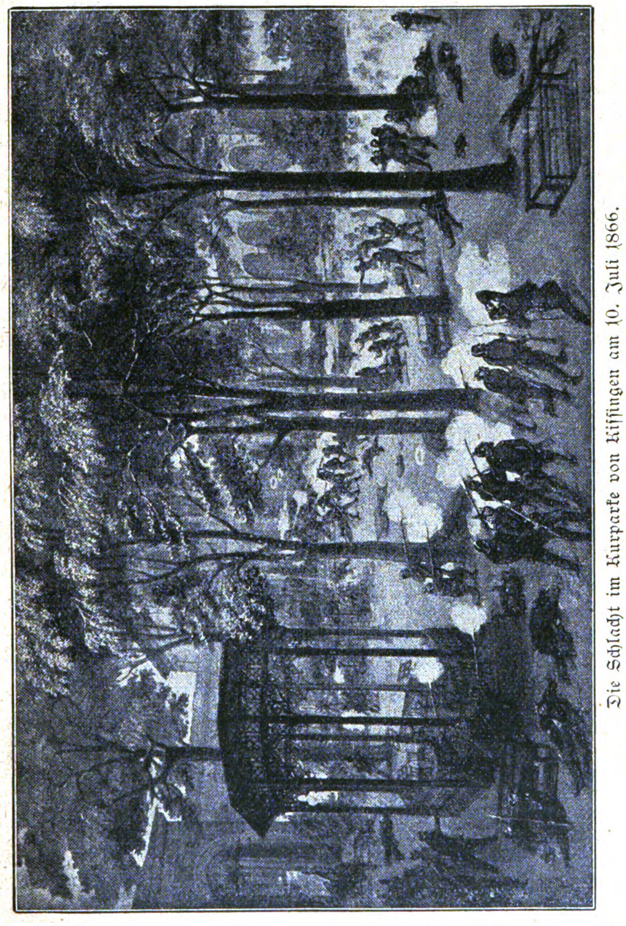
gefahren wird. Auch die unglückliche Kaiserin Elisabeth von Oesterreich war bis vor vier Jahren ständiger Gast in Kissingen. Von deutschen Fürstlichkeiten, die alljährlich die heilspendenden Quellen aufsuchen, sei Prinzeß Therese von Sachsen-Altenburg, Herzogin zu Sachsen, genannt. Man sieht sie häufig in lebhafter Unterhaltung mit zwei englischen Damen, den Ladies



Das Standbild „Die trauernde Germania“, errichtet zum Gedächtnis an die in der Schlacht bei Kissingen Gefallenen.

Carisbroke und Cholmandeley. Durch ihre Schönheit und die Pracht ihrer Toiletten waren bisher die Marquise Villavieja und ihre Schwester Vicomtesse Portocarrero aus Madrid, sowie die Marquise Carcano aus Paris auffallende Erscheinungen der in Kissingen versammelten Gesellschaft. Und doch werden sie und alle ihre reizenden Schwestern in den Schatten gestellt durch die schlanke Gräfin Torby, die Gemahlin des Großfürsten Michael Michailowitsch. Um ihrer wunderbaren Schönheit willen, die noch erhöht wird durch den ausgesuchten

Geschmack, mit dem die Gräfin sich zu kleiden versteht, trägt der Großfürst willig die Schwere der Verbannung, die über



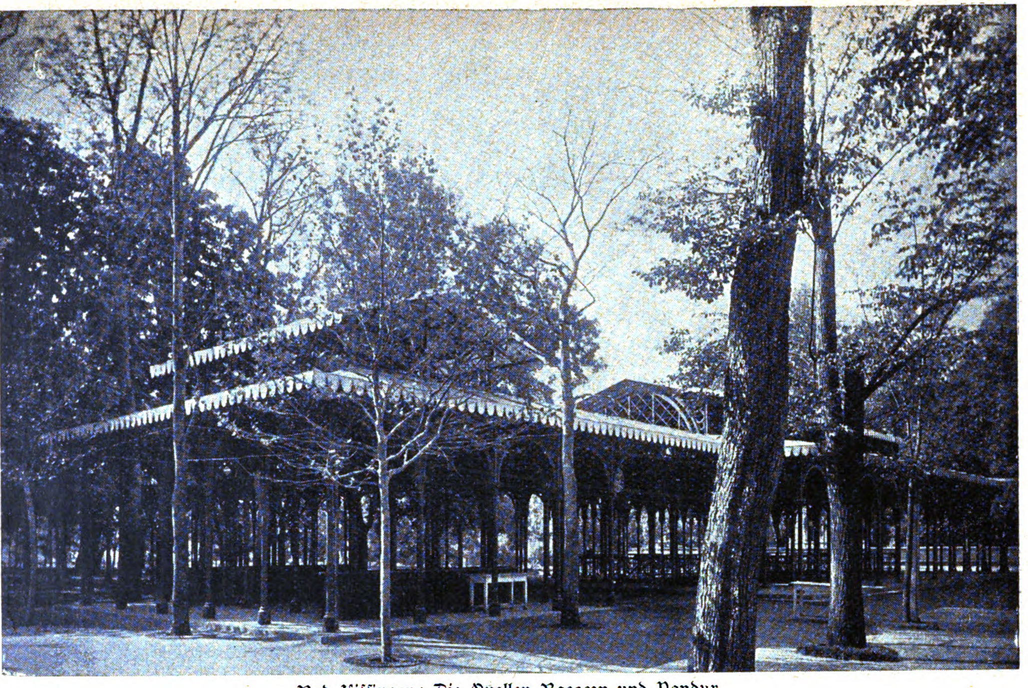
Die Schlacht im Kurparke von Kissingen am 10. Juli 1866.

ihn verhängt wurde, als er vor nunmehr elf Jahren gegen den ausgesprochenen Willen seines Vaters und des Zaren Alexander III. sich mit der Gräfin Sophie von Merenberg vermählte.

So sehr aber Kissingen in den beiden letzten Jahrzehnten sich zum Luxusbade entwickelt hat, in erster Linie ist und bleibt es doch Kurort. Der vorteilhafte Ruf seiner Quellen besteht seit Jahrhunderten und hat auch nicht erschüttert werden können durch die wechselvollen Schicksale, die das Städtchen durchgemacht hat. Ja, es hat beinahe den Anschein, als hätte, so oft die Ortschaft unter der Zeiten Not zu leiden hatte, ein freundlicher genius loci für eine um so kräftigere Verbreitung ihres Rufes Sorge getragen.

Ganz besonders schwer war für Kissingen das Kriegsjahr 1866. Wer heute in den prächtigen Anlagen des Kurgartens lustwandelt, der denkt kaum daran, daß hier fast jeder Fußbreit Boden unter ihm mit Blut getränkt ist. Es war am 10. Juli, als hier preußische und bayrische Truppen aufeinander stießen. So schnell entwickelte sich das Gefecht, daß alle diejenigen Bewohner des Ortes, welche vormittags ihre auf dem rechten Saaleufer befindlichen Wohnungen verlassen und den jenseits des Flusses liegenden Stadtteil aufgesucht hatten, nicht imstande waren, in ihr Heim zurückzukehren, und so mußten sie die langen, bangen Stunden des Gefechts in fremden Hotels und Restaurants zubringen. Denn die Bayern hatten alle Uebergänge abgebrochen und die steinerne Brücke verbarrikadiert. Vom Mittag bis zum späten Abend war die Stadt erfüllt von Kanonendonner und Pulverdampf, und erst die einbrechende Nacht machte dem blutigen Kampfe ein Ende. Preußen wie Bayern hatten schwere Verluste erlitten: 414 Tote, darunter der Generalleutnant Freiherr von Zoller, und 1735 Verwundete.

Von dem Kampfe giebt das von dem Bildhauer Arnold geschaffene, im Jahre 1869 enthüllte Denkmal der „trauernden Germania" Kunde. Es steht an der Straße, die nach dem idyllisch gelegenen Dorfe Nüdlingen führt, inmitten der Gräber, die die Ruhestätte der in der Schlacht bei Kissingen gefallenen Krieger bilden. Eine edle Frauengestalt aus weißem Tiroler Marmor lehnt in knieender Stellung auf ihrem Schilde, das herabwallende Haar mit Eichenlaub bekränzt, tiefe Trauer in den Zügen. Mit der Linken umfaßt sie das mit dem Gürtel umwundene Schwert, mit der Rechten senkt sie einen Palmen-



Bad Kissingen: Die Quellen Racoczy und Pandur.

zweig auf die stille Totenstadt zu ihren Füßen. Der faltenreiche Mantel enthält ein Ornament, in dem der Kampf des Wittelsbacher Löwen mit dem hohenzollernschen Adler dargestellt ist. Die ganze Gestalt ruht auf einem Würfel von schwarzem Syenit, der die Inschrift trägt: „Zur Erinnerung an die im Jahre 1866 Gefallenen.“ Auf der Nordseite stehen die Namen von 16 bayrischen und 15 preußischen Offizieren, auf der Ostseite die Namen von 206 bayrischen und auf der Westseite von 177 preußischen Unteroffizieren und Soldaten.

Auch die furchtbare Epoche, die unter dem Namen des Dreißigjährigen Krieges bekannt ist, brachte dem Städtchen schwere Leiden.

Kissingen, das als Ortschaft bereits in einer Urkunde vom Jahre 801, als Stadt seit dem Jahre 1394 genannt wird, fing gerade an, auch im weiteren Umkreise bekannt zu werden, als der entsetzliche Krieg ausbrach und dem Aufschwung des Kurortes hemmend entgegentrat. Ja, im Jahre 1643 griff der schwedische Oberst Reichwald die Stadt in der ausgesprochenen Absicht an, sie dem Erdboden gleich zu machen. Schon waren durch die tagelang ununterbrochen einfallenden Granaten die Salinen zerstört, und die Einwohner fürchteten jeden Augenblick, es werde den Schweden gelingen, in die Stadt einzudringen, als der Bürger Heil auf ein ebenso originelles wie wirksames Mittel verfiel, die Stadt zu befreien. Er ließ sämtliche Bienenkörbe, deren in der Stadt eine große Menge vorhanden war, auf die Mauern tragen und in die Reihen der anstürmenden Schweden werfen, und der Erfolg dieser Maßnahme blieb nicht aus. Die Bienen, durch den Sturz in Wut versetzt, fielen über den Feind her, der sich der geflügelten Gegner um so weniger erwehren konnte, als die Städter gleichzeitig einen Ausfall machten. Er wandte sich zur Flucht, und Kissingen hatte seitdem vor den Schweden Ruhe.

Des originellen Peter Heils Büste aber wurde von seiner dankbaren Vaterstadt an der Ostseite des Rathauses eingemauert, wo sie noch heute zu sehen ist.

Durch den fürchterlichen Krieg war der Aufschwung Kissingens wohl unterbrochen, aber nicht erstickt worden. Mehr und mehr verbreitete sich der Ruf von der kraftspendenden



Der Maxbrunnen.

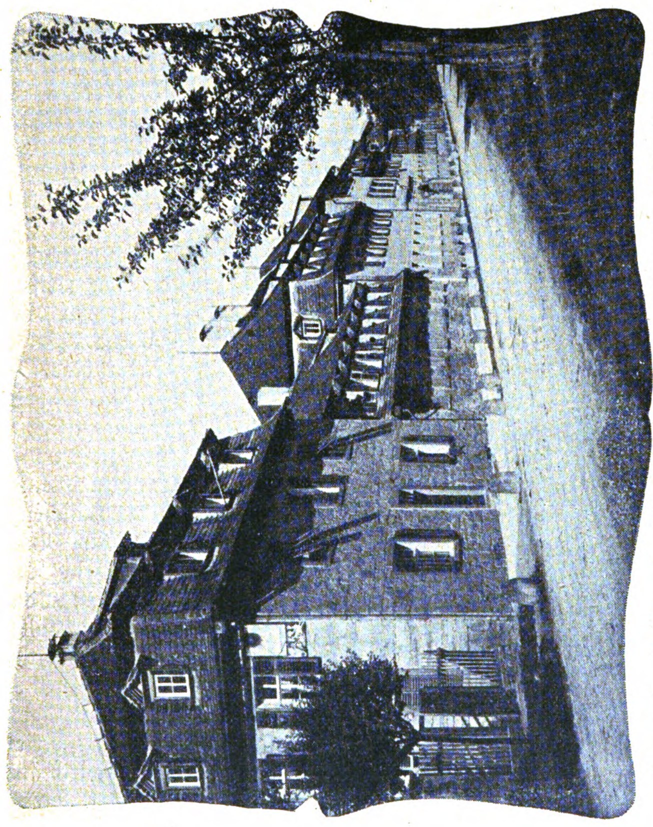
Wirkung der Quellen, und immer zahlreicher ward die Schar derjenigen, die den Badeort aufsuchten. Weltruf allerdings erlangte Kissingen erst im vorigen Jahrhundert, wo verschiedene glückliche Umstände zusammentrafen, um die Bedeutung des Kurortes zu erhöhen. So begannen die Bürger im Jahre 1820, ihre Wohnungen zu verschönern und zur Aufnahme von Badegästen herzurichten. Zwei Jahre später bildete sich ein Verschönerungsverein, der den ersten Grund zu den schönen Spazierwegen in den herrlichen Waldungen legte, und wiederum zwei Jahre später wurde das Bad sowohl wie der Wasserversand an die Gebrüder Bolzano verpachtet, die, mit außergewöhnlicher Umsicht und Thatkraft begabt, den Kurort bedeutend hoben.

Inzwischen war im Jahre 1737 eine dritte Quelle entdeckt worden, der der damalige Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn den Namen Racoczy-Quelle beilegte, und zwar aus Dankbarkeit gegen den Fürsten Racoczy, von dem er einen großen Teil seiner Güter geerbt hatte.

Gleichzeitig wurde auch der Name der nebenanliegenden, bis dahin als „Scharfer Brunnen“ bekannten Quelle zur Erinnerung an die unter Racoczy dienenden Grenzregimenter (Panduren) in „Pandur“ umgewandelt. Derselbe Fürstbischof ließ auch ein Kurhaus bauen und einen 200 Schritt langen Weg mit Bäumen anpflanzen. Den Kurgarten legte im Jahre 1769 der Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim an, nachdem er sich zuvor an der oberen Saline ein Schloß erbaut hatte, daß später dem Fürsten Bismarck als Wohnung dienen sollte.

Im Jahre 1874 weilte Fürst Bismarck zum ersten Male als Kurgast in Bad Kissingen. Er bewohnte das Haus Nr. 18 in der nachmals nach ihm benannten Straße, das zu den Sehenswürdigkeiten Kissingens hauptsächlich deshalb zählt, weil in seiner unmittelbaren Nähe jener Mordanschlag zur Ausführung gelangte, den der Böttchergeselle Kullmann aus Magdeburg gegen das Leben des eisernen Kanzlers geplant hatte. Als am 13. Juli Fürst Bismarck unter den jubelnden Zurufen der Bevölkerung eine Ausfahrt unternahm, trat plötzlich Kullmann aus der Menge hervor und feuerte aus einem

Revolver eine Kugel gegen ihn ab, durch die der Fürst zum Glück nur leicht verwundet wurde. Zur Erinnerung an das Attentat ist an dem Hause Bismarckstraße 18 eine Tafel an-



Obere Saline, Wohnung des Fürsten Bismarck bei seinem Kuraufenthalt in Kissingen.

gebracht, die folgende Inschrift trägt: „Am 13. Juli 1874 wurde an dieser Stelle durch Gottes gnädige Führung Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, Kanzler des Deutschen Reiches, aus Mörderhand errettet. Diese Gedenktafel widmet dem deutschen Volke die Stadtgemeinde Kissingen."

Wie gewaltig der Aufschwung Kissingens im letzten Jahrhundert gewesen ist, ist ersichtlich aus einer Zusammenstellung der Frequenzziffern. Während im Jahre 1820 nur 540 Kurgäste dort weilten, war das Bad im Jahre 1840 schon von 3252, im Jahre 1860 von 7471, im Jahre 1890 von 15056 und im Jahre 1898 von 18333 Kurgästen besucht. Außerdem hielten sich im letztgenannten Jahre 7615 Personen vorübergehend in Kissingen auf, so daß die Gesamtfrequenz sich auf 25948 Personen beziffert.

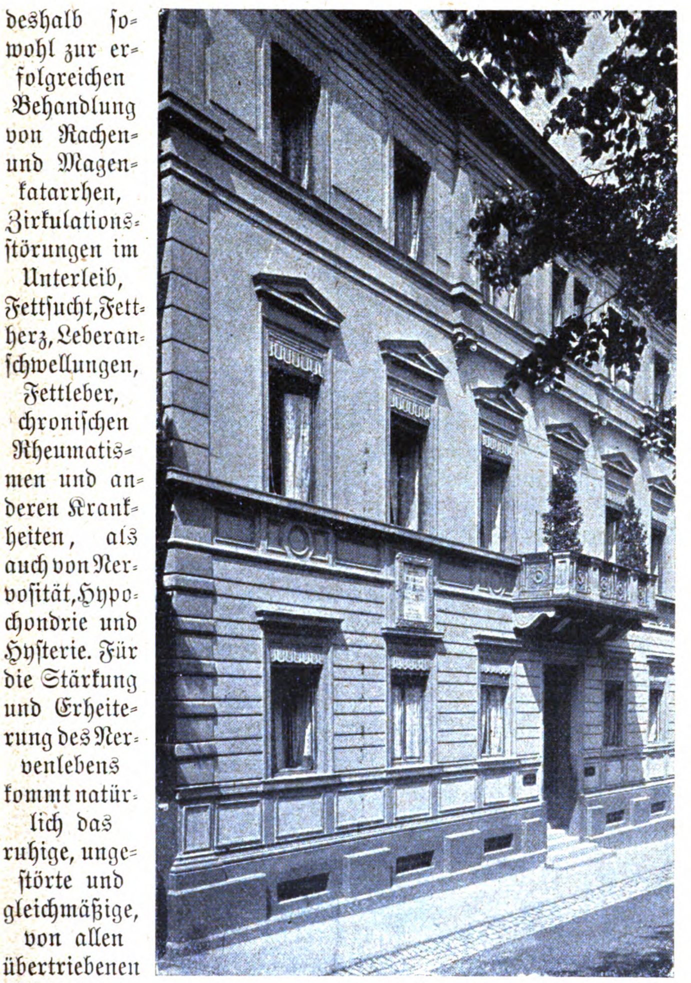


Die aus Anlaß des Attentats gestiftete Gedenktafel am Hause.

Von den Quellen ist die am meisten in Anspruch genommene Trinkquelle der Racoczy, der in der Minute durchschnittlich 30 Liter liefert und von dem etwa 600000 Flaschen jährlich zum Versand gelangen. Der Pandur giebt in der Minute durchschnittlich 8,5, der Maxbrunnen 7 Liter. Der Solesprudel, der 200 Meter über dem Meeresspiegel aus einem $108^1/_4$ Meter tiefen, artesischen Brunnen entspringt, ist besonders dadurch für den Beschauer interessant, daß er zeitweise bis auf vier Meter zurückgeht und dann nach und nach wieder emporsteigt. Die Quelle liefert durchschnittlich 500 Liter in der Minute; aus dem Brunnenschacht steigen im gleichen Zeitraum 2000 bis 6000 Liter Kohlensäure auf.

Die Wirkung der Quellen äußert sich nicht nur in physiologischer, sondern auch in pathologischer Richtung. Sie dienen

deshalb sowohl zur erfolgreichen Behandlung von Rachen- und Magenkatarrhen, Zirkulationsstörungen im Unterleib, Fettsucht, Fettherz, Leberanschwellungen, Fettleber, chronischen Rheumatismen und anderen Krankheiten, als auch von Nervosität, Hypochondrie und Hysterie. Für die Stärkung und Erheiterung des Nervenlebens kommt natürlich das ruhige, ungestörte und gleichmäßige, von allen übertriebenen körperlichen wie geistigen Anstrengungen sich freihaltende Leben der Kurgäste nicht zum wenigsten in Betracht.

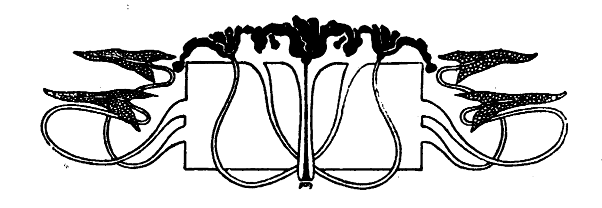


Das Haus, vor dem am 13. Juli 1874 das Kullmannsche Attentat auf den Fürsten Bismarck zur Ausführung kam.

Den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bilden der im Jahre 1876 im altdeutschen Renaissancestil restaurierte Konversationssaal mit seinen 200 Meter langen Arkaden und der Kurgarten. In der Mitte des letzteren befindet sich ein Musikpavillon, in dem während der vom 1. Mai bis zum 30. September dauernden Saison alltäglich zweimal Konzerte veranstaltet werden. Der Konversationssaal dient unter anderen zur Abhaltung der wöchentlich einmal stattfindenden sogenannten Réunionbälle; an ihn schließt sich ein kleiner Damensalon an, der im Barockstil gehalten und 1885 vollendet worden ist, ferner das im Jahre 1876 errichtete Kurhaus-Restaurant, das außer den Wirtschaftsräumen einen eleganten Speisesalon, ein Billardzimmer mit drei Billards und ein Lesezimmer enthält. Im oberen Raum über dem Arkadenbau befindet sich eine Loggia und ein Salon, in dem den Damen Gelegenheit zum Klavierspiel und Gesang geboten ist.

Kissingen hat auch ein Theater, das seit einer Reihe von Jahren unter der Leitung des Herrn Eduard Reimann, Direktors des Stadttheaters zu Würzburg, steht. Der Ort bietet mithin alles, was zur geistigen Anregung der Kurgäste dienen kann. Kein Wunder, daß, wer einmal in Kissingen einige Wochen geweilt hat, immer wieder gern seine Schritte dorthin lenkt, um des Segens der heilspendenden Quellen teilhaftig zu werden.





Duellwut bei Tieren.

Von **Richard Klamroth.**

Der Wanderer, der an schönen Sommertagen dem nerventötenden Getriebe der Großstadt entflieht, ist, wenn er fröhlich durch Feld und Wald streift, stets geneigt, in poetischen Worten von dem Frieden in der Natur zu sprechen, die in den schönen Tagen der Blüten und reifenden Früchte ihr reizendstes Gewand angezogen hat.

Er hat recht damit, soweit nur das Verhältnis seiner Person zur Natur in Frage kommt; denn im intimen Umgange mit ihr holt er sich Mut und Kraft zu neuer Arbeit im Daseinskampfe, der heute mit einer Härte und Zähigkeit geführt wird, wie sie frühere Geschlechter nicht kannten. Dem Naturfreunde jedoch, der sich mit liebevoller Aufmerksamkeit in das Leben und Treiben der Tiere, groß und klein, vertieft, kann es nicht entgehen, daß sich unter dem täuschenden Glanze von Frühlingsseligkeit und Sommerfreude dasselbe Ringen um die Existenz vollzieht, welches der Inhalt seines arbeitsamen Lebens ist. Auch das Tier kämpft fortwährend um sein bißchen Leben und zwar fast immer in viel grausameren Formen als der Mensch; denn während dieser sich meistens der Waffen des Geistes bedient, handelt es sich bei den Tieren nur darum, wer der

physisch stärkere ist und das Endziel des Kampfes ist fast stets der Tod des Gegners, der, von seinem stärkeren Feinde bezwungen, unbemitleidet auf der Wahlstatt verbluten muß.

Meistens handelt es sich bei diesen Kämpfen darum, daß das eine Tier mit seinem Leibe dem anderen zur Nahrung dienen muß. In anderen Fällen ringen Tiere derselben oder verschiedener Art um die Herrschaft an einem bestimmten Platze; sie kämpfen dann gewissermaßen um das Eigentum an einem bestimmten Reviere, das ihnen Nahrung gewährt, und in dessen Behauptung nur der Selbsterhaltungstrieb zum Ausdruck kommt. Außer diesen, nur zu selbstverständlichen Kämpfen giebt es aber noch eine Reihe anderer, bei welchen nicht das Ringen um die Nahrung das treibende Motiv ist. Sie entspringen vielmehr entweder dem angeborenen Widerwillen des einen Individuums gegen das andere oder einer im Temperament vieler Tiergattungen deutlich ausgesprochenen Rauf- und Händelsucht oder dem Werben um die Gunst der Weibchen, und ähneln dann in hohem Grade den menschlichen Zweikämpfen, so daß man in diesen Fällen berechtigt ist, von einer förmlichen Duellwut bei Tieren zu sprechen.

Am bekanntesten sind von derartigen Tierzweikämpfen wohl diejenigen der Hirsche untereinander. Abgesehen von Förstern, Jagdfreunden und einer Anzahl Touristen ist es aber nur wenigen Menschen beschieden, das aufregende und dramatische Schauspiel, wie zwei Kapital-Hirsche miteinander kämpfen, zu beobachten. Es ist jedoch seit jeher einer der beliebtesten Vorwürfe für Tiermaler, und neben den vielen höchst mittelmäßigen Bildern, wo ein Künstler, der den Vorgang in der Natur nie gesehen, die kämpfenden Edelhirsche in den Stellungen zweier theatralischen Poseurs schildert, existieren doch auch zahlreiche Abbildungen, welche ein derartiges Duell mit überraschender Naturwahrheit wiedergeben.

Eine alte Jägerregel besagt, daß der Hirsch um Aegidi, also am 1. September, in die Brunst tritt. Dies gilt jedoch nur von den alten Herren, die um die Gunst der Hindinnen schon manchen harten Strauß ausgefochten haben, während sich der jüngeren die Erregung erst einige Wochen später bemächtigt, dafür aber auch bis in den Oktober hinein anhält. In diesen

Wochen sind die sonst so harmlosen, ruhigen und vorsichtigen Tiere wie ausgewechselt. Sie fressen und schlafen kaum mehr; eine ewige Unruhe hat sich ihrer bemächtigt. Tag und Nacht auf den Beinen, treiben sie das Mutterwild zusammen. Alle Vorsicht außer acht lassend, sind sie nur auf die Vergrößerung ihrer Herde bedacht und jeden Augenblick dazu bereit, deren Besitz gegen etwaige Nebenbuhler zu verteidigen. In diese Zwangslage kommen sie nun täglich aufs neue; denn da die Natur auch bei dem in Polygamie lebenden Rotwild annähernd die gleiche Zahl männlicher und weiblicher Individuen hervorbringt, bleibt mit Notwendigkeit eine große Zahl namentlich jüngerer, aber auch älterer Hirsche ohne Herde und sucht dem vom Glücke begünstigten auf jede Weise seinen Harem abspenstig zu machen.

Die jungen Hirsche sind nun für den feurigen, mutigen Sechzehnender keine gefährlichen Gegner und räumen das Feld, sobald dieser Miene macht, ernstlich zum Angriffe gegen sie vorzugehen. Anders ist es jedoch mit den Kapitalhirschen, welche auf Tod und Leben kämpfen, wenn die Minne in das Herz dieser stolzesten Tiere unserer Wälder ihren Einzug hält. Es ist ein unvergeßlicher Anblick, wenn in einer lauen, von würzigem Waldesduft durchwehten Septembernacht, während am Osthimmel ein bleicher, fahler Glanz das Nahen des Tagesgestirns verkündet, der Gewaltige mit seinen Frauen zur Morgenäsung auf die Waldlichtung tritt. Laut röhrend scheint er allen Neidern das Bewußtsein seiner Selbstherrlichkeit und seines Liebesglücks verkünden zu wollen. Aber von weit drüben schallt es ihm in der gleichen Sprache zurück und näher, immer näher ertönt der Kriegsruf des zum Kampfe herausfordernden Gegners, bis sich endlich dieser selbst am jenseitigen Waldrande zeigt. Auch der Hirsch in den Extasen der Brunst stürzt sich nicht sinnlos in einen ungleichen Kampf, sondern prüft seine Aussichten auf den Sieg. Oft verharren die Gegner laut brüllend lange Minuten in achtungsvollem Abstande von einander, die Grasnarbe und den Moosboden mit wütenden Huftritten zerfetzend, und der stille Beobachter sieht statt eines aufregungsvollen Kampfes schließlich, wie der frauenlose Ankömmling, eingedenk des Sprichwortes, daß Vorsicht der bessere

Teil der Tapferkeit ist, abzieht, um gegenüber einem minder schreckhaften Gegner sein Glück zu versuchen. Wo er aber Aussicht auf Erfolg hat, kommt es fast immer zum Kampfe; denn der glückliche Besitzer einer Herde hält stets Stand. Mit gesenkten Geweihen stürmen die Feinde aufeinander los, und das weithin vernehmbare Krachen der aufeinander prallenden Geweihe zeigt, daß es kein Scheingefecht, sondern bitterer Ernst ist. Der schwächere Teil kann noch von Glück sagen, wenn er mit einigen Hautwunden oder einigen abgebrochenen Geweihenden davon kommt. Oft aber endet die Sache viel tragischer. Eine Geweihspitze bohrt sich in das Auge des Gegners oder durchbohrt die dünne Leibeswandung zwischen den Rippen oder am Unterleib und erzeugt eine Verwundung, die binnen wenigen Tagen in tödliche Brust- oder Bauchfellentzündung ausläuft, und der Unterliegende, der auf der Wahlstatt zurückbleibt, muß zusehen, wie die Weibchen, welche abseits dem Kampfe zuschauten, als lebende Illustration des Verses: „la donna è mobile“ dem Sieger folgen. Zuweilen kommt es auch vor, daß die Geweihe der Fechter im Kampfe sich derartig ineinander hineinbohren, daß die Kampfesmüden sich nicht mehr voneinander zu trennen vermögen und in tagelanger Qual jammervoll zu Grunde gehen, während ein dritter kampflos in den Besitz der Herde kommt.

Sehr hartnäckig sind auch die Kämpfe der Renntiere und Elenns, die sich zur Brunstzeit ganz ebenso befehden wie die Hirsche. Auch das Damwild und die Rehe machen sich den Besitz der Weibchen streitig und wenn diese Kämpfe auch bei weitem nicht einen ebenso dramatisch bewegten Anblick gewähren, so enden sie trotzdem kaum weniger selten tödlich, weil das dolchartig zugespitzte Gehörn dieser Tiere recht gefährliche Wunden verursacht.

Ein Hirsch oder Rehbock, der von der Herde abgeschlagen wurde, kann übrigens auch dem Menschen sehr gefährlich werden. In ihrer blinden Raserei greifen die Tiere manchmal jedes andere ihnen in den Weg kommende Geschöpf an, und gerade in den letzten Jahren haben sich die Fälle auffällig gemehrt, wo harmlose Wanderer und Wildheger in hochwildreichen Revieren von brünstigen Hirschen in der grausamsten Weise getötet wurden.

Wie der Frosch-Mäusekrieg zur Iliade verhalten sich zu den Kämpfen des Rotwildes die Duelle der Auer- und Birkhähne. Ernst gemeint sind sie ja ebenso wie jene; aber dem Zuschauer fehlt hier die Vorstellung, daß riesenkräftige Gegner gegeneinander wüten und wenn unter den wuchtigen Schnabelhieben auch die Federn stieben und Blut fließt, so behalten diese Zweikämpfe doch stets etwas von dem komischen Anstrich, der den Duellen unserer Haushähne anhaftet.

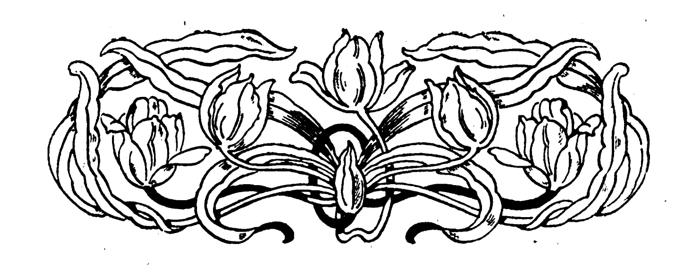
Vögel sind überhaupt sowohl im Umgange mit ihren Artgenossen wie gegenüber anderen Tieren meist von recht streitsüchtigem Charakter. Hahnenkämpfe, bei denen oft ein Kombattant tot auf dem Platze bleibt, sind nicht nur in England, Spanien und Portugal, sondern auch in Hinterindien ein weitverbreitetes Volksvergnügen und damit die Sache nicht gar zu harmlos ist, befestigt man den Kampfhähnen häufig scharfe, feine Klingen an die Sporen. Aeußerst unverträgliche Gesellen sind die ganze Sippe der Amseln und Drosseln, welche sich nicht mit der Verjagung des Gegners begnügen, sondern aufeinander loshacken, bis die eine tödlich verwundet ist. Selbst der Philosoph unter den Vögeln, der Storch, bindet mit dem Nachbarstorche an, wenn ihm dessen Nest dem seinen als zu nahe gelegen zu sein scheint. Kein Vogel übertrifft aber an Duellwut die Kampfläufer (Machetes pugnax), die sich fortwährend untereinander bekämpfen, ob sie sich nun in Freiheit oder Gefangenschaft befinden, schon vor Jahren eingefangen wurden, ihre Freiheit erst kürzlich verloren haben oder in der Gefangenschaft geboren wurden. Diese Duelle spielen sich stets, auch wenn viele Kampfläufer auf einem Platze sind, als Zweikämpfe ab, und nie findet eine allgemeine Rauferei aller anwesenden Hähne statt. Der Anblick der beiden Kämpfer reizt aber die anderen ebenfalls zum Streite und so entspinnen sich oft gleichzeitig mehrere Duelle, die, weil die Tiere blitzschnell ihre Bewegungen ausführen und weil die Bahnen der kämpfenden Paare sich durchkreuzen, einen Anblick gewähren, als ob der Teufel in sie alle gefahren wäre.

Nicht minder komisch ist der Anblick zweier miteinander kämpfenden Hasen. Blut fließt dabei kaum, und es bleibt bei der Verabreichung tüchtiger Ohrfeigen, zu deren Austeilung namentlich die Hinterläufe benutzt werden, in denen die Tiere

eine erstaunliche Kraft besitzen. Zu diesem Zwecke führen sie wahrhaft groteske Sprünge aus, und wer von den Gegnern am höchsten springt, hat die beste Aussicht, dem anderen eines zu versetzen, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

Eine Aufzählung aller Arten von Tierkämpfen würde den Raum eines Buches beanspruchen; denn vom Oktopoden und Hummer bis zu den Riesengestalten der Wale und Haifische und vom Maulwurf, der ein Raufbold ersten Ranges ist, bis zum Elefant führt die Liebesleidenschaft und der Kampf um das Dasein zu erbitterten Zweikämpfen. Namentlich der zahme und wilde Elefant ist nach glaubwürdigen Berichten ein Fechter, der zwar nur schwer in Wut zu versetzen ist, dann aber auch fürchterlich kämpft. Schauplatz eines solchen Zweikampfes war vor einigen Jahren die Londoner Vorstadt Wimbledon. In einem dortigen Zirkus hatte man einen kurz vorher erworbenen, ziemlich ungebärdigen Elefanten, Namens Edgar, um ihn besser zu zähmen, an einen weiblichen Elefanten Mary gefesselt, der für gewöhnlich mit einem anderen männlichen Elefanten Charlie in den Vorstellungen sich mit seinen Künsten produzierte. Als die Elefanten eines Tages anscheinend friedlich auf einer Wiese weideten, fiel Charlie, von Eifersucht überwältigt, plötzlich über die beiden anderen her, trieb sie durch einen Fluß und eine Baumpflanzung, warf sie nieder und bearbeitete beide mit seinen glücklicherweise abgestutzten und abgerundeten Stoßzähnen. Erst nach langer Zeit war es den Bemühungen von 60 Mann, die mit Stangen und Peitschen auf den dickhäutigen Othello losschlugen, möglich, den Entrüsteten von den Angegriffenen zu trennen.





„Um so einen!"

Novelle von Else Krafft.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Linden hatte sie sich die Schaufenster angesehen, eingehend vor den Modebazaren die für sie unerreichbaren Gegenstände höchster Eleganz gemustert, um die Blicke gleich darauf in leiser Schwermut über ihr einfaches, blaues Cheviotkleid gleiten zu lassen. Das kurze, dunkle Jäckchen, dessen Aermel alljährlich mit der herrschenden Mode an Umfang verloren, sah doch eigentlich schon recht fadenscheinig unter der elektrischen Beleuchtung der Linden aus.

Langsam schritt sie dem Brandenburger Thor entgegen, und klappte sich fröstelnd den Krimmerkragen in die Höhe.

Die Steine des Trottoirs, sowie das Asphalt des Fahrweges flimmerten wie tausende darüber hingestreute Diamanten, und auf den Dächern des Palais am Pariser Platz hatte der Reif einen glänzenden Schleier gezogen.

Das junge Mädchen wandte den Kopf weder rechts noch links. Seine Aufmerksamkeit erregte eine dicht vor ihr gehende, sehr elegante Dame, deren schönes Antlitz sich schon mehrere mal mit einem bezaubernden Lächeln nach ihr umgewandt hatte.

Ein Herr, der einige Augenblicke in lässiger Gangart neben Frieda schritt, näherte sich jetzt, höflich den Hut lüftend, der eleganten Dame, und bot ihr nach einigen geflüsterten Worten den Arm. Gemeinsam schritten sie über den Damm, und das frohe Lachen der schönen Unbekannten schallte hell zu dem jungen Mädchen hinüber.

Immer langsamer wurden ihre Schritte. Mit den Augen verfolgte sie das Paar, so lange es sichtbar war, dann setzte sie wie eine Träumende ihren Weg fort. Obgleich sie wußte, daß sich etwas Außergewöhnliches, ihrem Gesichtskreise Fremdes eben vor ihr abgespielt hatte, stieg eine Art Neid gegen jene Unbekannte in ihr auf. Wie glücklich sie gelacht, und wie zwanglos der fremde Mann auf sie eingesprochen hatte. — War auch hier die plötzliche Sympathie zweier sich zum erstenmal begegnenden Menschen Sünde, wie ihr schon oft aus dem Munde weiser Verwandten versichert worden?

„Wenn dich je auf der Straße ein Herr ansprechen sollte, Friedchen, dann rufe sofort einen Schutzmann," hatte neulich Tante Dettchen gesagt, worauf der Onkel lachend erwiderte, „daß seinem Friedchen so etwas gar nicht passieren könnte."

„Warum denn nicht, Onkel?" fragte sie rasch.

„Weil du viel zu solide aussiehst, Schäfchen," lautete die Antwort. —

Jetzt zog ihr das alles wieder durch den Kopf. Eine unbändige Sehnsucht nach irgend etwas Großem, Wunderbarem überfiel sie. Etwas, das imstande wäre, den eintönigen Lauf ihrer Tage jäh umzustürzen, ihre einsame Seele lebensfreudig zu machen, und ihr ganzes unbedeutendes Sein zu verändern. Nicht mehr vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei Onkel und Tante sitzen zu müssen, bei jeder häuslichen Arbeit ihren Launen und altmodischen Belehrungen ausgesetzt. Nicht mehr die langen, dunklen Winternachmittage am Arm der großen, korpulenten Frau durch die Straßen zu wandeln, und wie ein kleines Kind für jeden Ausgang, jede That Rechenschaft abzulegen. — Froh sein, glücklich, — lachen können wie jene Unbekannte eben gelacht hatte. Nicht mehr ängstlich auf das Urteil der andern warten, sich hoch über jedes kleinliche Gerede stellen, und der ganzen Welt zum Trotz die eigene

Ueberzeugung innerer Reinheit sich genug sein lassen. Ach, wenn ihr das gelänge! —

Frieda ging die Königgrätzer Straße dicht an den bereiften Rasenplätzen des Tiergartens entlang. In ihren tiefen Gedanken empfand sie weder die Kälte, noch die plötzliche Einsamkeit ringsum.

Ein Herr kam ihr entgegen, eine hohe Gestalt mit braunem, dichtem Vollbart über den fest geschlossenen Lippen. Seine Augen glitten neugierig über das einsame Mädchen, das den Kopf tief gesenkt trug. Er streifte die Vorübergehende so dicht, daß sie erschreckt emporblickte, und, einen Augenblick stehen bleibend, halb den Kopf nach ihm umwandte.

Da stand auch er und lüftete den Hut.

„Verzeihung, mein Fräulein, aber diese Dunkelheit ist gefährlich für Sie.“

Das junge Mädchen wollte etwas antworten, es gelang ihr aber nicht. Zögernd setzte sie ihren Weg fort.

Der elegante Fremde ging an ihrer Seite wieder mit zurück.

„Ich möchte Sie begleiten, — darf ich?“ fragte er leise.

Da sah sie noch einmal empor. Ihre Hände verschlangen sich im Muff, doch ihre Augen wurden groß und glänzend. Sie dachte nicht daran, einen Schutzmann zu rufen, sie lächelte sogar.

„Sie kennen mich ja gar nicht,“ entfuhr es ihr.

„Aber ich möchte Sie kennen lernen, darum frage ich. Wohin gehen Sie denn jetzt?“

„Nach Hause, — nach der Kurfürstenstraße, — und ich finde auch schon meinen Weg allein,“ setzte sie hastig hinzu, ihre Schritte beschleunigend. Sie war wieder ganz das kleine, ängstliche Mädchen wie immer.

„Wer wird so abstoßend sein! Ich meine es doch nur gut mit Ihnen,“ begann er aufs neue, immer noch lächelnd auf sie herabsehend.

„Freuen Sie sich doch, daß Sie einen männlichen Beschützer in mir gefunden haben. Berliner Straßen sind ein gefährliches Pflaster für so junge Füße.“

Als Frieda ihren Begleiter verständnislos ansah, fuhr er in väterlichem Tone fort:

„Ihre Augen kommen mir wie zwei große Fragezeichen vor, für Sie scheint das Leben noch aus Rätseln zu bestehen. Soll ich sie Ihnen lösen helfen? — Sie haben gewiß einen sehr strengen Papa!“

Frieda schüttelte den Kopf. Ihr war der große Mann plötzlich kein Fremder mehr.

„Nein, — meine Eltern sind längst tot. Ich wohne bei Verwandten, — bei einem Bruder meines Vaters.“

„Noch schlimmer, da ist's gewiß auch nicht wie im Paradiese, — was?“

Bei den sarkastisch hingeworfenen Worten hielt sie sich für verpflichtet, die Partei ihrer Verwandten zu nehmen.

„Paradiese giebt es auf Erden nicht,“ meinte sie bestimmt. „Aber man soll glücklich sein, wenn treusorgende Herzen bemüht sind, eine verlorene Heimat zu ersetzen.“

„Sehr weise gesprochen, mein kleines Fräulein, alle Achtung vor ihrem Familiensinn! Also Paradiese giebt es auf Erden nicht? — Vielleicht sagen Sie mir auch noch, wo dieselben sonst zu finden sind?“

Sie schritten über den Potsdamer Platz, das junge Mädchen immer zwei Schritte von ihm entfernt.

Interessiert musterte er ihr feines, schmales Gesichtchen mit den hellen Augen unter dem kastanienbraunen Haar. „Frische Jugend von altem Plunder umhüllt,“ dachte er, indem er ihre einfache Kleidung überblickte. Die dicken Handschuhe versteckten die niedliche, kleine Hand, und unter dem engen Krimmermützchen strebten nach allen Seiten die widerspenstigen Locken hervor.

Je länger er das Antlitz neben sich betrachtete, umsomehr gefiel es ihm. Im Geist sah er die junge Gestalt von einer Fülle heller Spitzen umrieselt, und die braunen Haare geöffnet über die Schulter fallen. — Ob ihm auch hier seine bekannte Unwiderstehlichkeit behilflich zur Seite stände? Sie war ein Kind noch, und ihre Jugend bot eine doppelte Anziehungskraft für den gereiften Mann.

* * *

Eine ganze Weile schritten sie stumm die belebte Potsdamer Straße entlang.

Frieda fühlte herzklopfend seine prüfenden Augen auf sich ruhen. Zum erstenmal schämte sie sich ihrer Dürftigkeit und versteckte die mit den von Tante selbst gestrickten Handschuhen bekleideten Finger wieder im Muff. War sie mit dem ersten Ungehorsam gegen Zucht und Sitte wirklich eine andere geworden? Jeder Vorübergehende schien ihre Kühnheit erraten zu haben, und mit spöttischem Lächeln über sie herzufallen. — Es war doch noch sehr schlecht um ihre Selbständigkeit bestellt. —

„Nun, — wollen Sie mir nicht verraten, in welcher Gegend Ihr Paradies liegt?“ fragte er jetzt noch einmal.

„Mein Paradies? — Ich habe keins.“

Das klang nicht wie aus Kindermund.

„Oho, sagen Sie so etwas nicht, mein Fräulein. Sie haben vielleicht den Schlüssel noch nicht gefunden, um seine Pforten zur Herrlichkeit aufzuschließen. Sie sind vielleicht mit offenen Augen bisher blind gewesen. — Wissen Sie, wie die Straße heißt, die zum Paradiese führt?“

Der schöne, elegante Mann beugte sich tief zu dem kleinen, einfachen Mädchen herunter.

Frieda schritt wie gebannt neben ihm.

„Liebe,“ — sagte er vorsichtig, indem er seinen Spazierstock lässig hin und her drehte.

Unwillkürlich ging sie noch einen Schritt weiter von ihm ab.

„Es, — es ist doch wohl besser, Sie lassen mich allein nach Hause gehen, — es — ist unrecht von mir, die Begleitung eines fremden Mannes zu dulden,“ antwortete sie verwirrt.

„Da kann ich mich ja vorstellen, wenn Sie Angst vor dem großen Unbekannten haben.“

Offenbar belustigt legte er einen Augenblick den Griff seines Stockes an den Mund.

„Fritz Weber, — Reisender für Gold- und Silberwaren,“ sagte er dann mit einer flüchtigen Verbeugung.

„Ich heiße Frieda,“ entgegnete sie aufatmend, „Frieda Pählchen.“

Da er lachend den Hut lüftete, fuhr sie gleichfalls lächelnd fort:

„Meine Gesellschaft muß Ihnen aber sehr langweilig werden, und Sie haben gewiß Wichtigeres zu thun, als mich nach Hause zu bringen.“

„Wichtigeres, als einer allerliebsten jungen Dame in die Augen zu sehen, giebt es gar nicht.“

„Dann müssen Sie aber ein sehr schlechter Kaufmann sein, Herr Weber!“ —

Er lachte wieder und bewunderte heimlich ihre kleinen, schneeweißen Zähne zwischen den halbgeöffneten Lippen.

„Schlechter Kaufmann, — ist ja möglich! Aber einen guten Freund finden Sie dafür in mir. Gehen Sie morgen wieder denselben Weg wie heute?“

Sie wurde rot und zupfte verlegen an den Krimmerflocken ihres Muffs. Woher sollte sie nur den Mut nehmen, den begonnenen Weg zur inneren Befreiung fortzusetzen?

„Na, — wir müssen uns doch wieder sehen, Fräulein Friedchen, das ist doch ganz selbstverständlich.“

Wie weich und einschmeichelnd das klang.

„Wenn Onkel und Tante aber was erfahren?“

„Keine Angst, wenn Sie klug sind, merken die schon nichts. Wer so jung und hübsch ist wie Sie, muß sein Leben genießen. Also morgen wieder in der Königgrätzer Straße.“

„Nein, ach nein,“ sagte sie rasch. „Morgen hat meine Tante Geburtstag, da muß ich zu Hause bleiben. — Es wird überhaupt nicht gehen, Tante läßt mich selten allein fort.“

„Aber Sie sind doch kein Kind mehr, Fräulein Frieda, ich ließe mir diese Ueberwachung einfach nicht gefallen. — Sagen Sie doch, Sie wollten irgend eine Freundin besuchen, dann geht es sicher.“

„Ich habe keine Freundin, Herr Weber.“

„Nicht eine, Fräulein Friedchen?“

„Doch, — eine habe ich, aber die wohnt nicht in Berlin.“

Das kam ordentlich wehmütig heraus.

„Außer Mittwochs und Sonnabends muß ich jeden Nachmittag mit Tante spazieren gehen, — immer denselben Weg bis zum Spittelmarkt und zurück.“

„Armes Wurm! — Und an den anderen beiden Tagen?“

„Da, — da ginge es vielleicht,“ stotterte sie, den Kopf hebend. „Da hab' ich in Moabit Nähstunde.“

„Sehen Sie, nun geht's mit einem Male! Also am Sonnabend am Brandenburger Thor, — da müssen Sie ja vorübergehen. Um welche Zeit sind Sie denn mit der Näherei fertig?“

Das klang alles so selbstverständlich und einfach, daß Frieda sich mit jedem seiner Worte sicherer fühlte.

„Wie heute, um 7 Uhr. — Aber gehen Sie jetzt, ich bin gleich zu Hause; bis vor die Thür dürfen Sie nicht mitgehen.“

Vor der Kurfürstenstraße blieben sie stehen und sahen sich lächelnd in die Augen.

Friedas Antlitz war von Kälte und Aufregung rosig überhaucht, und ihre Augen strahlten wie zwei Weihnachtskerzen.

Er legte seine mit Glacé bekleidete Hand fest um ihre wollene Rechte.

„Also dann auf Wiedersehen am Sonnabend um einviertel acht am Brandenburger Thor, — kleine Apfelblüte.“

„Nicht doch, Herr Weber, — das thut ja weh!“

Sie zog ihre Hand zurück, und bog, hastig den Kopf neigend, in die Kurfürstenstraße ein.

Einen Augenblick verfolgte er, stehen bleibend, mit den Blicken ihre zierliche Gestalt, dann wandte er sich kurz und winkte einer leeren, vorüberfahrenden Droschke.

„Zu Dressel, so schnell wie möglich!“

Es wäre doch sehr dumm, wenn die entzückende Französin vom Lindentheater nicht mehr seiner harren würde.

* * *

Tauwetter in Berlin.

Von den Dächern lief das schmutzige Wasser in kleinen Bächen herunter, und der sonst festgetretene Schnee auf dem Pflaster war locker und hatte eine bräunliche Färbung angenommen.

In der dritten Etage eines alten Hauses der Kurfürstenstraße stand Frau Pählchen am Fenster, und ärgerte sich über

jeden Wassertropfen, der auf ihre frisch geputzten Fensterscheiben fiel.

Ihr Gatte saß im Lehnstuhl hinter ihr und las die Zeitung.

Als die Nichte ins Zimmer trat, blickte er auf.

„Ei der Tausend, Friedchen, hast dich ja ordentlich hübsch gemacht heute! Also ganz allein das schöne Kleid genäht? Alle Achtung vor deiner Schneiderkunst!"

Frau Pählchen wandte sich bei den bewundernden Worten ihres Mannes um und blickte entrüstet auf die zierliche Gestalt in dem modernen braunen Wollkleide.

„Bist du verrückt, Mädel! — Dein bestes Kleid für die Nähstunde? Und den neuen Hut bei dem Sauwetter! Das sieht dir so recht ähnlich, alles über einen Kamm geschert. Gleich ziehst du das neue Kleid aus!"

Frieda setzte sich ruhig vor dem Spiegel den hellen Filzhut auf das braune Haar. Zufrieden musterte sie ihr glücklich lächelndes Gesicht.

„Sei nicht böse, Tante, die Sonne scheint ja draußen."

„Aber es taut, und die Straßen sind naß und schmutzig. Da zieht man das schlechteste an, was man hat, — überhaupt bis Moabit hin. Ein Glück, daß die Nähstunde bald vorüber ist, das war ja 'was Entsetzliches mit deiner Eitelkeit."

Sie trat vom Fenster fort und ging prüfend um die Nichte herum.

„Viel zu elegant, viel zu elegant, das Geld für die Bänder und Rüschen hätten wir auch sparen können."

„Laß ihr doch das Vergnügen," warf der Onkel beschwichtigend ein, „dafür sieht das Mädel auch noch 'mal so hübsch wie sonst aus."

„Aber heut' braucht' sie's nicht anzuziehen, so etwas bleibt für den Sonntag. — Rasch, Frieda, zieh das blaue an!"

„Dann komm' ich zu spät zur Nähstunde, adieu, ich hab' keine Zeit mehr," und wie der Wirbelwind war sie zur Thür hinaus.

Entsetzt schlug Frau Pählchen die Hände zusammen.

„Sollte man so etwas für möglich halten? Wilhelm, das geht so nicht weiter mit dem Mädchen! Schon die ganze letzte

Zeit ist sie so! Das singt und putzt sich den ganzen Tag, und will ich schelten, fliegt sie mir an den Hals und küßt mich ab. — Wilhelm, hörst du denn nicht?“ —

Der kleine, korpulente Mann mit dem gemütlichen, roten Gesicht blickte schmunzelnd von der Zeitung auf.

„Ja, ja, ich höre schon. Friedchen gefällt mir jetzt viel besser wie früher. Vielleicht hat sie irgend 'was?“

„Hat irgend 'was? — Was soll se denn haben? — Ich bitte mir aus, daß du dich verständlicher machst.“

„Na ja, ich meine ja blos so,“ antwortete er ausweichend und vertiefte sich so beharrlich in seinen Lokalanzeiger, daß Frau Pählchen kopfschüttelnd zu ihrem Strickzeug griff.

Diesmal waren es keine Hausschuhe.

* * *

Frieda aber schritt über die nasse Straße, so leichtfüßig und sorglos, als führte der Weg über blumenbestreute Wiesen. Den neuen Kleiderrock hielt sie sorgfältig emporgerafft, und die Glacéhandschuhe, welche sie auf der Treppe angezogen, umspannten, eng anschließend, ihre kleinen, zierlichen Finger. Er hatte sie neulich anstatt des üblichen Veilchensträußchens mitgebracht. — Wie glücklich war sie geworden, und wie glücklich erst würde sie später sein, wenn ihr süßes Geheimnis alle Welt erfahren, und Onkel und Tante die Verlobung ihrer Nichte verkünden würden. Wie alles so schnell gekommen, sie wußte es selber nicht. Das erste Mal war's im Tiergarten, als er von seiner großen Liebe gesprochen. Und als sie zitternd seine Küsse geduldet, ihr ganzes Herz ihm zuflog, und sie ihn fragte, ob er an Onkel und Tante schreiben, oder sie selbst es ihnen sagen sollte, — da küßte er sie, lächelnd den Kopf schüttelnd, aufs neue. Von einer großen Geduld, der sie nun ausgesetzt waren, erzählte er, und daß er sich nicht eher mit ihr öffentlich verloben könne, ehe er eine feste, sichere Stellung besäße. So eine heimliche Liebe, wäre ja das allerschönste, wenn sie ihm vertraue. —

Ja, sie vertraute ihm. Und doch war sie, trotz all seiner Bitten, noch nicht zu bewegen gewesen, ein Café oder Restaurant mit ihm zu besuchen. Er lachte sie aus, wenn sie in den stillen Wegen des Tiergartens ängstlich seiner stürmischen Zärtlichkeit wehrte.

Das letzte Mal erzählte er ihr von einer guten, alten Tante in der Mohrenstraße, die um das Geheimnis seiner Liebe wußte. Zu ihr würde er sein Bräutchen führen, unter ihrem Dach fürs erste die schönsten Zukunftsträume mit ihr spinnen. —

Frieda lächelte glücklch vor sich hin, als sie inmitten der schwatzenden Mädchenschar bei ihrer Näharbeit saß. Alle paar Minuten blickte sie zu der Schwarzwälder Uhr neben der Thür, ob ihr Zeiger immer noch nicht die erwünschte Stunde erreiche. Jedesmal war sie unter irgend einem Vorwand ein halbes Stündchen früher als die anderen jungen Mädchen aufgebrochen. Das magere, alte Lehrfräulein ließ ihre Blicke oft forschend auf dem Antlitz ihrer Schülerin ruhen. Wenn sie aber die klaren, blauen Augen sah, in denen noch „der Glanz unbefleckter Jugend", wie sie sich innerlich ausdrückte, ruhte, schwand jeder Zweifel ihrer argwöhnischen Seele. Wie viele leichtsinnige Schülerinnen sie auch schon gehabt hatte, diese gehörte sicher nicht zu ihnen. —

Auch heute legte Frieda ihre Arbeit früher zusammen. Die Schwarzwälder hatte eben sechs geschlagen.

Als sie dem alten Fräulein zum Abschied die Hand reichte, glättete diese sorgsam die vom Sitzen hervorgerufenen Falten in dem neuen Rock.

„Sie werden alle Tage hübscher, Kleine! Was hat denn die Tante zu Ihrem Kunstwerk gesagt?"

„Es wäre nur Sonntags anzuziehen, ist das nicht genug, Fräulein?"

Lachend nickte sie ihren Genossinnen zu und lief hinaus.

Vor dem kleinen zersprungenen Wandspiegel im Korridor ordnete sie ihre Frisur und übersprang auf der Treppe gleich zwei Stufen mit einem Male, draußen taute es immer noch. Die Luft war lind, als wäre man schon im Frühling. Der fünfundzwanzigste Februar war heut', der Geburtstag ihrer verstorbenen Mutter. Sie hatte sich darum etwas ganz Besonderes vorgenommen.

Fritz würde wie immer am Brandenburger Thor auf sie warten. Dann würde sie mit ihm einen ganzen großen Strauß Rosen kaufen, köstliche, dunkelrote Rosen, und an seiner Seite hinauswandern nach dem alten Kirchhof im Süden, wo tief

herabhängende Zweige das Grab der Mutter beschirmten. — — Ja, das wollte sie. — — —

Wie lange es heute hell blieb.

In den Straßen waren die Gasflammen schon angezündet, doch der Himmel noch ganz glühend von der untergehenden Sonne.

Am Brandenburger Thor blieb Frieda stehen, und spähte eifrig nach allen Seiten. Er war noch nicht da, der Böse, der Liebe, — — ungeduldig ging sie einige Schritte die Linden entlang. Heute waren es gerade vier Wochen her, seitdem sie ihm zum ersten Male begegnet. Wieviel Seligkeit lag zwischen damals und heute. Sie hatte ihr Paradies gefunden, — o wie dankbar mußte sie ihrem Führer in all die aufgeschlossene Herrlichkeit sein. In innerer Glückseligkeit senkte sie tief den Kopf. Die Menschen ringsum brauchten ihr lächelndes Gesicht nicht so neugierig zu mustern. Erst als eine Hand sich auf ihre Schulter legte und ihr Arm kräftig in einen anderen gezogen wurde, hob sie den Blick empor, und ließ sich an der Seite des Geliebten weiterziehen.

„Beinah' hätt' ich meine kleine Apfelblüte nicht erkannt, warum hast du dich denn heut' so festlich gemacht?“ fragte er, ihren Arm immer mehr an sich ziehend.

„Ja, — gefall' ich dir? — O, wie mich das freut! Ich komme mir immer so klein neben dir vor, so unbedeutend. Und dann bitt' ich jedesmal den lieben Gott, daß er mich mehr und mehr deiner Liebe würdig mache.“

Er blickte beharrlich auf das schmutzige Pflaster vor sich. Um seinen Mund lag es wie Spott über ihre Demut.

„Hast du mich wirklich so lieb, wie du immer sagst, kleine Apfelblüte?“

„Was fragst du, wenn du's doch ganz genau weißt,“ antwortete sie vorwurfsvoll. „Ich möchte die Kraft besitzen, dir die Sonne vom Himmel herunter zu holen. Immer hell, immer warm müßte es um dich sein, — du weißt ja gar nicht, wie viel ich dir für deine Liebe schulde.“

Er biß sich ungeduldig auf die Lippe, und zog sie aus der hellen, geräuschvollen Umgebung der Linden in die stille Wilhelmstraße.

Sie hatte seine Hand ergriffen und ihre warme, weiche Wange auf das kalte Leder gepreßt.

„Ich hab' eine Bitte, Fritz," begann sie zögernd. „Wir wollen zum Kirchhof fahren, wo meine Mutter liegt, — draußen am Halleschen Thor. Ich bin lange nicht dagewesen, und heut' ist ihr Geburtstag. — Ich denke immer, — sie müßte die erste sein, der ich mein Glück, — mein so unverdientes Glück offenbare."

„Dummes Zeug!" entfuhr es ihm unwillkürlich.

Als Frieda erschreckt seine Hand los ließ, setzte er ruhiger hinzu: „Sei doch nicht komisch, kleine Maus, — der Kirchhof ist längst geschlossen, wenn wir hinkommen. Es ist jetzt schon ganz dunkel. Weißt du, wo ich dich hinbringen will? — Zu meiner Tante nach der Mohrenstraße. Sie erwartet dich heute, ich hab' es ihr fest versprechen müssen. Da hab' ich meine süße Apfelblüte endlich 'mal ein Stündchen ohne die fremden Menschen, die uns bis jetzt überall beobachten konnten."

Sie schritten über den Wilhelmplatz am Kaiserhof vorbei, und der große Mann achtete weder auf ihr blasses Gesichtchen, noch auf ihre traurigen Augen. Immer hastiger zog er sie vorwärts.

Vor einem großen, mit allerhand Figuren verziertem Hause blieb er stehen.

„Siehst du, Tante hat schon Licht oben," meinte er, zu der zweiten, hell erleuchteten Etage hinaufdeutend.

Frieda rührte sich nicht. Verlegen knöpfte sie ihren Handschuh auf und zu. Ihre Gedanken waren bei dem einsamen Grab der Mutter, das am heutigen Geburtstag zum erstenmal seit ihrem Tode nicht mit Blumen von ihres Kindes Hand geschmückt werden sollte.

Er legte ungeduldig den Arm um ihre Schulter, und leitete sie in den Hausflur. Und da es dunkel und einsam ringsherum war, küßte er sie rasch auf den Mund.

„Willst du nicht kommen, kleine Apfelblüte?"

„Nein," antwortete sie leise, indem sie wieder auf die Straße trat.

Aergerlich folgte er ihr.

„Aber warum denn nicht?"

—

„Ich kann heut' deine Tante nicht sehen, ich muß immerzu an meine Mutter denken. Und da wäre ich doch recht traurig! — Geh' du allein zu ihr hinauf und entschuldige mich, — geh', — ich fahre mit dem Omnibus dort nach Hause.“

Er blickte in ihre flehenden Augen und klopfte sich unmutig den Schnee vom Absatz.

„Da sieht man nun deine große Liebe!“

Wehmütig nickte sie mit dem Kopf.

„Ja, schilt mich, Fritz, du hast recht. Ich bin manchmal riesig wunderlich. — Aber Sonnabend, das versprech' ich dir, Sonnabend können wir uns gleich hier unten an der Hausthür treffen. Dann komm' ich mit hinauf, wenn du noch willst.“

Sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte.

„Aber Wort halten, kleine Apfelblüte. Soll ich nicht lieber mitfahren?“

„Nein, Fritz, geh' du nur hinauf zu der alten Dame. — Sonnabend also.“ —

Sie hatte dem Kutscher des vorüberfahrenden Omnibusses gewinkt, und sprang leichtfüßig auf das Trittbrett.

Er schwenkte grüßend den Hut, hob noch einmal die Hand, und schritt dann in das Haus zurück.

* * *

Als Frieda in das Wohnzimmer trat, war es kaum halb acht vorüber. Sonst kehrte sie viel später aus der Nähstunde zurück.

„Nanu,“ fragte die Tante, „bist du etwa Pferdebahn gefahren, du kommst doch sonst nicht so früh?“

Prüfend glitten ihre Blicke über das neue Kleid, doch schien sie in bedeutend besserer Stimmung zu sein, als am Nachmittage.

„Ja, ich bin gefahren, Tante, die Straßen sind wirklich sehr schmutzig.“

Frieda war an den Tisch getreten, über den eine altmodische Hängelampe ihr Licht verbreitete, und hatte die Arme um den Hals der unermüdlich Strickenden gelegt.

„Bist du mir noch böse, daß ich heute ungehorsam war?“

„Böse? — Nein, Friedchen. Du mußt doch nun endlich wissen, daß ich es nur gut mit dir meine. — Da ist ein Brief an dich gekommen, aus Potsdam. Er wird wohl von deiner Freundin sein."

Das junge Mädchen, über deren glückliche Zuversicht sich in der letzten Stunde eine sonderbare Zaghaftigkeit gelegt hatte, wurde bei den milden Worten der Tante wieder froh gestimmt.

„Onkel ist wohl im Klub?" fragte sie, indem sie den Brief, der auf ihrem Platz lag, mit einer Haarnadel öffnete.

Bejahend spähte die Tante über ihre Brille hinweg auf das Schreiben.

„Was giebt's denn, Friedchen, hat sie bald Hochzeit, die Toni?"

Ganz aufgeregt nickte Frieda mit dem Kopf.

„Ja, Tante, — denk' doch nur, schon in vierzehn Tagen. Und ob ich nicht ihren Brautschleier sticken, und die Zeit bis zur Hochzeit bei ihr bleiben wolle, fragt sie. Freitag abend schon holt sie mich vom Bahnhof ab, — Tante, liebe Tante, ich darf doch zu ihr, — nicht?"

„Seit ihrer Verlobung ist's heut' das erste Mal, daß sie etwas von sich hören läßt, und nun gleich diese große Freundschaft. — Bleib' lieber hier, Friedchen, du paßt nicht zu den reichen Leuten dort."

„Aber Toni hat mich lieb, und man kann sich ja denken, daß so eine Braut über ihr Glück die Freundin vergißt," wandte Frieda ein. „Früher, als Mama noch lebte, waren wir ja so oft beisammen. Und wäre ihre Mutter, Mamas liebste Freundin, nicht auch gestorben, hättest auch du mit ihnen verkehrt, Tante. — Toni schreibt so lieb, ganz wie früher, und den Zug hat sie auch schon bestimmt, mit dem ich kommen soll. Ich möchte zu gern hin."

„Meinetwegen fahre, wenn der Onkel nichts dagegen hat. Aber ein Hochzeitskleid, wo kriegst du denn das her?"

Frieda lachte, und reichte der Tante den Brief hinüber.

„Da, lies, — sie hat an alles gedacht, die Toni. — Darf ich's denn annehmen?"

„I gewiß doch, Friedchen. Mir kann's nur angenehm sein, von unseren paar Zinsen hätten wir's dir nicht kaufen

können. Nun geh' aber, und besorg' uns Abendbrot, es ist die höchste Zeit.“ —

Erst als Frieda in der Küche stand, dachte sie an Fritz. Wie konnte sie nur ganz und gar die Verabredung für Sonnabend vergessen. Nun würde sie wieder nicht mit ihm zu seiner Verwandten hinaufgehen. Einen Augenblick überlegte sie, wie sie ihre Fahrt nach Potsdam am besten verschieben, oder vielleicht heimlich von dort aus auf einige Stunden nach Berlin fahren könnte. — Nein, das ginge nicht. Die Fabrik von Tonis Vater lag weit vom Bahnhof entfernt, da hätte sie einen Wagen haben müssen.

Sie dachte hin und her. Das beste wäre, ihm zu schreiben, daß sie krank geworden, und nicht hinaus dürfe. Er war ja so anspruchsvoll in seiner Liebe, und würde am Ende denken, daß sie ihn meide, weil er sich noch nicht öffentlich mit ihr verloben konnte.

Frieda lächelte glücklich vor sich hin. Es würde ihm gar nichts schaden, wenn er sie einige Zeit nicht sähe. Mit jedem Tage würde seine Sehnsucht größer werden, und ihre auch. — — Bis sie wieder an seinem Herzen lag, — — beide doppelt selig nach der kleinen Trennung.

* * *

Am Sonntag Morgen wurde Frieda von der Märzsonne geweckt, die durch einen Spalt der Vorhänge gerade auf ihre geschlossenen Augen leuchtete. Sie richtete sich auf und blickte zu der noch fest schlafenden Freundin hinüber.

Bis in die Nacht hinein hatten sie gestern geplaudert, und Frieda der fünf Jahre älteren die Geschichte ihrer jungen Liebe offenbart.

Zuerst hatte Toni in ihrer ruhigen, vornehmen Art über den Leichtsinn des großen Kindes gescholten, und mit ernsten Worten vor jeder heimlichen Zusammenkunft mit ihm gewarnt.

Doch Frieda wußte so beredt, so überzeugt von ihrem übergroßen Glück zu erzählen, daß die junge Gebieterin des Hauses lächelnd mit dem Kopf nickte.

„Weil ich selbst liebe und geliebt werde, Friedchen, deshalb versteh' ich dich auch. Und ich sehe es als meine Pflicht an,

dir in jeder Beziehung zum ferneren Glück behilflich zu sein. Wir wohnen nach unserer Hochzeitsreise in Berlin, — und unser Haus wird jedem Freund geöffnet sein. Dann bringst du ihn mir, deinen Schatz, Friedchen, mein Bräutigam kann vielleicht seinen Einfluß für ihn geltend machen. Und ihr trefft euch in unsrer Wohnung, Friedchen, das ist besser für dich, und passender. — — Glaubst du nun, daß ich es gut meine, du kleines, leichtsinniges Mädchen du?"

Wie ein jubelnder Aufschrei kam es von Friedas Lager.

„Das wird himmlisch, Toni! Nun hab' ich gar keine Angst mehr, wo du mir beistehst. Wenn du ihn nur erst kennst, meinen Fritz, dann mußt du ihm ja gut sein!"

Toni lachte.

„Wie sieht er denn aus?"

„Groß, seh'r groß, — dunkles, lockiges Haar und braunen, dichten Vollbart. Ich kann dir gar nicht beschreiben, wie schön er ist! Selbst dein berühmter Rechtsanwalt, dein Hans kann nicht besser aussehen."

„Deine Beschreibung paßt auch auf ihn, Schäfchen, also muß er wohl deinem Herzallerliebsten ähnlich sein. Du kannst es mir ja morgen früh verraten, wenn er kommt. — — Willst du mit mir zum Bahnhof fahren?"

„Aber Toni!" — — —

Das kam so vorwurfsvoll von Friedas Lippen, daß beide lachen mußten.

Und lächelnd schliefen sie ein. — — — — — — — — —

Die Sonne wurde immer zudringlicher.

Frieda erhob sich und begann, sich leise anzukleiden. Bei Tante und Onkel war sie an das Frühaufstehen gewöhnt. Noch einen Blick warf sie auf die liebe Schläferin, dann ging sie hinaus.

Im Nebenzimmer fand sie Bücher auf dem Tisch, kostbare Werke bekannter Meister.

Frieda durchblätterte eins nach dem anderen. Am meisten fesselte sie ein Band lyrischer Gedichte, auf dessen erster Seite ein fast unleserlich geschriebener Name stand. „Dr. Hans Litzmann," entzifferte sie mühsam. Das war also Tonis Verlobter, der eine so schreckliche Feder führte. „In der Handschrift eines Menschen liegt seine Seele," pflegte der Onkel zu sagen.

Gedankenvoll klappte Frieda das Buch zu. Ihr kam es plötzlich in den Sinn, daß sie noch nicht ein einziges Mal die Schriftzüge dessen gesehen, dem sie ihr Herz geschenkt. Fritz liebte ja das Briefeschreiben nicht. Wie schön mußte er schreiben, o wie schön! —

Toni kam, und es wurde lebendig im Hause.

Trotz der Frühlingssonne brannte ein helles Feuer im Kamin des Speisezimmers, und an der Kaffeetafel neckte sich der Hausherr mit seinem Besuch.

Toni bemutterte in ihrer sicheren Ruhe Vater und Freundin, schenkte ihnen den Kaffee ein und strich die Brötchen. Um ihren sonst so ernsten Mund lag ein weiches, glückliches Lächeln. Alle Augenblicke hob sie lauschend den Kopf, ob draußen das Peitschengeknall Friedrichs noch immer nicht die Einspannung der Pferde verkünde. Als es endlich so weit war, erhob sie sich. Das dunkle Samtkleid umschloß knapp ihre schlanke Figur, und Frieda eilte diensteifrig herbei und brachte Hut und Handschuhe für die Freundin.

„Haben Sie schon 'mal so 'was Verliebtes gesehen?“ fragte lächelnd der Hausherr. „In einer Stunde kommt der Zug, und schon jetzt hat das Mädel keine Ruhe mehr. — — Da brauch' ich ja gar nicht anspannen zu lassen.“

„Dann ginge ich zu Fuß, Papa, und noch eine Stunde früher. Besser, als wenn Hans warten müßte. — Adieu, Friedchen, laß dir die Zeit nicht lang werden.“

Hochaufgerichtet schritt sie hinaus, und Frieda setzte sich wieder still auf ihren Platz am Kaffeetisch. Wenn sie doch auch schon so weit wäre. Vierzehn Tage vor der Hochzeit mit dem geliebten Manne, — eine Seligkeit, kaum zu fassen! —

Der Hausherr legte die Zeitungen zusammen und dehnte behaglich den mächtigen Körper.

„Ich bin ein schlechter Gesellschafter, Fräulein Friedchen, Sie müssen mich schon entschuldigen. Jetzt mache ich meinen sonntäglichen Rundgang drüben in der Fabrik, werden Sie sich auch nicht langweilen so ganz allein?“

Frieda verneinte lächelnd.

„Es ist ja so schön bei Ihnen, Herr Meinhard, wo soll da Langeweile herkommen? — Bitte, lassen Sie sich nicht stören.“

Er schüttelte ihr kräftig die Hand.

„Sie sind ganz das bescheidne Kind von früher. Ihre Mutter war auch so, immer sanft, immer zufrieden. Auf Wiedersehen zum Frühstück!"

Als er hinaus war, kam das Hausmädchen ins Zimmer, um den Tisch abzuräumen.

„Wünschen Sie irgend etwas, gnädiges Fräulein?"

„Nein, danke, ich werde mir ein Buch nehmen."

„Kennen gnädiges Fräulein schon den Herrn Bräutigam?" fragte das Mädchen weiter.

Frieda wandte sich um und trat vom Fenster fort, aus dem sie dem Hausherrn nachgeblickt hatte.

„Nein, — er ist gewiß sehr nett."

Das hübsche Mädchen lachte.

„Ja, sehr nett ist der Herr Rechtsanwalt, der wird dem gnädigen Fräulein auch gefallen."

Frieda blieb in kindlicher Neugier stehen.

„Er ist wohl auch sehr reich?"

„Reich? — Nein, ich glaube, damit ist es nicht so schlimm. Aber dafür hat ja unser gnädiges Fräulein genug, die könnte gewiß noch viel berühmtere kriegen, wie Herrn Rechtsanwalt." —

Als sich das Mädchen mit dem Kaffeegeschirr entfernt hatte, schlug Frieda die Portiere vor dem nebenanliegenden Bücherzimmer zurück, und ließ ihre Blicke bewundernd über den gemütlichen, hellen Raum gleiten.

In einer Ecke stand ein Schaukelstuhl, und man konnte von ihm aus durch das Fenster in den sonnenbeschienenen Garten hinausblicken.

Mit einem Buch in der Hand ließ sie sich nieder und lehnte sich behaglich zurück.

„Goldene Fäden" stand auf dem roten, eleganten Einband des kleinen Werkes.

Ein Weilchen durchblätterte sie gedankenlos seinen Inhalt, dann überkam sie das Gefühl, als führe auch sie so ein unsichtbarer, goldener Faden an das Herz des fernen Geliebten. Um den holden Traum nicht zu verscheuchen, schloß sie die Augen, und glaubte ganz deutlich seine geflüsterten Liebesworte zu vernehmen, seine Küsse auf den Lippen zu spüren. Was er wohl

gesagt hatte, als er gestern ihren Brief erhalten? Nun würde er mit doppelter Sehnsucht auf eine weitere Nachricht harren. —

Wie heiß es ringsum war, und wie stark die Veilchen in der Vase am Fenster dufteten. Es ließ sich köstlich hier von Lenz und Liebe träumen. Immer deutlicher tauchte sein Bild vor ihrer Seele auf.

„Ich bin ja so glücklich,“ stammelte sie plötzlich, „o, so glücklich, lieber Gott!“ —

Nur an ihn denken dürfen war ja schon Seligkeit.

Draußen hörte man einen Wagen vorfahren.

Frieda rührte sich nicht. Auch als sie im Nebenzimmer Tonis Stimme vernahm, blieb sie noch in ihrer Ecke sitzen. —

„Wie heißt denn dein kleiner Besuch? Du hast mir ja noch nie etwas von einer Freundin erzählt,“ hörte Frieda nun fragen.

Sie sprang so hastig auf, daß der Schaukelstuhl polternd gegen die Wand flog, und Toni lachend den Kopf durch die Portiere steckte.

„Also hier findet man die kleine Leseratte, komm, Hans, — damit deine Neugier befriedigt wird, werde ich sie dir gleich vorstellen.“

Sie zog den Verlobten hinter sich her und in das Bücherzimmer. —

„Fritz!“ klang es jubelnd, „Fritz!“ —

Einen Augenblick nur, dann war es wieder still, ganz still.

Die es mit ausgestreckten Armen gerufen hatte, hielt jetzt die Hand über die Augen, als sähen sie etwas Schreckliches, Unheilvolles.

„Friedchen,“ meinte Toni entsetzt, „Friedchen!“

Doch schon war das junge Mädchen an ihr vorbei und aus dem Zimmer gelaufen.

Der schöne Mann zeigte ein Lächeln, das schließlich zur Grimasse wurde. Sein Plan war im Augenblick fertig. Ueberrascht wandte er sich zu seiner Braut um.

„Das kann doch unmöglich deine Freundin sein, Toni, nein, — — ich kann es nicht glauben.“

Sie trat ganz dicht vor ihn hin. Ihr Antlitz war schreckhaft bleich.

„Du, — — du kennst sie, — — sage mir, ob du sie kennst.“

„Flüchtig, Schatz, sehr flüchtig. Viel ist nicht dran an ihr.“

Unwillkürlich trat er zurück. Es hatte ausgesehen, als ob sie ihn schlagen wollte.

„Und du, — du heißt für sie Fritz, — Fritz Weber? — — Antworte mir, ich habe das Recht darauf!“

Nun erblaßte auch er. Sein ganzes, herrlich erschaffenes Zukunftsbild drohte in Trümmer zu fallen. Er bemühte sich jedoch, ruhig zu bleiben.

„Sei doch nicht thöricht, liebe Toni. Du denkst doch sonst nicht so kleinlich über derartige Sachen. Wer weiß, was das Mädchen dir vorgelogen hat, — — so etwas kennt man ja.“

Wie sie sich beherrschte, wie sie bei jedem seiner Worte die Zähne aufeinanderpreßte, um nicht laut aufzuschreien.

„Geh', — — geh' und komme nie wieder! — — Hast du nicht gehört, daß du gehen sollst?“

Er wollte ihre Hand ergreifen, ihr gut zureden, sie wich aber entsetzt zurück.

Da ging er, wie ein Geächteter schritt er hinaus.

* * *

Regungslos blieb Toni stehen.

Als unten die Thür ins Schloß fiel, hielt sie sich am Fenster fest, um nicht zu Boden zu sinken.

Durch die Portiere schimmerte vom Nähtisch des Wohnzimmers der Brautschleier zu ihr hinüber. Gestern waren die ersten Blüten von Friedas Hand darauf erstanden. —

Und es zog sie hinaus, suchend durchschritt sie die ganzen, vom hellsten Sonnenlicht durchleuchteten Zimmer.

Bis sie das junge Menschenkind gefunden hatte, das noch mehr wie sie selbst in dieser Stunde verloren. Den Glauben an das Heiligste, was einer kindlich reinen Seele beschieden war.

Tief beugte sie sich über den zerwühlten, braunen Kopf. Ihre kalte Wange preßte sie an das heißgeweinte Gesichtchen, und ihre Arme umschlangen die Leidensgefährtin fest, — — immer fester.

„Um so einen!“ ...



Photographien aus dem Vogelleben im Freien.

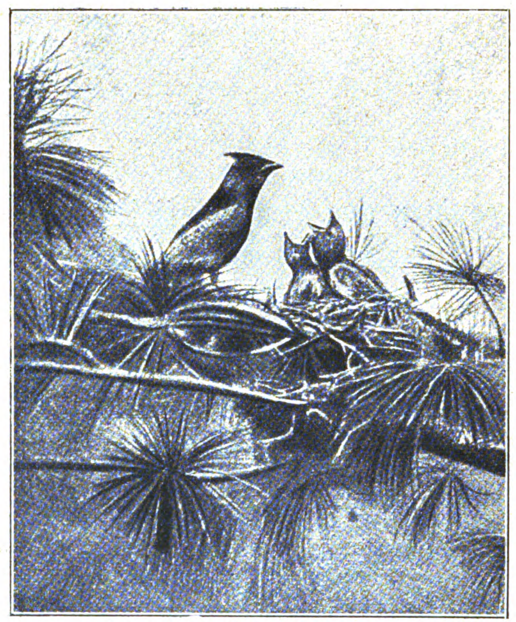
Von **Ewald van den Bosch.**

(Nachdruck verboten.)

Es giebt kaum noch ein lebendes Wesen, das den starrenden Augen des photographischen Apparats entgangen wäre. Nicht nur wir civilisierten Menschen werden von Freunden und Bekannten genötigt, vor dem Apparat Platz zu nehmen und unser Gesicht in die Falten zu legen, die der Photograph wünscht. Auch dem Australneger und dem Buschmann passiert es, daß sie einen reisenden Gelehrten treffen, der sie auf seiner wunderbaren Platte verewigt. Aber auch das Familienleben der Vögel im Walde ist durch ihn gefährdet, obgleich man annehmen sollte, daß es schwierig sein müßte, dort ein photographisches Atelier zu errichten, wo sie ihre Nester zu bauen pflegen. Das Nest ist ja in der Regel dort angebracht, wo die Beleuchtungsverhältnisse äußerst schlechte sind, und die Schwierigkeiten, den Apparat in die Nähe des Nestes zu bringen und damit die Scheu der Vögel zu überwinden, ist so groß, daß es nur in seltenen Fällen gelingen dürfte, eine Aufnahme zu bewerkstelligen, die ein deutliches und klares Bild von dem Leben im Neste bietet.

Man kann ja allerdings den umgekehrten Weg einschlagen und die Vögel zu sich heranziehen, indem man sie einfängt und sie in der Gefangenschaft brüten läßt, aber man macht damit einen so tiefen Eingriff in ihre natürlichen Lebensbedingungen,

daß die Photographien aus dem Leben der Vögel unter diesen Verhältnissen nicht annähernd dasselbe Interesse haben, als die im Freien genommenen Aufnahmen. Der Amerikaner Professor Herrick hat indessen ein Verfahren angewandt, mittelst dessen es ihm möglich wurde, das Leben der Vögel im Neste auf Arm-



Fütterung junger Vögel durch die Mutter.

länge genau zu beobachten und sie zu photographieren, ohne daß man ihnen ihre Freiheit raubt oder ihre Lebensbedingungen wesentlich verändert, und ohne daß sie gewahr werden, daß man sie beobachtet.

Herrick lag daran, die Vögel in seine Nähe zu bringen und sie dort festzuhalten, nicht durch Stangen und Drähte, sondern durch ein unsichtbares Band, das elastisch genug ist, um den Vogel so weit fort fliegen zu lassen, als es ihm selbst beliebt, und das doch imstande ist, ihn mit unwiderstehlicher

Kraft wieder zurückzuziehen. Ein derartiges unsichtbares Band fand er in der Elternliebe.

Sah er im Walde auf einem belaubten Zweige ein Nest, das er zu beobachten wünschte, so stellte er in der Nähe des Baumes an einer passenden Stelle sein Observatorium, ein grünes Zelt mit dem Eingang auf der einen Seite und einer kleinen Scheibe auf der entgegengesetzten, auf. Darauf ließ er



Reinigung des Nestes durch die Vogelmutter.

den ganzen Zweig mit dem Neste absägen und ihn mit großer Vorsicht nach dem Zelte hinunterbringen, wo er auf einem eingerammten Pfahle unmittelbar vor der Scheibe angebracht wurde.

Man sollte meinen, daß ein solches Vorgehen gleichbedeutend mit einer brutalen Vernichtung des Heims des Vogels wäre. Dies ist indessen glücklicherweise nicht der Fall. Weder die Alten noch die Jungen werden hierdurch ernstlich gestört. Sind die Vögel sehr scheu, so werden sie das Zelt unter Umständen

zwei Stunden oder länger umkreisen, bis sie sich auf dem Neste niederlassen. Gewöhnlich schwindet das Mißtrauen aber schon nach zwanzig Minuten bis einer Stunde, und Herrick hat beobachtet, wie einzelne Vögel schon drei Minuten nach erfolgter Aufstellung des Nestes die Jungen fütterten. Hat ein Vogel erst einmal das Nest an seinem neuen Platz besucht, so wird er immer wieder und wieder zurückkommen. Gleichzeitig nimmt die Häufigkeit seiner Besuche an der alten Stelle des Nestes ab, und bald fühlt er sich unter den neuen Verhältnissen vollkommen zu Hause.

Wenn die Vögel sich dem Neste nähern, erregt im Anfang jeder merkwürdige Gegenstand, wie die Pfähle, die den Zweig tragen oder das benachbarte Zelt Furcht und Mißtrauen bei ihnen. Aber da sie bei jeder Rückkehr dieselben Gegenstände sehen, merken sie schließlich, daß sie keine Gefahr für sie bergen. Das Zelt steht still und unbeweglich da, und da die Jungen dicht dabei sind, wird ihre Furcht vor dem Neuen allmählich überwunden. Es sind die Kleinen, immer die Kleinen, um die sich das Interesse der alten Vögel sammelt und um die sich ihr ganzes Leben dreht. Sie sind das starke Lockmittel, der Magnet, der die Eltern unwillkürlich anzieht. Das Holz, der Zweig, ja, das Nest selbst, was sind sie im Vergleich zu den Jungen, für die allein sie leben!

Vielleicht kehrt die Furcht der alten Vögel zurück, wenn sie einst zum Neste heimkehren und die Scheibe im Zelt offen finden und sehen, daß das Glasauge des photographischen Apparats ihnen entgegenstarrt. Aber bald werden sie auch mit diesem Gegenstand ebenso wie mit den störenden Lauten aus dem Zelte vertraut.

Natürlich ist die Sache nicht so einfach, wie mancher glauben mag. Herricks Methode fordert nicht nur große Geduld und viel Zeit, sondern auch viel Umsicht und genaue Kenntnisse der Vogelwelt. Bei manchen Arten konnte Herrick das Nest versetzen, noch bevor die Eier ausgebrütet waren, bei andern mußte er so lange warten, bis die Jungen vier bis neun Tage alt waren. Das Bedenken beim Verlegen der Nester, daß sie leichter den Angriffen der Raubtiere ausgesetzt werden könnten, schien bei Herricks Versuchen von geringer Bedeutung zu sein. Die

Raubtiere schienen die ganze Aufstellung für eine Falle zu halten, von der sie sich möglichst fern hielten. Dagegen war die Sonnenhitze für die zarten Jungen gefährlich, und man mußte sich deshalb vorsehen, daß man nicht zur Erzielung einer besseren Beleuchtung die schirmenden Blätter entfernte.

Hatte Herrick auch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, so wurden seine Anstrengungen doch reichlich belohnt. Mit dem Notizbuch in der Hand konnte er in seinem Zelte dasitzen und alles beobachten und aufzeichnen, was im Nest vor sich ging, wie die Vögel sich näherten, welche Arten Futter sie brachten, die verschiedene Thätigkeit der Alten und Jungen, der Besuch unwillkommener Gäste und ihr Kampf mit dem Besitzer des Nestes, oder das Einfangen der Beute, das oft unmittelbar vor seinem Auge vor sich ging.

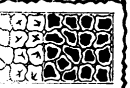
Die Vögel lebten und bewegten sich so nahe neben ihm, daß er ihre Atemzüge zählen konnte, und dabei hatten sie keine Ahnung, daß sie beobachtet wurden. Es war unmöglich, einen Platz zu finden, von dem aus man besser ihrem Gesange hätte lauschen und die Bedeutung der verschiedenen Laute studieren können. Dann konnte er sie auch photographieren, wenn es ihm beliebte, und unter den vollkommensten Bedingungen das auf seine photographische Platte bringen, was bis jetzt noch kein Naturforscher gesehen hatte.

Wir bringen heute zwei Wiedergaben der Herrickschen Photographien. Die erste stellt den wichtigen Zeitpunkt dar, wann die Kinder gefüttert werden sollen. Die Mutter ist mit der Kehle voller Beeren heimgekehrt, die jetzt von ihrem Schnabel in dem weit geöffneten Rachen der kleinen Tierchen hinüberwandern sollen. Keiner von ihnen hat eine Ahnung davon, daß der Apparat, der etwa einen Meter von ihnen entfernt ist, ein getreues Bild von der Gier wiedergiebt, die sie in diesem Augenblick verraten.

In der Familienscene, die uns unser zweites Bild vorführt, spielen die Jungen eine weniger wichtige Rolle. Sie scheinen soweit als möglich nach der einen Seite des Nestes hinübergeschoben zu sein, während die Mutter die Reinigung des anderen Teils mittelst ihres Schnabels besorgt, mit dem sie alles dasjenige entfernt, was sich an Ueberflüssigem darin angesammelt hat.



Deutsche Dichtergrüße.



Ständchen.

Ludwig Jacobowski.

Und kommt des Wegs ein Musikant,
Die Fidel auf dem Rücken,
Den will ich durch das weite Land
Zu meiner Liebsten schicken.

Und wenn die ganze Stadt erwacht,
Geh' fiedeln auf den Gassen!
Du sollst in solcher Sommernacht
Kein Mädchen schlafen lassen.

Der Wächter bleibt verwundert stehn,
Kein Brunnen will mehr rauschen.
Der Mond vergißt das Weitergehn,
Um deinem Klang zu lauschen.

Und hört es auch die ganze Stadt,
Du spielst ja nur für eine:
Die beide Fenster offen hat,
Die ist es, die ich meine!

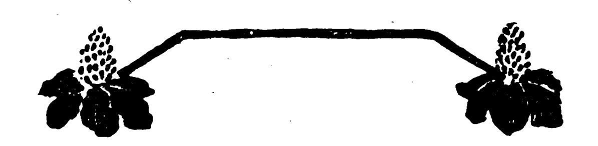
Röslein und Wandern.

Friedrich Volker.

Im Monat der Rosen
Ein Röslein am Hut,
Ein Röslein im Herzen,
So wandert sich's gut.

Das eine zum Tragen
Als Zierde bunt,
Das andre zum Lieben
Von Herzensgrund.

Das eine zum Welken
In kurzer Zeit,
Das andre zum Wahren
In Ewigkeit.



Wie das Gold gefunden wird.

Von Dr. **M. Marriot** in San Francisco.

(Nachdruck verboten.)

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch alles.

Eine der Haupttriebfedern alles menschlichen Handelns drückt sich in diesen schlichten Worten Goethes aus. Uralt ist die Sehnsucht nach dem Golde. Wo im Schoße der Erde sich das kostbare Metall barg, da strömten Menschen zusammen, die glänzenden Schätze zu heben. Schon aus dem Jahre 1600 vor Christi Geburt berichtet Aegyptens Geschichte von Goldbergwerken, und die Bibel rühmt als reiche Goldquelle das Land Ophir, aus dem Salomo für seine Prachtbauten in Jerusalem edle Metalle, Holz und Elfenbein holen ließ. All diese berühmten Goldgruben des Altertums sind längst erschöpft und vergessen. Andere Quellen sind an ihre Stelle getreten, den immer mehr steigenden Bedarf an Gold zu befriedigen. Bald nach seiner Entdeckung begann Amerika die Völker Europas mit Gold zu versorgen. Zuerst war es Südamerika, das große Scharen spanischer Abenteurer anzog, die Millionen nach Europa schleppten. Mit dem achtzehnten Jahrhundert ging aber auch der Goldreichtum Südamerikas zu Ende; der Norden der neuen Welt sollte bald Ersatz dafür bieten. Im Jahre 1848 fand ein ehemaliger Offizier der Schweizergarde, der Kapitän Sutter, im Sacramentofluß in Kalifornien das erste Gold. Das gab den Anstoß zu einem gewaltigen Zusammenströmen aller Leute, die nichts zu verlieren hatten, aber viel zu gewinnen

hofften. Ueberall wurde der Erdboden ausgebeutet, Kalifornien erschien als das reichste Goldgebiet. Drei Jahre später wurden auch in Australien bedeutende Funde gemacht. Auch hier brach ein förmliches Goldfieber aus, selbst von den Schiffen in den Häfen desertierten die Mannschaften, um nach den Goldfeldern zu laufen. Die Kapitäne waren machtlos dagegen und konnten häufig nichts Besseres thun, als dem Beispiele der Matrosen zu folgen. In jüngster Zeit erregte dann die Entdeckung von Gold im Transvaalgebiet Aufsehen, und auch die überaus reichen Goldfunde am Klondykefluß, hoch oben an der Westküste Nordamerikas, befestigten die Ansicht, daß vorläufig eine Abnahme der Goldförderung nicht zu befürchten ist. —

Man stellt sich die Gewinnung des begehrten Metalls vielfach allzuleicht vor. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Es genügt nicht, einfach nach einem Goldbezirk, mehr oder minder gut ausgerüstet und verproviantiert, zu wandern, das Erdreich tüchtig umzugraben und dann fleißig nachzuschauen, ob sich nicht etwas glitzernd Gelbes zeigen will. Auf diese Weise würde der Goldgräber schwerlich zu einem nennenswerten Gewinn kommen; das Gold läßt sich nicht so leicht beikommen. In unscheinbarer Hülle, schwärzlich, unansehnlich, verbirgt es sich im Schwemmland oder tief im Gestein, oder es findet sich in fester Verbindung mit anderen Metallen, namentlich mit Silber. Vielfache Kenntnisse und langjährige Erfahrung gehören dazu, das Edelmetall von seiner wertlosen Umgebung zu scheiden. Ganz bedeutende körperliche Anstrengungen erfordert die Arbeit des Goldsuchers freilich auch.

Es giebt verschiedene Methoden der Goldgewinnung; die älteste und einfachste ist das sogenannte „Goldseifen“. Sie wird dort angewandt, wo sich das Gold in sandigem Boden vorfindet. Das roheste, ursprünglichste Handwerkszeug des Goldgräbers ist die „Batea“, eine flache Schüssel aus verzinntem Blech oder Holz; im Notfall wird sie auch einfach aus einem großen Kürbis hergestellt. Sie wird mit goldhaltiger Erde gefüllt und so lange unter Wasser geschwenkt, bis der Sand und Lehm fortgespült sind, während das schwerere Gold auf dem Boden zurückbleibt. Dies Verfahren, das freilich den Vorzug großer Billigkeit hat, ist andererseits mit dem Nachteil verbunden, daß dabei sehr viel Gold verloren geht. Um auch die kleineren Goldteilchen zurückzubehalten, mischt man deshalb Quecksilber unter die durchgewaschene Erde. Das Quecksilber löst das Gold auf und verbindet sich mit ihm. Die Mischung, eine breiige Masse, wird

dann in eiserne Retorten gebracht, die bis zum Rotglühen erhitzt werden. Das Quecksilber verflüchtigt sich dadurch, und das reine Gold bleibt zurück.

Statt der Schüssel bedient man sich bereits seit langer Zeit zum Auswaschen des goldhaltigen Sandes größerer Apparate, der sogenannten „Wiege“ oder der noch leistungsfähigeren „Schleuse“, mit denen ein einzelner Mann pro Tag bis zu 18000 Kilogramm Erde auswaschen kann. Wo der goldhaltige Sand offen zu Tage liegt, wendet man freilich mit großen Kosten auch noch ausgiebigere Abbau-Methoden an. Auf der Grube North-Bloomfield in Kalifornien wird der goldhaltige Sand direkt durch Wasser abgespült. Unter ungeheurem Druck wird ein Wasserstrahl von sechs Zoll Durchmesser gegen das Erdreich geschleudert. In 24 Stunden werden auf diese Weise 4¼ Millionen Kubikfuß Wasser verbraucht; um einen Teil Gold zu gewinnen, müssen zwölf Millionen Teile Kies durchwaschen werden. Das ergiebt natürlich ungeheure Rückstände, die, um den Fortgang der Arbeit nicht zu hindern, schleunigst vom Arbeitsplatz weggeschafft werden müssen. Ein einzelner Arbeiter kann also auf eigene Rechnung überhaupt nichts gewinnen. Der Abbau wird deshalb fast überall von großen Aktiengesellschaften betrieben, und der Goldgräber, der anfangs mit großen Hoffnungen auf schnell zu erwerbenden Reichtum nach dem Minenbezirk kam, ist schließlich froh, wenn er als einfacher Arbeiter gegen Tagelohn in den Dienst einer solchen Gesellschaft treten kann.

In den Bergwerken, wo das Gold sich unter festem Gestein findet und tief aus der Erde herausgeholt werden muß, liegen die Verhältnisse nicht wesentlich anders. Auch hier sind es die großen Gesellschaften, die vermöge ihrer reichen Mittel den Abbau am ergiebigsten zu betreiben vermögen. Mindestens aber thun sich die Goldgräber zu kleinen Trupps zusammen, vier Mann arbeiten wenigstens zusammen.

Eine Grube ist leicht zu erwerben. In den nordamerikanischen Goldbezirken hat man nur nötig, ein bestimmtes Stück Land abzustecken und zu erklären, daß man es zum Zwecke des Goldgrabens bis zu einer gewissen Tiefe in Besitz nimmt, worauf dann ohne weiteres das abgegrenzte Terrain Eigentum des Betreffenden wird. Vorausgesetzt ist dabei allerdings, daß innerhalb der ersten zehn Tage bereits mit der Arbeit begonnen wird, im anderen Falle wird die Grube wieder öffentliches Eigentum.

Die Goldgräber pflegen ihren Gruben, und sollten sie auch noch so wenig ergiebig sein, gewöhnlich recht hochtrabende Namen

beizulegen; in den Silber- und Goldbezirken Nevadas stößt man auf Namen wie „Bergkönig“, „Schatztruhe“, „Universum“, „Große Republik“, „Grauer Adler“, „Großmogul“ usw. In den Gold- und Silberstädten Nevadas findet man oft hunderte solcher kleinen Gruben. Jeden Tag werden neue abgesteckt, und nicht selten kommt es vor, daß an einer Stelle, wo bereits ein Haus steht, eine Grube angelegt wird. Es ist beispielsweise im Keller eine Arbeit auszuführen, und der Maurer, welcher diese ausführt, findet dabei etwas, das einer goldhaltigen Quarzader ähnlich sieht. Sofort erklärt er den Keller für seine Parzelle, die er abbauen will. Wem das Haus gehört, ist dabei ganz nebensächlich, die goldhaltige Ader ist Eigentum des Finders, und niemand hat sich in dessen Angelegenheiten hineinzumischen. Hat sich jemand in einer Goldstadt einen Garten angelegt, der gerade in schönster Blüte steht, so kann jeder beliebige andere daherkommen, eine Stange mit der Bekanntmachung aufpflanzen, daß er hier ein Stück Land zu einer Grube belege, und mit größter Seelenruhe anfangen, den Boden mit Hacke, Schaufel und Sprengpulver zu bearbeiten.

In den meisten der kleinen Gruben wird freilich nicht sehr viel gearbeitet. Ihre Eigentümer beschränken sich darauf, Anteilscheine auf die Gruben auszugeben und diese möglichst vorteilhaft an den Mann zu bringen; dabei machen sie vielleicht ein vorteilhafteres Geschäft, als wenn sie nach dem Golde selbst graben wollten. Natürlich ist es nötig, einen Ausweis zu haben, wieviel Ertrag die Grube liefert. Diesen Ausweis besorgt der von der Regierung vereidigte Wardein, deren es in jeder Goldstadt mehrere giebt. Ihm muß ein bestimmter Teil des zuerst gewonnenen Metalls, in Barrenform gegossen, für die sogenannte Feuerprobe abgeliefert werden. Das ist ein sehr interessantes Verfahren. Von dem Barren wird eine Ecke abgeschnitten, so dünn wie Papier ausgehämmert und dann auf einer Wage von solcher Feinheit gewogen, daß, wenn man auf ein Stückchen Papier von bestimmtem Gewicht mit einem groben, weichen Bleistift ein paar Worte schreibt und es dann von neuem wiegt, die Wage deutlich ein anderes Gewicht anzeigt. Etwas Blei wird gleichfalls gewogen und mit dem Edelmetall zusammen in einem kleinen Gefäß aus gepreßter Knochenasche, der sogenannten „Kapelle“ geschmolzen. Dabei wird das Blei samt allen anderen unedlen Metallen von der Kapelle aufgesogen; reines Gold und Silber bleibt zurück. Dies wird gewogen; der Gewichtsverlust zeigt dann an, wieviel unedles Metall der ganze Barren ent-

hält. Durch Salpetersäure scheidet man alsdann das Silber vom Gold und kann so den Goldgehalt des Barrens feststellen.

Nach dem Goldgehalt der Grube richtet sich der Kurs der Anteilscheine, der sogenannten „Kuxe“. In den amerikanischen Goldstädten, wo man es überhaupt mit der Ehrlichkeit nicht so genau nimmt, ist dadurch natürlich dem Schwindel Thor und Thür geöffnet. Um die Anteilscheine recht hoch zu treiben, stellt man einfach künstlich einen höheren Goldgehalt her. In der Goldgräbersprache wird das das „Salzen“ der Grube genannt. Es wird einfach von dem Ertrag einer anderen reicheren Grube etwas in die eigene hineingebracht und dies dann als wirklicher, echter Ertrag ausgegeben. Nicht selten greift man sogar zu dem unglaublich unehrlichen Manöver, ein paar Münzen zu schmelzen und das Metall unter Quarzstücke aus der Grube zu mengen. Es finden sich immer Dumme, die darauf hineinfallen und dann das Eigentumsrecht an einer oft ganz wertlosen Grube zu hohem Preise erwerben, um nachher erkennen zu müssen, daß ihre anscheinend so reiche Grube ein wertloses Stück Erde ist.

Im allgemeinen gelangt man also in den Goldminen nicht unvermutet schnell zu Reichtum. Ein guter durchschnittlicher Tagesverdienst ist schon das beste, das man erhoffen kann. Daß Gold in großen Stücken, den sogenannten „Nuggets“ gefunden wird, gehört zu den größten Seltenheiten; solche Funde werden stets als ein großes Ereignis gefeiert. Australien kann sich des Vorzugs rühmen, den bisher als größten bekannten Goldklumpen in seinem Boden beherbergt zu haben; er wurde im Jahre 1852 gefunden, wog 248 Pfund und hatte einen Wert von ungefähr 300 000 Mark. Der zweitgrößte Nugget im Gewicht von 150 Pfund, der sich durch außerordentliche Reinheit auszeichnete und nur eine geringe Menge von weißem Quarz beigemischt enthielt, wurde vor einiger Zeit in Kalifornien von dem Goldgräber Oliver Martin gefunden. Er machte seinen Fund auf etwas merkwürdige Weise. Mit einem Kameraden hatte er an einer abseits von den Goldgräberlagern gelegenen Stelle, die der Ausbeutung wert erschien, eine Mine angelegt. Nach kurzer Zeit jedoch erkrankten beide am Fieber; Flower, Martins Gefährte, der schon durch den Mangel an Lebensmitteln geschwächt war, erlag der Krankheit. Martin, obgleich selbst ganz erschöpft, wollte seinen Kompagnon wenigstens in würdiger Weise bestatten und schickte sich an, am Fuße eines Baumes ein Grab zu graben. Für diese Arbeit belohnte ihn ein gütiges Schicksal durch die Entdeckung jenes unter den Wurzeln des Baumes verborgenen

Goldklumpens, des größten, der jemals von einem amerikanischen Goldgräber gefunden worden ist. Er stellte ein Vermögen von etwa 160 000 Mark dar.

Bei der Seltenheit derartiger Funde ist es um so merkwürdiger, daß ein anderer Kalifornier, Namens Daniel Hill, sogar zweimal in seinem Leben je einen großen Nugget entdeckt hat, die ihm zusammen 125 000 Mark einbrachten. Es ging ihm freilich wie den meisten vom Glück begünstigten Goldgräbern; er wußte mit seinem Vermögen nichts anzufangen, brachte es in kürzester Zeit durch und war bald wieder genötigt, zur Hacke und Schaufel zurückzukehren.

Mit den Gerüchten von solchen großartigen Funden suchen sich die Goldgräber über die Mühe ihres schwierigen Berufes hinwegzuhelfen, namentlich in den amerikanischen Goldstätten laufen viele Geschichten von großartigen Funden um, die ihre Entdecker, aus diesem oder jenem Grunde, vielleicht aus Erschöpfung, aus Mangel an Proviant oder Transportmitteln, nicht bergen konnten, und nachher, wenn sie mit den nötigsten Hilfsmitteln versehen an den Fundort zurückkehren wollten, nicht wieder entdecken konnten.

Es ist sicher, daß es auf der Erde noch eine ganze Menge Distrikte giebt, wo das gelbe Metall reichlich vorhanden ist, — aber man kennt sie nicht, und diejenigen, deren Existenz als sicher anzunehmen ist, und deren Lage man auch weiß, sind fast unzugänglich und selbst für kürzere Zeit unbewohnbar. So soll sich im Innern Australiens, dieses dürrsten und wasserärmsten Erdteils, ein Goldbezirk von wunderbarem Reichtum befinden. Da aber Australien in seinem Innern nur Wüste ist, und zwar eine der schrecklichsten und fast gar nicht zu durchkreuzenden, so ist dieser Fleck bisher überhaupt nur von einem einzigen Menschen erreicht worden, demselben, der die Nachricht von den dort in der Einöde lagernden Reichtümern brachte. Es war der englische Forschungsreisende Giles, der im Jahre 1876 auf diesen so unwirtlichen und doch so gesegneten Punkt der Erde stieß; die Proben des Goldes, die er mitbrachte, und seine Erzählungen veranlaßten einige Goldgierige zu einer Expedition nach jener Gegend, doch sind sie nicht wieder zurückgekehrt.

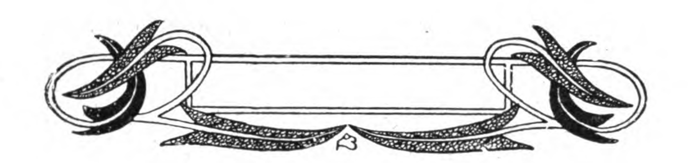
Viel leichter zu erreichen, was die Länge des Weges anbelangt, wäre ein zweites Goldfeld, das im nördlichen Afrika, im Südwesten von Marokko liegen soll. Der russische Reisende Gontscharew berichtete davon. Er kam durch diese Goldregionen

auf einer Forschungsreise, die er, ebenso wie es der bekannte deutsche Reisende Gerhard Rohlfs auf einer Reise durch Marokko that, als Muselmann verkleidet unternehmen mußte, da die fanatische Bevölkerung jener Gegend jeden Christen und Europäer umbringen würde. Das ist es auch, was die Ausbeutung jener reichen Goldminen verhindert; außerdem haben auch die Sultane von Marokko von jeher die Existenz jener Reichtümer zu verheimlichen gesucht, da sie sich ganz mit Recht sagten, daß ein großer Zustrom von Europäern mit der Zeit der Selbständigkeit ihrer Herrschaft gefährlich werden würde. So wurden ja auch die heldenhaften Buren in Transvaal in den Krieg mit England dadurch verwickelt, daß der Reichtum ihres Landes den Fremdenzufluß, namentlich von England her, zu stark begünstigte, wodurch England Gelegenheit bekam, sich in die inneren Angelegenheiten Transvaals einzumischen. Ein französischer Reisender, Berthon, hat von reichen Goldminen berichtet, die er tief innen im Hinterlande von Ecuador in Südamerika entdeckt zu haben behauptete. Er brachte auch Proben von Gold mit, und zwar so viel, als er nur irgend bei sich tragen konnte, ohne daß die Eingeborenen, die ihn als Träger begleiteten, etwas davon merkten. Es war reinstes Gold; als man ihm jedoch den Vorschlag machte, die Reise noch einmal zu unternehmen und wieder mit einer ähnlichen Ladung zurückzukehren, zeigte er durchaus keine Lust dazu. In der That stände selbst ein sehr großer Gewinn in diesem Fall in keinem Verhältnis zu der dem Reisenden drohenden Gefahr. Das Klima jener Gegend ist das ungesündeste der Erde und für den Europäer fast immer tödlich; ebenso sind auch die Bewohner jener noch gar nicht näher durchforschten Landstriche zu fürchten.

Unendliche Mühen und Beschwerden hat es von jeher gekostet, das begehrte Metall zu erlangen, und doch ist das Gold eigentlich eins der gewöhnlichsten Metalle der Erde und in ungewöhnlich reicher Menge vorhanden. Fast alles Wasser der Erde enthält Gold, auch das Meerwasser, wenn es sich auch nur in winzigen Spuren nachweisen läßt. Eine Tonne Meerwasser enthält etwa sechs Tausendstel Gramm Gold, die einen Wert von etwas über eineinhalb Pfennig haben. Das scheint wenig, ist es aber durchaus nicht; denn allein eine Wassermasse von einem Quadratkilometer Oberfläche würde nicht weniger als 24000 Kilogramm Gold enthalten. Der Goldgehalt der gesamten Meere der Erde würde, wenn man die durchschnittliche Tiefe der Ozeane auf 4 Kilometer rechnet, die Summe

von 5838 Billionen Mark betragen. Hätte man diese Masse Gold in einem Würfel beisammen, so müßte dieser eine Seitenlänge von 718 Meter haben. Gelänge es den Künsten der Chemie, dies Gold aus dem Meerwasser herauszuziehen und wollte man es unter die 1600 Millionen Bewohner der Erde gleichmäßig verteilen, so würde jeder die Riesensumme von 3½ Millionen Mark erhalten. Uebrigens hat man sich in der That vor einiger Zeit mit dem Plane getragen, diesen Goldgehalt des Meeres praktisch auszunutzen. Ein amerikanischer Unternehmer errichtete an der Küste des atlantischen Oceans, im Staate Maine, die erste Anlage zur Gewinnung des Seegoldes. Leider, oder vielleicht auch glücklicherweise, erwies sich indessen der Betrieb als so kostspielig, daß ein Gewinn nicht erzielt werden konnte. Gelänge es thatsächlich einmal in späterer Zeit, aus dem Meerwasser auf billige Weise Gold zu gewinnen, dann würden unsere bestehenden Geldverhältnisse einfach über den Haufen geworfen werden, und wir könnten nach einem anderen Metall als Tauschmittel suchen, weil das Gold entwertet wäre.





Deutsche Dichterinnen der Gegenwart.

Helene Tiedemann (Leon Vandersee).

(Nachdruck verboten.)

Die „alte Stadt am Meer," Stralsund, ist meine Heimat. Draußen, „vor dem Thor" mitten im Grünen, lag unsere Villa, in der ich, umgeben von Eltern und Geschwistern, glückliche Jahre verlebte. Damals hatte ich eigentlich alles, was mein Herz begehrte: meine Eltern machten schöne Reisen mit meinen Geschwistern und mir, sie ließen uns Theater und Konzerte besuchen, sorgten für heitere Geselligkeit — ich durfte tanzen und ich tanzte gern — ich malte, trieb Musik, las viel und träumte inzwischen von allerlei Wunderbarem, das mir die Zukunft bringen würde.

Die besten Freunde waren meine Bücher. Mit ganzer Seele versenkte ich mich in die Werke in- und ausländischer Dichter — eine besondere Vorliebe hatte ich damals für Lenau, Schönaich-Carolath, Heinrich Heine und Shakespeare, diesen strahlendsten aller Dichter, der auch heute noch mein Liebling ist, nächst Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer.

Obzwar es schon „in der Kindheit Tagen" in meiner Seele sang und klang, habe ich damals doch nie auch nur einen einzigen Vers niedergeschrieben — nur in mein Tagebuch trug ich allerlei Erlebtes und Erträumtes ein, und eben neunzehnjährig, schrieb ich in das rotgebundene Büchlein: „Es ist eine Lust zu leben! Wie froh bin ich, daß ich auf der Welt bin!"

Zwei Jahre darauf kam schon das Leid. Ich verlor den geliebten Vater und späterhin noch mancherlei, daran mein

Herz mit tausend Fäden hing. Aber in wessen Leben fiele nie ein Schatten und welchem Menschenkinde bliebe Schmerz und Bitterkeit erspart? „Ungewiß und vergänglich ist das Glück! Gewiß und ewig bleibt die Pflicht!" Ernste Thätigkeit und Pflichterfüllung helfen versöhnend über die Gegensätze des



Helene Tiedemann (Leon Vandersee).

Lebens hinweg. Was wir auch erstreben mögen, zum Ziel gelangen wir erst nach Mühen, Sorgen und Kämpfen! Das Kreuz, von Rosen umrankt, wird immerdar das tiefste Symbol unseres Lebens sein! Zuweilen klingt in meine Träume das Wellenrauschen der Ostsee, und mitten im brausenden Lärm der Großstadt überkommt mich eine Sehnsucht nach Einsamkeit — dieselbe Sehnsucht, die mich als Kind erfaßte, wenn ich hinter

geschlossenen Fenstern im Schulzimmer saß und nicht hinaus konnte — die ewige Sehnsucht, die goldene Fäden spinnt zu einer luftigen Brücke in das Land der Träume, zu jener heiligen Insel im uferlosen Weltmeer, auf der nur Auserwählte landen dürfen. Die Insel des Glückes, von der ein Dichter schrieb: „Sie ist wie ein Traum vom Paradiese, lockend, geheimnisvoll — die Menschen schauen sie alle einmal, in den Stunden, da das Herz groß und weit wird — in ihren Sehnsuchtstagen — sie blicken zu ihr hinüber und grüßen sie mit heißen, begehrenden Augen, um sie dann verblassen zu sehen, und verschwinden in der Unendlichkeit des Meeres und nun die Erinnerung daran im Herzen tragen — zeitlebens . . .“

Armenfriedhof.

Ein stiller Friedhof hinter Schwarzdornhecken —
Das moosbedeckte Heil'genbild von Stein
Seitlich am Weg und die verfallnen Gräber
Sanft überstrahlt vom Abendsonnenschein.

Wo Gras und Unkraut üppig überwuchern
Ein altes Grab, verwittert und verweht,
Hebt sich ein Kreuz empor, auf dessen Fläche
Ein wunderlicher Spruch geschrieben steht:

„Hier ruht in Frieden meine arme Seele —
Getreulich gab die Not mir das Geleit
Bis an mein Grab — dann schlich sie weinend weiter
Und überließ mich der Vergessenheit.

Mich schmerzt nun nichts mehr — nicht, daß auf der Erde
Von allen Menschen keiner mich vermißt;
Und könnt' ich klagen, wär' es um das eine,
Daß ich nicht weiß, wie süß mein Schlummer ist.“

Du stilles Herz — o wie ich dich beneide
Um diesen Schlaf, den nur der Tod verleiht!
Unsichtbar schwebt um den vergess'nen Hügel
Der lichte Engel der Barmherzigkeit . . .

Meine Träume sind schuld.

Im öden, farblosen Einerlei
Rinnen die Stunden, die Tage vorbei —

Nur manchmal geht mir ein Traum durch den Sinn
Und zeigt mir, wie namenlos elend ich bin!

Mit Augen, die groß und brennend sind,
Starr' ich ins Dunkel — und wein' mich fast blind

Und sehe doch, was unselig mich macht:
Einen roten Mund, der mein Lieben verlacht,

Zwei braune Augen voll Glanz und Licht
In einem schönen, jungen Gesicht —

Und daneben seh' ich, — vergrämt und blaß,
Ein Mädchenantlitz — o Gott, bin ich das,

Um deren Lippen das Fieber bebt,
Die flehend die bleichen Hände hebt?

Nein, nein — mir ging nur ein Traum durch den Sinn —
Meine Träume sind schuld, daß ich elend bin.

Wohl neigtest du dich manchmal —

Wohl neigtest du dich manchmal
Freundlich zu mir herab,
Doch meine thörichte Liebe
Wehrtest du immer ab.

Und dennoch gab zu eigen
Sich dir mit Allgewalt
Meine glückeshungrige Seele —
Aber dein Herz blieb kalt.

Da hab' ich meine Sehnsucht
Mählich zur Ruh' gebracht
Und all das brennende Heimweh
Am Tag hinweg gelacht.

Doch wenn der Abend dämmert,
Bin ich verträumt und still,
Weil meine thörichte Liebe
Zu dir nicht sterben will.

Noch bin ich jung —

Noch bin ich jung — noch will ich leben!
Mein Herz hat Heimweh nach dem Glück —
Ach, einmal noch die Flügel heben
Und in die schöne Welt zurück!

Da draußen lacht der Lenz, der holde,
Im Himmelsblau und Waldesgrün,
Der Becher glänzt im Sonnengolde,
Und tausend duft'ge Blumen blüh'n!

Hinaus, hinaus, dem Licht entgegen —
Mich tötet die Gefangenschaft!
Ach, einmal noch die Schwingen regen
Im Vollgefühl der Jugendkraft!

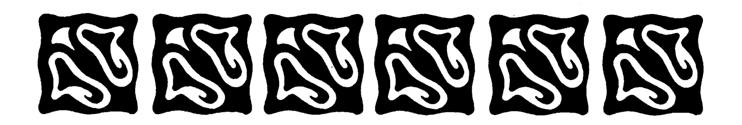
Daheim.

Mütterchen — ich bin so müd', so müde —
Mutter, — geh' nicht von mir diese Nacht —
Deine Nähe lindert meine Leiden —
Bleibe bei mir, bis der Tag erwacht.

Heimlich still ist's hier in deinem Zimmer —
— Ob nun auch die Sehnsucht schlafen geht?
Ach, die weckte mich sonst immer, immer,
War mein Morgen- und mein Nachtgebet —

War das Licht auf meinen Wanderwegen,
Und die Brücke in das Heimatland,
Ist mein Tod, o Mutter, weil ich Arme
Nie den Weg zu seinem Herzen fand.





Das Rätsel der Ahnenburg.

Roman von **Egon Fels.**

(Nachdruck verboten.)

1. Freund und Feind.

eit dem 1. Mai 1532, wo man Florenz' alte Freiheit zu Grabe getragen hatte, herrschte Alessandro dei Medici als unbestrittener erblicher Herzog in dem von Cosimo den Alten erbauten Mediciſchen Palaste an der Via Larga.

Alessandro dei Medici war bei seinem Regierungsantritt nicht der tyrannische Lüstling, der er später wurde. Von kräftigem Körper, lebhaft und ausdauernd, verband er mit körperlichen Eigenschaften und der Fähigkeit, der äußeren Stellung zu genügen, Scharfsinn und Schnelligkeit der Auffassung, und zeigte in der ersten Zeit guten Willen und einen regen Gerechtigkeitssinn.

Allein nur zu bald zeigten sich die bösen Neigungen seiner Natur. Von Schritt zu Schritt, von Stufe zu Stufe taumelte der Herzog in den Abgrund des Lasters, und selbst seine Verlobung mit Margarethe, der Kaiserstochter, änderte darin nichts. — —

Etwas über eine Meile von Florenz entfernt stand zu jener Zeit das alte Stammschloß der edlen Familie Ghisberti.

So lange die Gemahlin des Marchese Ghisberti lebte, war das alte Schloß das Paradies eines seltenen Eheglückes.

Madonna Clodilde Ghisberti war von Geburt eine Deutsche, ein Fräulein von Bardeleben gewesen und von ihrem Gemahl, dem Marchese Giovanni, unaussprechlich geliebt worden.

Der Tod dieser edlen Frau hatte den Sonnenschein aus des Marchese Leben hinweggenommen. Die Welt war dem verlassenen Gatten für immer verleidet. Er zog sich gänzlich von ihr zurück.

Alles, was von Interesse, von Hoffnung und Liebe noch im Herzen des vereinsamten Mannes lebte, konzentrierte sich auf seine zwei Kinder Giulio und Clodilde.

Giulio war ein hochbegabter, junger Mann, der, im Alter von einundzwanzig Jahren stehend, seine Studien auf der hochberühmten Universität von Bologna mit dem glänzendsten Erfolge beendigt hatte. Schon war er im Begriff, in die Regierung seiner Vaterstadt einzutreten, als die unleidlichen Zustände von Florenz durch die im Mai 1534 erfolgte Einsetzung der sogenannten Rebellen-Officialen noch unleidlicher wurden.

Der Marchese Ghisberti hielt sich deshalb für verpflichtet, seinen Sohn vom Betreten dieser gefährlichen Laufbahn abzuhalten. Er war jung, er konnte und sollte auf bessere Zeiten warten, er verlor nichts dadurch, im Gegenteile, er gewann inzwischen an Menschenkenntnis, an Sicherheit, an Reife des Urteils.

Der junge Mann gehorchte ohne Widerrede.

Seine vollendete Liebenswürdigkeit hatte ihm viele Freunde erworben, und so kam es, daß man ihn überall mit offenen Armen aufnahm. Er lebte bald auf diesem, bald auf jenem Schlosse, und sein Vater, zufrieden, ihn beschäftigt und vor allzu naher Berührung mit dem gefürchteten, sittenlosen Herrscher gesichert zu haben, ließ ihn gewähren.

Auf Clodilde, das Ebenbild der Mutter in deren Jugend, war mit dem Namen derselben, außer der von ihr erlernten deutschen Sprache, die sie sprach, als sei sie in Deutschland geboren, auch ein gutes Teil deren echt deutscher Tugenden übergegangen, unter denen die Liebe zu einem einfach häuslichen, von Kunst und Wissenschaft geschmückten Leben nicht als die kleinste erschien.

Inmitten so vieler Schönheiten fiel dennoch in den Gesellschaften des Adels Clodildens eigenartige Schönheit, die süd-

liches Feuer mit zartester deutscher Mädchenhaftigkeit vereinte, fiel ihr ganzes holdselig keusches Wesen zu vorteilhaft auf, um nicht überall, wo sie auch erschien, einen Hof von feurigen Bewunderern um sie zu versammeln. Rechnet man dazu noch ihre edle Abkunft und den großen Reichtum ihres Vaters, wer kann sich dann wundern, daß man sie mit Heiratsanträgen überschwemmte?

Clodilde wies indes alle zurück und erklärte, sie wolle unvermählt bleiben, um ihren Vater, dessen einziges Glück sie sei, niemals verlassen zu müssen.

Unter den Bewerbern, welche Donna Clodilde im Laufe der Zeit abzuweisen sich genötigt fand, wollen wir nur zwei erwähnen.

Der erste und bedeutendste, sowohl an Stellung, als an Charakter und persönlicher Erscheinung, war Prinz Antonio, ein naher Verwandter des Gewalthabers, ihm aber wenig gleichend an Sitten. Tag und Nacht sind nicht verschiedener als der Prinzipe und sein verbrecherischer Vetter. Messire Antonio war bereits einmal verheiratet gewesen, jetzt aber Witwer und stand im Alter von neunundreißig Jahren.

Der zweite abgewiesene Bewerber war der Messire Bianconi di Malandino, ein Emporkömmling, ein Geschöpf und Liebling Alessandros und dessen allezeit bereiter, vor Nichts zurückschreckender Teilnehmer und Helfershelfer seiner Schandthaten.

Dieser scham- und ehrlose Mensch hatte nun seine Augen auch auf die schöne Tochter des Marchese Ghisberti geworfen. Zwar war er sich der ungeheuren Kluft, welche ihn, den namenlosen Abenteurer niederen Ursprungs, von einer Dame von so alter, vornehmer Familie trennte, voll bewußt; doch zweifelte er, im Bewußtsein der Macht, welche er durch die Gunst seines Herrn besaß, keinen Augenblick, daß er mit seinem Antrag Erfolg haben müsse.

Es waren nur ein paar Wochen nach dem Tage verflossen, an dem Donna Clodilde den Heiratsantrag des Prinzen Antonio abgelehnt hatte. Sie hatte geglaubt, des Prinzen Antrag sei ein Geheimnis zwischen ihm und ihr, denn sie machte darüber nur ihrem Vater, dem sie alles zu vertrauen gewohnt war, Mitteilung. Daß er darüber schwieg, wußte sie; und daß der Prinz

selbst über seinen Mißerfolg sprechen werde, war nicht anzunehmen.

Sie sollte sich bald überzeugen, daß auch dieser Vorgang der allgemeinen Spionage, welche sich damals in den höchsten Kreisen breit machte, nicht entgangen war.

Sie traf in einer Gesellschaft mit Bianconi di Malandino zusammen, und der Abenteurer hatte diesmal seine Maßregeln so gut getroffen, daß er all ihre Vorsicht zu nichte machte und sie zwang, seinem Antrag Gehör zu schenken.

Donna Clodilde fühlte sich, ganz abgesehen von der Zumutung selbst, des unverschämten Emporkömmlings Weib zu werden, von dessen ganzer Art und Weise dabei, von der dreisten Zuversicht desselben, die eine Ablehnung für ganz unmöglich zu halten schien, in tiefster Seele verletzt.

Da sie jedoch eben so klug als schön war, ließ sie sich, seiner Macht zum Bösen eingedenk, von ihrem Unwillen nichts merken und lehnte zwar mit nachdrücklichem Ernst und in würdigster Haltung, aber keineswegs unfreundlich, mit lebhaftem Bedauern, wie sie höflich sagte, unter dem gewöhnlichen Vorwande, sich überhaupt nicht vermählen zu wollen, die ihr zugedachte Ehre ab.

Er war einen Augenblick sprachlos von dem Durcheinander häßlicher Leidenschaften, das diese Zurückweisung in seiner Brust entfesselt hatte, und schon wendete sich Clodilde, nachdem sie ihn mit einem höflichen Neigen ihres schönen Hauptes gegrüßt, um ihn zu verlassen.

Da war es ihm gelungen, sich zu fassen. Mit einer energischen Bewegung vertrat er ihr den Weg und sagte, die schöne Donna Ghisberti scheine nicht bei Laune zu sein, deshalb bescheide er sich für heute, werde aber bei passender Gelegenheit, in günstigerer Stunde seinen Antrag wiederholen, denn er glaube, daß bessere Ueberlegung Madonna Clodilde zu der Ueberzeugung bringen werde, wie unklug und thöricht es sei, einen Mann wie ihn mit demselben Maße zu messen als andere, z. B. den Tugendspiegel, den Prinzen Antonio, und ihn mit dem gleichen lächerlichen Vorwande abweisen zu wollen. Damit hatte er sich nochmals, hohnvoll lächelnd und ihre schöne Gestalt mit einem Blicke messend, der ihr das Blut in den Adern erstarren ließ, tief verbeugt und sie stolz mit hocherhobenem Haupte verlassen.

Von diesem Tage an lebte sie völlig zurückgezogen und mied alle Gesellschaften. Wenn sie aber geglaubt, dadurch sich vor seinen Nachstellungen zu schützen, hatte sie sich schwer geirrt. Denn sie konnte ihres Vaters Palast nicht verlassen, ohne daß er ihren Weg kreuzte, selbst in die Kirche, die sie täglich zur Messe zu besuchen pflegte, verfolgte er sie und störte mit seiner verhaßten Nähe ihre Andacht.

Dabei war Malandino gewöhnlich von einem langen, wild aussehenden, rothaarigen Menschen begleitet, der eine Mittelstellung zwischen Diener und Freund bei ihm einzunehmen schien. Nicht selten war er auch allein, und einmal erschien er in Begleitung eines Vermummten, der ganz in einen bis zu den Füßen hinabreichenden Mantel gehüllt war, den er bis unter die Augen hinaufgezogen hatte, während ein großer, breitkrämpiger, tief in die Stirn gedrückter Hut die Vermummung dermaßen vollendete, daß von dem ganzen Menschen gerade nur die Augen sichtbar waren. Diese Augen aber verschlangen Clodildes Schönheit mit Blicken voll unerträglichen Feuers, als sie, aus der Kirche tretend, durch die Menge der Andächtigen genötigt war, neben der dunklen Ecke der Vorhalle, wo Malandino mit seinem Begleiter stand, einen Augenblick stehen zu bleiben.

„Du hast recht, Bianconi —“ hörte sie den Vermummten flüstern — „das Mädchen ist entzückend und“ — sie hörte nichts weiter, denn die vorwärts flutende Menge gestattete ihr in diesem Augenblicke, ihren Weg fortzusetzen. Gefolgt von ihrer sie stets begleitenden Amme und dem handfesten, wohlbewaffneten Diener, ohne den eine Dame jener Zeit nie ihr Haus zu verlassen wagte, eilte sie nach Hause.

Seitdem mied sie auch die Messe, denn hatte sie Malandino gefürchtet, jene Augen fürchtete sie noch weit mehr.

Eine Woche lang hatte sie sich so eingezogen gehalten und war dadurch vor Malandino bewahrt geblieben.

Wenige Tage darauf hörte sie, daß Malandino im Duell — man sagte — tödlich verwundet worden sei.

Clodilde atmete auf. Zwar war sie viel zu guten Herzens, um den Tod ihres Feindes zu wünschen, doch sie konnte nicht umhin, dessen froh zu sein, daß er mindestens voraussichtlich

längere Zeit an sein Lager gefesselt und unfähig sein werde, sie weiter zu verfolgen.

Inzwischen nahm sich Clodilde vor, sich ihrer durch die Verwundung ihres Verfolgers wieder gewonnenen Freiheit nach Herzenslust zu erfreuen. Voll Eifer und Lust nahm sie die weiten Spazierritte wieder auf, die sie in der letzten Zeit schmerzlich entbehrt hatte, weil sie gefürchtet, dem verhaßten Malandino dabei zu begegnen.

Sie war früher gewohnt gewesen, die herrliche Umgebung nur in Begleitung eines Edelknaben, eines weitläufigen Verwandten, den ihre Mutter als Waise bei sich aufgenommen und erzogen, und gefolgt von einem alten Diener, den ihre Mutter mit aus Deutschland gebracht hatte, zu durchstreifen.

Diese beiden waren zwar aus Vorsicht, und wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte, wohl bewaffnet, doch war niemals ein Fall vorgekommen, der sie etwa in die unangenehme Notwendigkeit versetzt hätte, sich dieser Waffen zur Drohung oder gar zur Verteidigung zu bedienen.

Freilich war Wolf, der Diener, welcher der Tochter mit nicht minderer Treue anhing als der verstorbenen Mutter, nie ganz frei von Besorgnis gewesen. Da aber nie irgend etwas vorgefallen war, was seiner Besorgnis Berechtigung gegeben hätte, so glaubte er am Ende selbst, er sei im Unrecht, wenn er mit seiner Sorge und Aengstlichkeit der jungen, fröhlichen Gebieterin die Freude an diesen harmlosen Naturgenüssen störe, und folgte ihr ohne Widerspruch, als sie eines Morgens ihr Pferd einem einsamen Thale zu lenkte, das ein Nebenarm des Arno durchströmt.

Hätte der treue Wolf nur die geringste Ahnung einer Gefahr gehabt, er würde sich mit der freien Sicherheit, welche solche alte, mit der Familie, der sie dienen, fest verwachsene Leute zu kennzeichnen pflegt, ihrem Vorhaben widersetzt haben.

---

2. Der Ueberfall.

Wilde Felsenpartien in den pittoreskesten Formen schließen waldgekrönt das Thal zu beiden Seiten ein und machen es auch an heißen Tagen durch die erfrischende Kühle, welche hier herrscht, zu einem der angenehmsten Aufenthaltsorte.

Es war nicht das erste Mal, daß man dies romantische Thal in seiner ganzen Länge durchstreift hatte. Donna Clodilde beliebte es sogar eines Tages, trotz allem Widerspruche Anselmos, des Edelknaben, dem die Geschichte langweilig erschien, hier zu rasten.

Eingedenk dieses mit Glück vollbrachten Wagnisses, fiel es Wolf nicht ein, heute ängstlich zu sein, hätte er aber auch daran gedacht, so wäre er sicher der Meinung gewesen, daß im schlimmsten Falle seine Waffen und sein Arm wohl hinreichend sein würden, die Gebieterin zu beschützen.

Schließlich war ja auch noch Messire Anselmo da, der sein Stilet sehr wohl zu gebrauchen verstand.

Allerdings war Donna Clodilde auch selbst bewaffnet, denn sie trug an ihrem Gürtel, mit goldener Kette befestigt, ein reich verziertes Jagdmesser. Das kam jedoch in Wolfs Augen nicht in Betracht, er erklärte es als gänzlich unbrauchbar zur Verteidigung. Wie er denn überhaupt, nach Art vieler Männer, einer Frau die Fähigkeit, sich selbst zu beschützen in der Gefahr, gänzlich absprach.

Scherzend und lachend, sich mit Anselmo neckend und seine Neckereien parierend, war Clodilde mit ihren Begleitern zur Mitte des Thales und zugleich zur engsten Stelle des Pfades, der nur einer Person Raum gab, gelangt.

Sie ritt auf ihrem weißen Zelter vorauf, Anselmo folgte, und den Schluß machte Wolf.

Plötzlich, als gerade der Pfad um eine Felsenpartie biegend sich zu einem kleinen, freien Platze erweiterte, sprengten hinter jenem Felsen hervor drei bis an die Zähne bewaffnete, verlarvte Reiter, sich zwischen die Dame und die ihr Folgenden einschiebend.

Anselmo ward, ehe er nur imstande gewesen, sein Stilet zu ziehen, vom Pferde gestochen, und Wolf sah sich von zwei Seiten zugleich angegriffen und am Vordringen zu der von dem dritten Reiter bedrohten Donna Clodilde verhindert.

Dieser hatte sie in einem Nu von ihrem Pferde auf das seine hinübergerissen und stieß nun, die sich schreiend Sträubende mit eiserner Gewalt umklammert haltend, seinem Tiere die Sporen in die Seite, daß es in weiten Sätzen mit seiner

Doppellast davonsprengte und gedankenschnell die Geraubte aus den Augen des von Todesangst um sie erfüllten, sich gegen die hageldichten Streiche seiner beiden Gegner tapfer wehrenden, ihr vergebens nachstrebenden Wolf entführte.

Durch die Heftigkeit der Bewegungen des Verlarvten, der Donna Clodilde entführte, mochte sich das schlecht befestigte Band seiner Larve gelockert haben, so daß sie ihm vom Antlitz fiel, als ein Baumast ihm den tief in die Stirn gerückten Hut vom Kopfe riß.

Laut aufschreiend vor Schreck und Entsetzen, erkannte Clodilde in ihm jenen rothaarigen Begleiter ihres Feindes Malandino, der ihr Entsetzen mit teuflischem Lachen wahrnahm.

Hatte sie bisher geglaubt, simplen Räubern, die von ihrem Vater ein reiches Lösegeld für ihre Rückgabe zu erpressen hofften, in die Hände gefallen zu sein und sich sonach verhältnismäßig sicher gefühlt, so gab sie sich nun ganz verloren, jedoch weckte diese Erkenntnis, statt sie ganz darnieder zu schmettern, all ihre Geistesgegenwart und stählte ihre Nerven zu einer That der Verzweiflung.

Während sie fortfuhr, sich in dem ihren Leib gleich einer Eisenklammer umfassenden Arm des Räubers zu sträuben, zog sie vorsichtig und von ihm unbemerkt ihr Jagdmesser und stieß es, blitzschnell damit emporfahrend, bis zum Heft in seine Brust.

„Teu—fel!“ wollte er rufen, aber er vollendete nicht. Das angefangene Fluchwort erstarb auf seinen Lippen, die rollenden Augen brachen, und kraftlos ließ sein Arm die bereits so sicher gewähnte Beute los.

Clodilde fiel — da sie, auf den Fall vorbereitet, sich vorsichtig an dem Pferd niedergleiten ließ — ohne sich irgendwie zu verletzen, in das feuchte Moos.

Das Pferd galoppierte weiter, den Toten, dessen einer Fuß sich im Steigbügel verfangen hatte, mit sich schleppend.

Clodilde hatte sich rasch und behende wieder aufgerafft und schickte sich an, vorsichtig jede Deckung benutzend, den Weg zurückzukehren und sich nach Wolf umzusehen, als sie Hufschlag vernahm, der sich rasch näherte. Angstvoll verbarg sie sich so gut, als es in der Eile möglich war, im Gebüsch, denn sie

glaubte, jene anderen beiden Räuber kämen, nachdem sie Wolf getötet, um ihrem Kumpan zu folgen.

Aber so war es glücklicherweise nicht, und ihre Furcht so grundlos, als ihr Verbergen unnötig.

Wolfs Tapferkeit war glücklich mit beiden fertig geworden. Der eine lag tot neben dem armen Anselmo, der andere hatte es mit einem Hiebe über das Gesicht, der ihm ein Auge kostete, vorgezogen, den heilen Rest seiner werten Person durch schleunige Flucht in Sicherheit zu bringen, indem er seinen Herrn entweder bereits mit seiner Beute in Sicherheit glaubte, oder es ihm überließ, sich und sie gegen den Verfolger zu verteidigen.

Der Reiter, welchen Donna Clodilde floh, war Wolf selbst, der blutbesudelt und selbst mehrfach verwundet, des Räubers Spur folgend, an ihr vorüberjagte.

„Wolf! Wolf!“ schrie sie hervorstürzend aus ihrem Versteck, „hier bin ich! hier!“

Zurückschauend und seine Gebieterin gerettet sehend, hielt er mit einem so plötzlichen Ruck sein galoppierendes Pferd an, daß es sich beinahe mit ihm überschlagen hätte, und sich rasch aus dem Sattel schwingend, rief er jubelnd: „Ja, ja, da seid Ihr, Donna Clodilde! Gott sei Lob und Dank! Aber wie wurdet Ihr gerettet? Nur durch ein Wunder kann — O Gott! Ihr blutet ja! Seid Ihr verwundet?“

„Nein,“ sagte sie matt, sich schwer auf seinen Arm stützend, „diese Hand hier,“ sie hob schaudernd die Rechte, welche von dem augenblicklich dem Stoße nachstürzenden Blute des Räubers ganz rot gefärbt erschien, „hat Blut vergossen, hat einen Menschen getötet!“

Und an Wolf langsam niedergleitend, ward sie ohnmächtig.

Die übermäßige Aufregung, das Bewußtsein der ganzen Gefahr, in der sie schwebte, das sich ihr in dem Augenblicke, da sie den Räuber erkannte, aufgedrängt, hatte ihre Kräfte verdoppelt, aber nun, da sie sich sicher wußte, trat um so rascher die Reaktion ein und warf sie nieder.

Schwach und hilflos, wie ein Kind, brachte Wolf sie mit großer Mühe zu dem tödlich erschreckenden Marchese zurück, gefolgt von dem Pferde Anselmos, worauf dieser mit seiner

eigenen und Wolfs Schärpe von dem letzteren befestigt worden, und das mit seiner traurigen Last ohne weitere Führung den vertrauten Gefährten von selbst nachgelaufen war.

Die Hoffnung, welche Wolf für den armen Edelknaben gehegt, war nur eine Täuschung, zwar atmete er noch, als er vom Pferde losgebunden und auf sein Lager gebracht wurde, aber ehe der Abend kam, hatte er ausgelitten.

Der Zustand Clodildes war zwar keiner, der eine direkte Sorge für ihr Leben gerechtfertigt hätte, denn sie litt nur seelisch, indem sie sich bittere Vorwürfe machte, durch ihren Eigensinn, mit dem sie gerade auf jenem Ritte bestanden, ihres Verwandten Tod verursacht zu haben. Schaudernd sah sie fortwährend das brechende Auge des von ihrer eigenen Hand Gefallenen vor sich. Sie sah ihn im Wachen und im Traume, nannte sich eine Mörderin und litt Gewissensqualen, die sie nirgends Ruhe finden ließen.

Diese Seelenpein, welche seine Tochter infolge eines allzu zarten Gewissens erduldete, ängstigte ihren Vater gar sehr, doch war dies nicht einmal seine einzige und schwerste Sorge.

Zwar war jenem Räuber nicht mehr als nur sein Recht geschehen, er samt seinen Genossen hatten nur gefunden, was sie verdienten, allein die Unsicherheit der damaligen Rechtszustände unter Alessandros Tyrannei war so groß, daß die Sache keineswegs ungefährlich für die Familie Ghisberti lag.

Der Herzog kehrte sich, wenn es der Befriedigung seiner Leidenschaften oder auch nur derjenigen seiner Günstlinge galt, an kein Gesetz noch Recht, wenn er auch seine Rache nicht öffentlich auszuführen pflegte.

Deshalb wagte der Marchese nicht einmal, sich zu beklagen und die Bestrafung des Frevlers zu fordern. Er hätte am liebsten die Sache totgeschwiegen; doch da Clodildes Messer in der Brust des Toten stecken geblieben war und durch den Namenszug, der in farbigen Edelsteinen auf dem goldenen Griff eingelegt sich befand, die Hand verraten hatte, die den Stoß geführt, so stand bei der Frechheit Malandinos zu befürchten, daß er selbst Anklage gegen Clodilde erheben und die Sache natürlich in völlig erlogener Fassung vor das Ohr seines geneigten Gebieters bringen werde.

Reifliche Ueberlegung ließ daher dem Marchese den Entschluß fassen, Malandino zuvorzukommen und die ganze Sache, wie sie sich verhielt, doch ohne irgendwie auf den Urheber hinzudeuten oder auch nur zu verraten, daß er ihn kenne, selbst vor den Herzog zu bringen.

Nie war dem würdigen Manne ein Ritt so schwer geworden wie dieser nach Florenz.

Er ließ den Herzog um Audienz bitten, denn an Ceremoniell ließ es Alessandro nicht fehlen, so sehr es auch ohne Sitte und Zucht an seinem neugeschaffenen Hofe herging.

Die Audienz ward dem Marchese auch sofort gewährt, er jedoch ersucht, zu warten, da der Herzog mit seinen Räten Francesco Vettori und Roberto Acciaiuoli in wichtigen Staatsangelegenheiten augenblicklich noch beschäftigt sei.

Während der Marchese noch in dem Vorgemache wartete, trat aus Alessandros Kabinett der Kämmerer Giomo, der neben seinem Kameraden, welcher der Ungar genannt ward, seit dessen frühester Jugend dem Herzoge diente. Diese beiden waren ihres Herrn allezeit willfährige Werkzeuge und schreckten vor den infamsten Handlungen nicht zurück.

Giomo, an dem Marchese, der ihn gar nicht beachtete, vorüberschreitend, blickte mit einer Miene hämischen Triumphes und boshafter Tücke auf ihn nieder.

Kurze Zeit darauf ward der Marchese in das Kabinett des Herzogs eingelassen.

Alessandro dei Medici, dessen dunkler Teint, wolliges Lockenhaar und wulstige, aufgeworfene Lippen bekanntlich zu der unerwiesenen Sage, seine Mutter sei eine Mulattin gewesen, Veranlassung gegeben und ihm den Spitznamen el moro eingetragen, kam dem Besucher mit all jener Höflichkeit entgegen, empfing ihn mit jener Leutseligkeit, welche ihn trotz seiner Verbrechen beim Volke so beliebt gemacht hatte. Er zog den Marchese neben sich auf ein Ruhebett nieder, sprach ihm sein freudiges Erstaunen aus, ihn endlich einmal bei sich zu sehen und schalt ihn dann freundschaftlich, daß er niemals bei den Festlichkeiten, weder im Palaste, noch anderswo erscheine.

Als der Marchese vor all dem Schwalle höflich freundlicher Redensarten endlich zu Worte kommen konnte, entschuldigte er

sein Fernbleiben mit seiner nie endenden Trauer um den Verlust seiner Gemahlin und einer aus der zu starken Gemütsaufregung bei dem Tode derselben entstandenen Kränklichkeit, welche ihm jede Strapaze, und sei es auch die freudige eines Festes, unmöglich mache.

„Ah! das ist etwas anderes, mein werter Ghisberti —“ erwiderte billigend der Herzog, „da habt Ihr sehr recht, Euch zu schonen. Indeß Ihr habt, wie man mir sagt, eine junge, schöne Tochter. Warum erscheint auch sie nicht im Geleite einer würdigen Matrone bei den Festen? Meine Muhme Maria Salviati oder irgend eine andere meiner Verwandten, würde sie gern unter ihren Schutz nehmen.“

„Ihr seid sehr gütig, Herr Herzog, Eure Aufforderung ehrt mich und meine Tochter gleicherweise“ — erwiderte der Marchese, sich dankend verbeugend. „Indes, es giebt für ein so junges, mutterloses Wesen der Gefahren so manche, welche mit einem öffentlichen Erscheinen untrennbar verbunden sind, und vor denen sie auch eine so ehrenvolle Bemutterung, wie Ihr, mein Fürst, sie ihr von Euren hochverehrten erlauchten Verwandten in Aussicht stellt, nicht zu schützen vermöchte, so daß ich mich nicht berufen fühlen kann, ihrer eigenen Neigung zur Einsamkeit hindernd in den Weg zu treten. Gestatten mir Eure herzoglichen Gnaden nunmehr auf den Punkt zu kommen, welcher mich veranlaßte, Euch um geneigtes Gehör zu bitten?“

Der Herzog neigte, ohne sich durch die erhaltene Zurückweisung verletzt zu zeigen, mit freundlicher Gewährung den Kopf.

Der Marchese begann: „Meine Tochter ist vor zwei Tagen bei einem Ritte in die Umgegend, den sie in Begleitung eines jungen Anverwandten und eines Dieners unternahm, von drei Unbekannten räuberisch angefallen worden.“ Hier erhellte sich die finster gerunzelte Stirn, mit welcher der Herzog ihm vom ersten Worte an zugehört, und bewies so dem Marchese, wie weise er gehandelt, daß er es vermieden, auch nur anzudeuten, wie ihm sehr wohl bekannt sei, wem jener von seiner Tochter erdolchte Mensch gedient. Er wünschte sich im stillen zu seiner Vorsicht Glück, und wollte von neuem beginnen.

Doch ehe er weiter zu sprechen vermochte, fiel der Herzog hastig ein: „Ja, richtig! Das hätte ich beinahe außer acht ge-

lassen —" und er ergriff einen vor ihm auf dem Tische liegenden Bericht, ihn flüchtig überfliegend.

„Man meldet mir hier den Vorfall, den ich auf das Lebhafteste bedauere. Dieses Räubervolk! Wann endlich wird es mir gelingen, die Sicherheit im Lande herzustellen? Ich mache die größten Anstrengungen, mit wie wenig Erfolg, das mag Euch der Ueberfall Eurer Tochter beweisen. Ich werde die Sache auf das Strengste untersuchen lassen, und wenn man jenen Räuber erwischt, der entflohen ist, so soll er hängen, mein fürstliches Wort darauf. Uebrigens scheint Eure Tochter, mein lieber Ghisberti, mit der Schönheit, die ihr eigen, auch die ganze Tapferkeit Eures edlen Geschlechtes zu vereinigen. Wenige würden in solchem Augenblicke des Schreckens weder die Geistesgegenwart noch den Mut besitzen, sich mit einem so wohl gezielten Stoße zu retten und somit, wenn auch nicht gerade ihr Leben, sondern ihres Vaters Börse, denn darauf war es doch unfehlbar abgesehen," — ein lauernder Blick des Sprechers bohrte sich hier förmlich in des Marchese Angesicht — „vor einer schlimmen Brandschatzung zu bewahren."

Der Marchese setzte des Herzogs Späherblicke ein undurchdringlich Gesicht entgegen und entgegnete, sich beistimmend verbeugend: „Daran kann gar kein Zweifel sein. Doch es ist mir eine große Beruhigung, daß Eure herzoglichen Gnaden schon so genau und richtig von der ganzen traurigen Sache und der Gerechtigkeit der thätlichen Verteidigung meiner Tochter unterrichtet sind. Ich kam nicht eigentlich, um anzuklagen, sondern allein zur Richtigstellung von Thatsachen, die man, möglicherweise aus Unkenntnis der Wahrheit, entstellt vor Euer Ohr gebracht haben konnte."

„Ihr sehet, mein lieber Ghisberti —" erwiderte der Herzog etwas pathetisch, „Eure Besorgnis war unnötig. Doch," fügte er gütig lächelnd hinzu: „Ich bin Eurem Irrtum, der meinem Beamten Unrecht that, dankbar, daß er mir einen so werten Besuch gebracht. Gestattet meiner teilnehmenden Bewunderung Eurer tapferen Tochter die Erkundigung, ob die schöne Dame auch nicht etwa üble Folgen von dem gehabten Schrecken davon getragen hat?"

„Ich danke Eurer herzoglichen Gnaden für diese Teilnahme.

Körperlich ist sie ganz gut davon gekommen, aber ihre Seele ist schwer beunruhigt von ihrer mutigen That. Der Tod ihres Edelknaben, eines entfernten Verwandten, betrübt sie ohnedies schwer, aber noch viel schwerer lastet der des Räubers, der von ihrer Hand fiel, auf ihrem Gewissen."

„Ah! das ist sehr bedauerlich und thöricht noch obendrein! Habt Ihr denn der übergewissenhaften Dame nicht vorgestellt, wie wenig an dem Leben solches Schurken gelegen ist? Das Pferd, welches sie trägt, der Hund, der ihren Schritten folgt, sind mehr wert als solcher Auswurf der Menschheit."

Der Herzog deklamierte diese Phrasen mit einigermaßen theatralisch angehauchtem Pathos.

Der Marchese verbeugte sich und erwiderte: „Was nützen Vorstellungen in solchem Falle? So gut wie nichts. Die sanft heilende Hand der Zeit allein kann hier Hilfe bringen und —"

„Zerstreuungen, Zerstreuungen, mein lieber Ghisberti!" fiel höchst eifrig der Herzog ein, „glaubt mir, mein würdiger Freund, Einsamkeit befördert nur das gefährliche Grübeln über derartige trübselige Dinge. Ich gebe in vier Wochen zur Feier des Namenstages meiner Braut ein Fest, wie diese Mauern kein glänzenderes je gesehen. Man sagt mir Leichtsinn nach, mein lieber Ghisberti, und es ist wahr, nicht ganz ohne Grund," fügte er heuchlerisch, den Blick senkend, hinzu, „aber diesmal wird das Fest des Gegenstandes, den es verherrlichen soll, meiner kaiserlichen Braut würdig sein, dafür bürgen übrigens auch schon die Namen der Damen, welche an meiner Seite die angenehme Pflicht übernehmen wollen, die Damen zu empfangen. Meine beiden Muhmen Maria Salviati und Madonna Beatrice selbst werden dem Feste präsidieren."

Die erstere war die Mutter Casimos, des späteren Nachfolgers Alessandros, und die andere die Mutter des Prinzen Antonio. Beides sittenstrenge, hochgeachtete und verehrte Frauen. „Ihr dürft mir," fuhr der Herzog fort, „die Bitte nicht abschlagen, mein teurer Marchese, bei diesem Feste mit Eurer schönen Tochter zu erscheinen."

„Nein, weigert Euch nicht —" fiel er dem Marchese ins Wort, als dieser sprechen wollte, um, wie der Herzog auf seinem Gesicht zu lesen glaubte, ablehnend zu erwidern. „Ich nehme

eine Zurückweisung nicht an, denn dann — würde ich glauben müssen, es sei wahr, was man mir von Euch gesagt." Der Herzog schwieg und heftete einen so stechenden, drohenden Blick aus seinen funkelnden Augen auf den Marchese, daß dieser innerlich darunter erbebte, denn er wußte, wie gefährlich es war, Alessandros Argwohn, den stets bereiten, zu reizen.

Doch war der würdige Mann im Bewußtsein seines reinen Gewissens schnell gefaßt und erwiderte, den bösen Augen, die ihn fixierten, mit freimütig offenem Blicke begegnend: „Darf ich fragen, was es sei, das man Eurer Herrlichkeit von mir gesagt? Ich bin mir nicht des Geringsten bewußt, was irgend feindlich gegen Eure erlauchte Person oder Familie wäre, oder mir sonst zur Unehre gereichte."

„Nun — nun — beruhigt Euch nur, ich glaubte es ja bisher auch nicht, obgleich Euer beharrliches Fernbleiben von meinem Hause eher geeignet ist, jene Verleumdungen als meinen Unglauben daran zu bestätigen."

„Ihr wollet mir ausweichen, Herr Herzog," beharrte der Marchese. „Ich bitte Euch, sprecht Euch aus und gestattet mir, mich zu verteidigen."

„Nun denn, Ihr wollet es. Also — man sagte mir — ah! da bist du ja, Giomo" — unterbrach sich der Herzog und blickte erwartungsvoll dem soeben auf der Schwelle des Kabinetts erscheinenden Kämmerer entgegen — „ist mein Befehl ausgeführt?"

„Ja, gnädigster Herr —" war die Antwort. „Es ist gut."

Der Kämmerer verschwand, und der Herzog wendete sich dem Marchese wieder zu. — „Verzeiht die Unterbrechung!" sagte er mit all der gewinnenden Höflichkeit, die er so gut anzunehmen wußte, wo es galt, seine inneren Gesinnungen zu verbergen. „Um also wieder zu unserem vorigen Thema zurückzukommen — man sagte mir, Ihr gehöret seit langem zu den Unzufriedenen, seiet mir und meiner Dynastie feindlich gesinnt. Aus all diesen Gründen hättet Ihr Euren jungen Sohn, dessen Kenntnisse und Begabung man so rühmt, veranlaßt, auf eine Stelle in meiner Regierung zu verzichten. — Doch — sprechen wir nicht mehr davon —" setzte der Herzog leichthin beschwichtigend hinzu, obgleich seinem lauernden Späherblicke das Aufzucken,

welches den Marchese bei der erwähnten, unleugbar wahren Thatsache blitzesgleich durchzitterte, keineswegs entgangen war. „Ich habe, wie gesagt, besseres Vertrauen zu Euren loyalen Gesinnungen und bin nicht so rasch, an die Feindschaft von Leuten zu glauben, denen ich nie etwas gethan, und zu gerecht, um ohne Untersuchung zu verurteilen. Jeder Mensch hat Feinde, die sich bemühen, seine redlichsten Absichten in das Gegenteil zu verkehren. So wird es auch Euch gehen, mein werter Marchese — Euer Sohn wird wahrscheinlich noch keine Lust gehabt haben, sich mit den Staatsgeschäften abzuplagen. Er hat recht, — tausendmal recht, mein lieber Ghisberti! denn es ist — im Vertrauen gesagt — ein gar zu lästiges, langweiliges, unerquickliches, ach, wie schweres Amt für einen jungen, lebenslustigen Menschen. — Also — wie gesagt — Ihr kommt zu dem Feste und bringt Eure schöne Tochter mit — nicht wahr?“

Was konnte nun der Marchese anderes thun, als sich dankend zu verbeugen und zu versichern, daß er mit Freuden diesen kleinen, ihn selbst nur zu Danke verpflichtenden Beweis seiner Loyalität bringen und mit seiner Tochter erscheinen wolle, wenn anders diese bis dahin wieder wohl genug sein werde, um ihre Gemächer zu verlassen, und die Aufregung eines Festes zu ertragen.

Der Herzog sprach seine sichere Hoffnung, daß dies der Fall sein möge, in einem Tone aus, der dem Marchese vollkommen die Gefährlichkeit eines solchen Ausweges zeigte, schüttelte ihm aber dann in herzlichster Weise die Hand und begleitete ihn höflich bis zur Thür des Kabinetts.

Gedankenvoll und das Herz von schwerer Sorge erfüllt, stieg der Marchese die Treppe des Palastes hinab, welche nach dem großen Hofe führte, von dem aus man in die Gärten eintrat. Er wußte nur allzuwohl, daß Alessandro niemals freundlicher war, als wenn es galt, irgend wen, den er haßte, dadurch sicher zu machen und ihn über das Schwert zu täuschen, das, zum Niederfallen bereit, schon über seinem nichtsahnenden Haupte schwebte.

---

3. Provoziert.

Während der Marchese, diese Gedanken in seinem Geiste wägend, am Fuße der Treppe angelangt, sich links dem Ausgange zuwenden wollte, sah er einen Bekannten soeben in dem nach dem Garten führenden Thore verschwinden und schritt, seine Absicht ändernd, jenem nach, um mit ihm zu sprechen.

Es war ihm willkommen, sich ein wenig zu zerstreuen in freundschaftlicher Unterhaltung, statt so, ganz mit Sorgen erfüllt, vor sein ohnehin trübe gestimmtes Kind zu treten.

Auf dem Wege, den er hätte passieren müssen, um auf die Straße zu gelangen, stand eine Gruppe von sechs jungen Edelleuten in scheinbar sehr eifriger Unterhaltung, die sie indessen nicht verhinderte, jede Bewegung des Marchese mit lauernden Blicken zu verfolgen.

Die jungen Männer trugen die von dem prachtliebenden Alessandro eingeführte spanische Tracht, die, damals noch keineswegs allgemein angenommen, sie als zum engsten Kreise des Hofes gehörig bezeichneten.

Als sie den Marchese sich wider Erwarten dem Garten zuwenden sahen, setzten auch sie sich in Bewegung, um ihm in einiger Entfernung langsam zu folgen.

Der Marchese versuchte vergeblich, seinen sehr rasch gehenden Bekannten einzuholen, und hatte ihn endlich an einer scharfen Biegung des Weges aus den Augen verloren, konnte ihn auch, da er jedenfalls einen der Seitenwege eingeschlagen hatte, nicht wieder finden.

Mißmutig kehrte er um, sah sich aber nach einigen Schritten plötzlich jener Gruppe junger Edelleute gegenüber, aus deren Mitte ihm Bianconi di Malandino, der Feind und Verfolger seiner Tochter, entgegen- und geradezu den Weg vertrat.

„Eh! Guten Morgen, mein Herr Marchese —“ redete er ihn an, sich in den Hüften wiegend und mit der weißen, von Juwelen funkelnden Hand sein die Oberlippe zierendes Bärtchen keck in die Höhe wirbelnd.

„Ein weißer Rabe an diesem Hofe! — wie! — meine Herren?“ — wendete er sich an seine Begleiter, in einem

marktschreierischen Tone und mit einer Handbewegung, als zeige er wirklich irgend ein seltenes Tier.

„Gebet Raum, Messire Malandino,“ sagte innerlich vor Wut knirschend, aber äußerlich voll ruhigster Würde, der Verhöhnte. „Ich bin eilig und habe überdies durchaus nichts mit Euch zu reden.“

„Nicht? Haha! Habt Ihr nicht? ’s ist merkwürdig!“ höhnte lachend der andere.

Seinem Gelächter akkompagnierten wie auf Kommando seine Gefährten.

Malandino wich nicht von der Stelle und fuhr fort: „Und ich wette doch — Ihr möchtet mir recht viel — sehr viel sagen, wenn — Ihr es nur wagtet. Heh? Aber Ihr fürchtet Euch, mein werter Herr künftiger Schwiegervater, Ihr fürchtet Euch! Hihihi! grüßt doch Eure schöne, tapfere Tochter, meine süße Braut, vielmals von mir.“

Jetzt war es mit der Mäßigung des Marchese vorbei. Solcher Frechheit gegenüber entschwand ihm im Augenblicke der letzte Rest der mit ungeheurer Ueberwindung festgehaltenen Selbstbeherrschung. Flammende Röte bedeckte sein vorher vor Uebermaß der inneren Bewegung erbleichtes, männliches Antlitz, Flammen des Zorns brachen aus den dunklen Augen. Die gebeugt getragene, hohe Gestalt richtete sich kerzengerade zu imposanter Haltung empor und, ein ganz anderer als vorher, rief er, die Hand ans Schwert legend, mit einer Stimme, deren mächtiger Klang an das Grollen eines gereizten Löwen gemahnte: „Unverschämter, wie könnt Ihr Euch erfrechen —“

Er vermochte nicht zu vollenden, denn Malandino, der nun erreicht, was er gewollt, rief schäumend: „Was, Alter?! Ihr wagt es, mich zu beschimpfen! Da — nehmt dies —“

Er hob die Hand, um den würdigen Mann in das Angesicht zu schlagen.

Doch der Marchese wich dem Schlage mit einem behenden Seitensprunge, bei dem er einen der Begleiter seines Feindes durch den unerwarteten Anprall über den Haufen warf, aus und rief, seiner selbst nicht mehr mächtig, sein Schwert ziehend: „Nun ist’s genug! — Verteidigt Euch, Elender! Ich wäre der

Beschimpfung würdig, die Ihr mir zugedacht, wenn ich sie Euch nicht blutig in das freche Gesicht zurückgebe!“

Die Begleiter Malandinos machten anscheinlich Miene, sich dazwischen zu werfen, er aber kreischte: „Gebet Raum und lasset meinen lieben Schwiegervater gewähren. Der gute Mann hat zu heißes Blut für sein Alter! Ich will ihm aus aufrichtiger Liebe ein wenig zur Ader lassen, das wird ihm gut thun.“

Wenn der Elende gehofft hatte, durch diesen Hohn die Wut des Beleidigten auf das Aeußerste zu treiben und ihn so der nötigen Besonnenheit und Ruhe beim Zweikampfe zu berauben, so irrte er sich.

Der Marchese durchschaute die Absicht und wie durch Zauber ward sein wild empörtes Blut ruhig und kalt. Die vibrierenden Nerven beruhigten und spannten sich, der zitternde Mann ward fest wie Stahl und der vorher so wildlodernde Blick kalt und stätig.

Der Kampf begann.

Malandino, ein vorzüglicher Fechter, der keinen Gegner fürchtete und niemals unterlegen war, wie viele Zweikämpfe er auch schon gehabt, war gleichwohl der Sicherheit und Ruhe dieses Gegners nicht gewachsen.

Seine ungestüme Kampfweise, seine unberechenbaren, blitzschnellen Ausfälle, brachten ihn hier entschieden in Nachteil, denn sie vergeudeten zu rasch die Kräfte, welche in dem durch ein ausschweifendes Leben entnervten und erschöpften Körper ohnedem nicht im Uebermaß vorhanden waren. Er keuchte bereits, und der Schweiß begann ihm in Strömen vom Gesicht herab zu fließen.

Der Marchese verteidigte sich bis jetzt nur, er hatte noch nicht die leiseste Bewegung zum Angriff gemacht.

Da, mit einem Male kam Leben in seine statuengleiche Haltung, und eine Minute darauf brach Malandino mit durchbohrter Brust zusammen.

Ein Blutstrom stürzte über seine Lippen, die lodernden Augen brachen. Der Körper streckte sich — Bianconi di Malandino war eine Leiche.

Der Marchese war bestürzt, denn in dem Augenblicke, als sein Feind tot zu Boden sank, mußte er auch sofort der möglichen Folgen gedenken.

War zu hoffen, daß diese jungen Männer, die Freunde und Gesinnungsgenossen des Gefallenen, dem zu erwartenden Zorn des Herzogs über den Tod seines Günstlings gegenüber den Mut haben würden, die Wahrheit zu sagen? Ja, hatten sie überhaupt auch nur den Willen dazu? Würden sie zugestehen, daß er nicht ohne ihre Anteilnahme und Billigung, von dem Gefallenen in wahrhaft infamer Weise provoziert, ja zu dem Zweikampfe geradezu gezwungen worden? —

Sein Blick glitt prüfend von dem einen zum andern, aber da war nichts zu finden, was ihn ermutigt hätte, zu glauben, sie bewahrten in ihrem entarteten Innern noch einen Rest unbefleckter Ehre, die sie zwingen würde, zu seinen Gunsten zu zeugen.

Ratlosigkeit, Bestürzung, feige Furcht und auch die Schadenfreude, den gefallen zu sehen, unter dessen Hochmut und Ueberhebung sie wohl manches Mal gelitten haben mochten — das war es, was des Marchese seelenkundiger Blick auf ihren bleichen Gesichtern las, nichts weiter.

Er wischte sein blutiges Schwert mit seinem Tuche ab, und es in die Scheide zurückstoßend, beschloß er dennoch, den Versuch zu machen, sie an ihre Ehrenpflicht zu mahnen. Er sagte: „Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, Messires, daß ich diesen Ausgang des mir absichtlich von dem Toten aufgedrungenen Zweikampfes lebhaft bedaure. Ich hoffe, daß Ihr mir bei Seiner Gnaden, dem Herrn Herzoge, das Zeugnis geben werdet, dieser Edelmann sei im ehrlichen, von ihm selbst erzwungenen Kampfe gefallen?“ —

Er wartete vergebens auf ein Wort, auf eine Bewegung, die ihm ihre Bereitwilligkeit, ihre Ehrenpflicht gegen ihn erfüllen zu wollen, angedeutet hätte.

Zu stolz, um noch einen Versuch zu machen, sie dazu zu bewegen, wendete er sich ab, um den Garten zu verlassen.

Allein, wenn sie nicht den Willen oder den Mut gefunden, ihm die Wahrheit zu bezeugen, so fanden sie ihn doch dazu, ihn ohne Zaudern der Rache des Herzogs zu überliefern.

Der Marchese ward plötzlich von hinten überfallen, an beiden Armen gepackt und bedeutet, er sei ihr Gefangener, da er gegen die Palastgesetze, welche Zweikämpfe inmitten des

Herzoglichen Besitztums bei strenger Strafe verboten, gefehlt habe.

Ghisberti maß die Feiglinge mit Blicken niederschmetterndster Verachtung und ließ sich ohne ein Wort der Erwiderung geduldig dem Ausgange zuführen.

Im Ausgang des Gartens aber, im Begriff, diesen zu betreten, begegnete ihnen der Principe Antonio und fragte befremdet nach der Ursache dieses sonderbaren Aufzuges.

Einer der jungen Edelleute begann zu sprechen, ward aber sogleich von dem Prinzen unterbrochen, der ihm nachlässig über die Schulter zurief: „Ich habe nicht Euch, sondern den Marchese Ghisberti befragt. Ihr habt zu schweigen, junger Mann!" setzte er streng hinzu, als jener sich verantworten wollte.

Als der Prinz darauf von dem Marchese alle Thatsachen streng der Wahrheit gemäß gehört, sagte er zu den Edelleuten: „Ihr könnt Euch entfernen, Messires. Ich werde meinem Vetter, dem Herzog, selbst Bericht erstatten."

„Aber — Ihr verzeiht, gnädigster Herr. Der Befehl des Herzogs besagt, daß jeder verhaftet werden soll —"

„Welcher mutwillig den Burgfrieden des Palastes und dessen Umgebung durch Raufereien stört. Ganz richtig, Messire — hat der edle Marchese Ghisberti das gethan? Habt Ihr etwa die Stirn, Messires, das zu behaupten, nachdem Ihr doch allesamt Zeugen von dem geraden Gegenteil gewesen? Nehmt lieber Euer Gedächtnis, Euer Erinnern von so kurzer Vergangenheit besser zusammen, sonst möchte ich mich versucht fühlen, das meine zu schärfen, und ich meine," fügte der Prinz mit einem etwas spöttischen Lächeln hinzu, „das würde keinem von Euch besonders angenehm sein."

Tief sich verbeugend, schlich sich einer nach dem andern schweigend von dannen.

So schlecht waren sie denn doch noch nicht, um dem Marchese in das Gesicht eine so ungeheure Lüge zu wagen, und außerdem hatten sie auch alle Ursache, den Prinzen sich nicht zum Feinde zu machen, denn ein jeder hatte irgend etwas, der eine in dieser, der andere in jener Weise auf dem Kerbholz, von dem er fürchten mußte, es vor dem Herzog gebracht zu sehen, und daß der Prinz bei aller Vortrefflichkeit seines

Charakters schonungslos vorging, wo er vernichten wollte, das wußten sie und fanden es deshalb später, als sie befragt wurden, für besser, bei der Wahrheit zu bleiben.

„Geht nach Hause, edler Herr," hatte sich der Prinz zu dem Marchese gewendet, „und erholt Euch von dem unangenehmen Begebnis. Es ist eine böse Sache, das ist nicht zu leugnen, und Alessandro ist unberechenbar, aber ich hoffe dennoch, ihn Euch zu versöhnen. Schlimmsten Falles müßtet Ihr fliehen — doch hoffe ich, daß dies nicht nötig wird. Rechnet aber in allen Fällen ganz auf mich." Und ohne die Danksagungen des Marchese anhören zu wollen, eilte er in den Palast.

Wie gut dem Prinzipe die Besänftigung seines Verwandten gelungen war, davon erhielt der Marchese schon am anderen Tage den Beweis.

Der Herzog schickte Lorenzino dei Medici, einen der sittenlosesten unter den zahlreichen Genossen seiner Ausschweifungen zwar, aber immerhin seinen nahen Verwandten, mit einer sehr gnädigen Botschaft an ihn.

Der Herzog — sagte Lorenzino, der mit der Ruhelosigkeit und Verwegenheit seines Charakters eine große persönliche Liebenswürdigkeit und höfische Geschmeidigkeit vereinte, — lasse dem werten Marchese Ghisberti sein Bedauern über die schwere Beleidigung ausdrücken, welche ihm von einem seiner Diener innerhalb der Grenzen seines Palastes zugefügt worden.

Er sende ihm nicht nur seine völlige Verzeihung für die Uebertretung der Palastgesetze, sondern füge auch die Versicherung hinzu, er würde, wenn nicht der Beleidiger bereits seinen wohlverdienten Lohn von dem Marchese selbst empfangen, eine exemplarische Strafe über ihn verhängt haben. Auch sei bei dieser Gelegenheit dem Herzoge zu Ohren gekommen, daß nicht, wie er und auch der Marchese selbst angenommen, jener Ueberfall der Madonna Clodilde Ghisberti von Räubern um eines Lösegeldes willen, sondern ganz allein von Malandino geplant und von dessen eignen Leuten ausgeführt worden sei. Um nun seine entschiedene Mißbilligung alles Geschehenen zu erkennen zu geben, und dem Marchese wie seiner Tochter Genugthuung zu verschaffen, habe der Herzog sich entschlossen, für

den Abend des Festes Madonna Clodilde zu seiner Dame zu wählen, und erwarte, daß sie sich mit ihrem Vater und in Begleitung ihres Bruders, auf den er die Einladung hiermit ausdrücklich ausdehne, rechtzeitig einfinde, um mit den Damen seines Hauses die Gäste zu empfangen.

Lorenzino fügte noch manches Freundliche bei und schien an diesem Tage seine wahre Natur völlig abgestreift zu haben, denn er benahm sich durchaus angemessen und würdig.

Dennoch dankte der Marchese Gott, als er ihn los war.

Ueber die möglichen Folgen des Zweikampfes glaubte der Marchese sich nun allerdings völlig beruhigen zu dürfen, aber in anderer Beziehung war er desto unruhiger. Nun gab es keinen Ausweg mehr, das Erscheinen Clodildes beim Feste war ein gebieterisches Maß geworden.

Aber — wo war der bewegende Grund, der den Herzog zu all dieser Zuvorkommenheit, zu all dieser übergroßen Freundlichkeit veranlaßte? Man war es nachgerade gewöhnt, hinter einer That der Großmut und Gerechtigkeit von seiner Seite irgend einen bewegenden Grund des Eigennutzes zu vermuten, und man irrte sich selten bei solcher Annahme.

War es allein der Eigensinn, das Erscheinen einer Familie, die so lange sich beharrlich ferngehalten, am Hofe zu erzwingen? Galt es seiner Tochter Ehre und Unschuld? Aber — er kannte sie ja gar nicht — sie war nie mit ihm zusammengetroffen, und — würde er dann Giulio mit einladen? War das nicht ein Wächter und Beschützer mehr an Clodildens Seite?

Und — bürgte nicht der Anlaß des Festes, bürgten nicht die Namen, Madonna Beatrice und Maria Salviati, für die würdigste Gesellschaft und den anständigsten Ton desselben?

Uneins mit sich selbst, bald hoffend, bald fürchtend, quälte sich der Marchese ein paar angstvolle Tage mit seinen Gedanken und Plänen, die so rasch entworfen als verworfen wurden.

---

4. Die Intrigue.

In der Nacht des dritten Tages nach Lorenzinos Besuch war der Marchese gerade im Begriff, sein Lager aufzusuchen, als die Thür des Schlafgemaches sich öffnete, und, von Wolf

geleitet, ein bis zur völligen Unkenntlichkeit vermummter Mann eintrat.

Wolf entfernte sich sofort wieder, schloß die Thür hinter sich, und einen Stuhl heranziehend, setzte er sich quer vor der Thür des Vorzimmers nieder, um jeden Lauscher fernzuhalten.

Der außerordentlich bestürzte Marchese, der sich in fliegender Hast wieder anzukleiden begann, sah seinen unerwarteten Besuch Hut, Mantel und die Halbmaske abwerfen und blickte mit namenlosem Erstaunen in des Prinzen Antonio edles, ernstes Gesicht.

„Ihr habt wohl gerade mich am wenigsten zu sehen erwartet, mein lieber Marchese, —“ sagte dieser, ihm die Hand bietend — „mich, der ich so lange Euer Haus nicht betreten, weil ich mir die Kraft nicht zutraute, Madonna Clodildes liebliches Antlitz wiederzusehen, ohne von neuem die halb geschlossene Herzenswunde bluten zu fühlen. Ich habe ihr aber gelobt, immerdar ihr treuester Freund zu bleiben, da ich ihr Gatte nicht sein soll, und dieses mein Manneswort einzulösen, bin ich gekommen.“

Der Marchese hatte sich inzwischen gefaßt und begrüßte nun mit voller Herzlichkeit den werten Gast. Den Prinzen zu einem bequemen Sitze geleitend, nahm er selbst ihm gegenüber Platz und sagte: „Es ist wahr — Ihr habt mich überrascht, mein teurer Prinz. Aber was es auch sein mag, das Euch zu mir führt, ich fühle mich sehr geneigt, es willkommen zu heißen, da dies unbekannte Etwas die bewegende Macht geworden, mir Euren so lange schmerzlich vermißten Besuch wieder zu bringen.“

„Ihr seid sehr gütig, mein lieber Marchese, und ich bin Euch für Eure Freundschaft herzlich dankbar, bezweifle aber, daß Ihr geneigt sein werdet, den mehr als ernsten Anlaß, der mich zu so unpassender Stunde in Euer Haus zurückgeführt, zu preisen. — Macht Euch gefaßt, sehr Schlimmes zu hören. — Ihr und die Eurigen befindet Euch in einer furchtbaren Gefahr. Euch daraus zu retten, bin ich gekommen; damit ich dies jedoch kann, muß ich uneingeschränktes Vertrauen und Grabesschweigen über meine Hilfe von Euch fordern. Werdet Ihr mir beides gewähren, auf Euer unbeflecktes Edelmannswort?“

„Ja, mein Prinz — ganz und gar, auf mein Edelmannswort! Ich ahne überdies, was Ihr mir sagen wollt. Ich fühle die Gefahr, die mich umgiebt. Der Herzog will den Tod seines Günstlings an mir rächen. Ist es nicht das?“

„Schlimmer, weit schlimmer als das, mein alter Freund! Doch — ehe ich weiter spreche, lasset mich Euch noch einmal eindringlichst zu Gemüte führen, daß ich Euch nur retten kann, wenn Ihr auf jede Selbstbestimmung verzichtet, Euer und der Euren ganzes Wohl und Wehe, ja Eure ganze Existenz völlig in meine Hände gebt und meinen Anordnungen in jeder Beziehung Gehorsam leistet. Es ist ein ungeheures Verlangen, daß ich da an Euch stelle, aber — die Gefahr ist auch eine ungeheure und verlangt ungewöhnliche Mittel, um sie zu beschwören. Ich werde, das gelobe ich Euch bei Gott und bei meiner Ehre, Euer Vertrauen nicht täuschen und —“

„Ich bitte Euch, saget nichts weiter, mein edler Prinz, es ist unnötig. Ich gebe mich und die Meinen, gebe alles, was ich bin und habe, mit schrankenlosem Vertrauen ganz und gar in den Schutz Eurer Ehre.“

„Ich danke Euch, Ghisberti, Ihr werdet es niemals bereuen,“ erwiderte Antonio ergriffen, dem Marchese die Hand reichend.

„Ihr werdet Euch wundern,“ begann er wieder, „daß ich, der ich mich doch keineswegs des Vertrauens meines lasterhaften Vetters erfreue, von einer Intrigue, die doch im tiefsten Geheimnis, in seinem eigenen Geheimkabinett von ihm selbst und seinen intimsten Werkzeugen gesponnen ward, dennoch so ganz unterrichtet bin. Aber ein Mensch, wie Alessandro übt eben den verderblichsten Einfluß auf seine ganze Umgebung aus, er demoralisiert gewissermaßen selbst die Besten, indem er auch zu Maßregeln zwingt, die sie verabscheuen und über die sie vor sich selbst erröten, deren sie sich doch trotz alledem bedienen müssen, teils um der Sicherheit ihrer eigenen Existenz willen, teils um nicht jedes Einflusses, der ihnen doch hin und wieder gestattet, im stillen den bösen Plänen entgegenzuarbeiten und hier und da einen Unschuldigen zu retten, verlustig zu gehen.

In dieser Lage befinde auch ich mich. Gleich Alessandro habe ich meine gut besoldeten Spione und von diesen erfuhr ich folgendes:

Jener elende Malandino, der von Eurer Hand ein viel zu ehrenhaftes Ende fand, freite seiner Zeit um Madonna Clodilde, nicht etwa deshalb, weil ihre süße Schönheit, ihre Engelsmilde und zahlreichen Tugenden sein Herz gerührt hatten, sondern allein in der Absicht, durch sie seinen Einfluß auf den Herzog zu befestigen."

Ein Stöhnen tiefsten Grimmes erleichterte hier die gepreßte Brust des Vaters, der schweigend, aber mit krampfhaft geballten Händen der Entwickelung des infamen Anschlages zuhörte.

„Noch hatte Alessandro Euer schönes Kind nicht gesehen, noch wußte er nicht, welchen Schatz himmlischer Schönheit, welche Perle von Reinheit und Unschuld Malandino ihm zugedacht. Da zeigte der abgewiesene Freier ihm eines Tages Donna Clodilde in der Kirche, und, wie er erwartet hatte, fing der Herzog in kaum je dagewesenem Grade Feuer und erteilte ihm Vollmacht zu jeder Schandthat, um dies Kleinod in seinen Besitz zu bringen.

Jene kleine Rauferei, bei der Malandino eine gänzlich unbedeutende Wunde empfing, brachte ihn auf den Einfall, sich tödlich verwundet zu stellen, um Madonna Clodilde, die, um ihm auszuweichen, es nicht mehr wagte, ihren Palast zu verlassen, sicher zu machen. Durch seine Spione erfuhr er alsbald, wie gut seine teuflische List gelungen, und bereitete den Ueberfall vor.

Als die Entführung durch Eurer Tochter Geistesgegenwart und Tapferkeit vereitelt worden, knirschte der Herzog vor Wut, und sein Verlangen, das Weib, das ihre Ehre so tapfer zu verteidigen wußte, dennoch in seinen Besitz zu bringen, ward immer glühender.

Mit seinen beiden Kämmerern, dem Schurken Giomo und dem Ungar, hielt er Rat, wie man in anderer Weise zum Ziele gelangen könne.

Das waren die Geheimräte, und die wichtigen Staatsangelegenheiten, die gerade in seinem Kabinett verhandelt wurden, als Ihr in den Palast kamet, um Audienz zu fordern.

Ein neuer Plan war rasch entworfen, und Giomo ward ausgesandt, um Malandino von Eurer Anwesenheit zu benachrichtigen und ihm den Befehl zu bringen, Euch zu provozieren.

Der Herzog wußte, welch vorzüglicher Fechter Malandino war, wußte, wie viele er damit bereits ins Jenseits befördert hatte, und erwartete mit Bestimmtheit, er werde Euch töten oder doch mindestens tödlich verwunden. Man hatte dann in jedem Falle freie Hand, ein schutzloses Mädchen insgeheim zu überfallen und zu entführen.

Das war dem anfänglichen Vorschlage Giomos, direkt unter irgend einem leicht gefundenen Vorwande sich Eurer zu bemächtigen, bei weitem vorzuziehen.

Das wagte Alessandro denn doch nicht. Da aber ein so hinterlistiger Mensch, wie mein entarteter Vetter, immer gern zwei Pfeile in seinem Köcher hat und es liebt, sich auch auf unvorhergesehene Fälle vorzubereiten, so empfing er Euch mit all jener Höflichkeit, deren er sich mit so vollendeter Meisterschaft zu bedienen weiß, daß es ihm oft gelingt, selbst die zu täuschen, die ihn nur zu genau kennen; er machte Euch sicher und bahnte einen neuen Plan durch jene Einladung an, der in einem Augenblicke in seinem intriguanten Geiste entstanden war.

Als ich an jenem Tage zu ihm kam und er durch mich von dem üblen Ausfall seines Anschlages auf Euer Leben hörte, war er einen Augenblick vor Ingrimm wie von Sinnen, dann aber glättete sich sein Gesicht wieder, und er hörte meine Vorstellungen, meine Verteidigung Eurer gerechten Sache mit einer Miene an, die mir im Augenblicke rätselhaft blieb, die ich jedoch, nachdem ich alles gehört, was ich Euch jetzt mitteile, nur zu gut verstand.

Er war bereits mit der Vervollständigung seines neuen Schurkenplanes fertig geworden und seiner Opfer sicher.

Als ich geendigt hatte und seine Entscheidung erwartete, stand er auf und sagte, mir mit wohlwollendem Lächeln auf die Schulter klopfend: ‚An dir ist ein vortrefflicher Advokat verdorben, Antonio. Du hast mich überzeugt. Der arme Malandino thut mir eigentlich leid, er war ein lustiger, brauchbarer Kerl — doch — warum betrug er sich wie eine Bestie! Er war eben übermütig geworden, trotzte zu sicher auf meine Gnade, und — 's ist wahr, der Ghisberti war ihm gegenüber in seinem Rechte. Der arme Mann ist eben zu schwer gereizt

worden, da vergißt man wohl, was das Gesetz gebietet. Ich sehe es ein, und will ihm nicht mehr zürnen.' Seinen Arm vertraulich in den meinen legend, neigte er sich zu mir: ‚Kennst du den Marchese und seine Tochter, deren Schönheit man so sehr rühmt, näher?' fragte er.

Ich begegnete seinem lauernden Blicke mit festem Auge, denn ich wußte wohl, er wollte nur wissen, ob ich die Wahrheit verleugnete; ich war ja sicher, daß seine Spione ihm längst berichtet hatten, wie ich ohne Erfolg um Madonna Clodilde geworben. Deshalb gab ich ruhig die Antwort: ‚Ja ich kenne beide und zwar genau, da ich Madonna Clodilde einst liebte.'

‚Was?' rief er kurz auflachend, ‚du, der Weiberfeind, welcher geschworen, sich nie wieder zu verehelichen? Was du sagst! Das ist mir ja sehr interessant! Warum aber hast du nicht um die Dame geworben? Der Marchese ist reich, sehr reich, wie man sagt, die Familie ist gut — ich hätte gegen dies Bündnis nichts einzuwenden gehabt.'

Genug davon, schloß der Prinz, das weitere will ich mit Stillschweigen übergehen.

Ich verließ ihn mit dem Erfolge meiner Intervention zu Eurem Gunsten, im ganzen zufrieden, aber doch von irgend welcher Ahnung beunruhigt und über jenen schon erwähnten rätselhaften Gesichtsausdruck Alessandros brütend.

Lorenzinos Sendung am Tage nachher vollendete das Netz, in dem ich Euch mit Schrecken gefangen sah. Ich nahm meine Maßregeln und erfuhr heute morgen alles.

Alessandros Plan ist dem Gelingen nahe, denn der Besuch dieses Festes — dem meine eigene Mutter vorstehen, ihm somit als Lockvogel dienen muß — vollendet seinen Triumph. Indem Ihr mit den Euren die Schwelle des Palastes an jenem Abende betretet, liefert Ihr Euch und Euren Sohn seinen Banditen und Eure holdselige Tochter dem Herzog aus."

Abermals entfloh ein dumpfer Ausruf namenlosen Schreckens den zitternden Lippen des Marchese; er wollte sprechen, aber der Prinz erhob Schweigen gebietend die Hand und sprach selbst weiter:

„Die Gärten des Palastes werden erleuchtet sein, denn ein namhafter Teil des Festes wird in ihnen stattfinden.

Ihr werdet vorsichtig natürlich nicht von Madonna Clodildes Seite weichen, dasselbe wird, von Euch benachrichtigt, Euer Sohn thun. Von den anderen Gästen durch eine verabredete, leicht ins Werk zu setzende Veranstaltung irgend welcher Art getrennt, werdet Ihr ruhig, den schönen Abend genießend, furchtlos und nichts ahnend der erleuchteten Stelle zuwandeln, wohin man Euch unter irgend welchem Vorwande zu locken weiß. Plötzlich stürzen die durch Schnüre verbundenen, im Laube der Bäume verborgenen Lampen um. Es ist finster um Euch, Ihr und Euer Sohn werdet von den im Gebüsch auf Euch lauernden Mördern überfallen und erdolcht. Eueren Todes-, der Madonna Clodilde Schreckensschrei erstickt die rauschende Musik. Madonna Clodilde wird fortgeschleppt und in eine jener Lasterhöhlen gebracht, wo Alessandro seine Orgien feiert. In dem Wirrwarr des Festes bemerkt man das Verschwinden dreier Personen nicht leicht; da aber Madonna Clodilde die Dame des Herzogs an diesem Abende war, so wird dafür gesorgt, daß die Gesellschaft auf glaubwürdige Weise erfährt, sie habe sich erschöpft mit ihren Angehörigen zurückgezogen und nach Hause begeben.

Eure und Eures Sohnes Leichen werden fortgebracht und auf der Straße, die Ihr zu passieren habt, samt denen Eurer inzwischen ebenfalls ermordeten Diener niedergelegt. Der Anschein eines Kampfes ist ja so leicht geschaffen. Ihr seid dann von Banditen überfallen und ermordet, Eure Tochter in die Berge geschleppt worden. Alessandro wird rasen, daß selbst seine Gäste nicht mehr vor den Räubern sicher sind, wird einige aufgreifen und auf der Folter zu dem Geständnisse zwingen lassen, daß sie es waren, welche Euch, und aus Furcht, entdeckt zu werden, in den Bergen auch Eure Tochter nachträglich ermordet haben. Ihr wisset, man kann auf der Folter noch ganz andere Dinge aus dem empfindlichen Menschenleibe herauspressen.

Darauf werden die Verbrecher unter möglichst großen Umständen gehenkt und die Sache ist abgethan.

Was Madonna Clodilde betrifft," murmelte er knirschend und mit der Hand seinen Wams aufreißend, denn der innere Ingrimm erstickte ihn fast — „so schafft sie, wenn der ver-

brecherische Schurke ihrer müde geworden, dasselbe Gift aus dem Wege, dem die schöne unschuldige Luisa Strozzi, des armen Luigi Vapponi junge Gemahlin, erliegen mußte, weil sie sich Alessandros ehrlosen Anträgen nicht fügte und ihrem Gatten die Treue bewahrte.

Euere Güter und Euer Vermögen verfällt als herrenlos dem Staate, und Euer Henker wird schon Mittel und Wege finden, sich den Löwenanteil davon zu sichern, denn Ihr wisset, er ist allezeit geldbedürftig und die ungeheuersten Summen entschwinden ihm gleich Sand aus den Händen. Aber er würde sich nicht seines Raubes freuen! Mit diesen meinen Händen erwürgte ich ihn eher, als daß sein unreiner Hauch meine Heilige vergiften sollte!"

---

5. Die Gegenintrigue.

Der Marchese war völlig niedergeschmettert von der in solchem Umfange und solcher Nähe keineswegs erwarteten Gefahr, in der er und seine Kinder schwebten.

„Das Ungeheuer!" brach er endlich aus. „Hier giebt es kein Besinnen, kein Säumen, wir müssen schleunigst fliehen!"

„Ganz richtig, mein Freund, Ihr habt den einzigen Weg zur Rettung bezeichnet. Wie Ihr es aber könnt — daß Ihr es könnt, bedarf reiflicher Ueberlegung und keines geringen Aufwandes von Vorsicht und List. Denn glaubt ja nicht, daß eine Flucht so leicht sein wird, und selbst wenn sie anscheinend gelingt, so würdet Ihr Euch zu spät überzeugen, daß der Tiger, der auf Euch lauert, Euch nur um so rascher packen, Ihr um so sicherer in seine verbrecherischen Hände fallen werdet. Eure Beseitigung zu verbergen, wird ihm in diesem Falle weit weniger Mühe machen. Nein — sagt nichts — wartet. Ich habe Euch schonungslos den ganzen teuflischen Plan enthüllt, Euch die entsetzliche Lage gezeigt, in der Ihr und vor allem die, welche mir nächst meiner Mutter das teuerste Wesen auf Erden ist und sein wird, sich befindet. Nun lasset mich zu dem von mir entworfenen, bereits vorbereiteten und angebahnten Plane Eurer Rettung kommen.

Ihr müßt gänzlich verschwinden, das heißt, aus Italien verschwinden.

Die sich täglich schlimmer gestaltenden Zustände unserer engeren Heimat können so nicht lange mehr dauern. Meines verbrecherischen Vetters Sturz kann trotz der Gunst des gemeinen Volkes, auf die er sich stützt und die er durch seine Leutseligkeit und Zugänglichkeit, durch eine wohlfeile Großmut, durch eine scheinbar dem innersten Rechtsbewußtsein entsprungene Gerechtigkeit in kleinen Sachen sich zu gewinnen und zu erhalten versteht, nicht mehr lange dauern. Eure freiwillige Verbannung, wenn man Eure Flucht noch so nennen kann, wird sonach nicht eine zu langwierige sein. Seid Ihr damit einverstanden?"

„Ganz und gar, mein Prinz — und dürfte ich auch nie meine teure Heimat wieder sehen, ich würde doch mit meinem armen Kinde fliehen, so weit mich meine Füße tragen."

„Ihr habt recht. — Ist Euer Sohn schon von Euch zurückgerufen?"

„Nein, noch nicht. Ich zögerte, ihm die Weisung zukommen zu lassen, bewogen von einem geheimen Gefühl banger Ahnung, daß ihm der Aufenthalt hier Verderben bringen könne."

„Das ist ein glücklicher Umstand. Nach meiner Ansicht darf jedoch Giulio Italien nicht mit Euch verlassen. So lange er bleibt, wird man Euch und Madonna Clodilde in der Nähe versteckt wähnen."

„Aber Alessandro wird an ihm seine Rache kühlen, wenn —"

„Ihn sicher zu stellen, das lasset meine Sorge sein. Seine Begleitung würde Eure Flucht nur erschweren. Man findet drei Personen stets leichter als zwei. Ueberdies wäre seine Anwesenheit in der Nähe im Augenblicke einer Regierungsveränderung für seine künftige Stellung eine Notwendigkeit. Schreibt ihm also den Sachverhalt, der Euch nötigt, zu fliehen und weiset ihn an, ohne einen Augenblick Verzögerung nach Rom abzureisen, während er dort, wo er sich befindet, erklärt, er folge der Einladung Alessandros zum Feste. Leget dies Empfehlungsschreiben an den Papst bei," — der Prinz wählte

aus einem Paket Schriften, das er aus einer inneren Tasche seines Mantels hervorgeholt, einen Brief aus und gab ihn dem Marchese. — „Ihr wißt, Paul III. ist nicht gut auf Alessandro zu sprechen. Giulio muß sich damit sogleich nach dem Vatikan begeben und Audienz begehren. Seid versichert, er wird sie, wenn er sagt, daß er von mir kommt, augenblicklich erhalten, und auf Grund meines Briefes wird ihm nicht nur eine Stelle in der nächsten Umgebung des Papstes, sondern auch dessen nachdrücklichster Schutz zu teil werden.

Das wäre die Sicherheit Eures Sohnes, und nun zu Euch.

Ich hörte, Madonna Clodilde sei leidend. Wird sie imstande sein, zu Pferde zu reisen? Denn das ist um des schnelleren Fortkommens willen durchaus notwendig."

„Ich hoffe es, denn ihr Leiden ist spezifisch ein seelisches. Das Kind schreibt sich nicht nur die Schuld an des armen Anselmos Tod zu, sie macht sich auch noch über den von ihr getöteten Schurken die schwersten Gewissensvorwürfe."

„Das begreife ich; das ist nur die notwendige Konsequenz ihrer engelhaften Natur. Aber die gefährliche Lage, deren ganzen Umfang Ihr keineswegs ihr verheimlichen dürft, wird sie über sich selbst herausheben und ihr die Kräfte nicht nur zur Reise, sondern auch zu der notwendigen Verstellung geben. Ich brauche zwei Tage, um alle meine Vorbereitungen zu der Sicherung Eurer in das tiefste Geheimnis gehüllten Reise zu vollenden.

Während dieser Zeit müßt Ihr alles vorbereiten und packen, was Ihr zum Notwendigsten bedürft, oder als besonders lieb und wert mit Euch führen wollt. Doch lasset das Gepäck nicht zu umfangreich sein, und waget es ja nicht, irgend eine Anordnung für Eure zurückbleibenden Diener und Beamten zu treffen. Mißtraut jedem, von dem Ihr nicht mit Gewißheit überzeugt seid, daß Ihr auf seine unbestechliche Treue mit Sicherheit bauen könnt. Während dieser geheimen Thätigkeit muß aber eine öffentliche nebenhergehen, um Euren Feind sicher zu machen. Zeigt Euch geschäftig, Euer und der Euren Erscheinen auf dem Feste mit einem Glanz vorzubereiten, welcher beweist, wie Ihr die Eurer Familie zugedachte Ehre zu schätzen

wißt. Madonna Clodilde muß sich in die Stadt begeben und bei den Kaufleuten ihre Bestellungen an Stoffen für ihre Toilette machen, muß Gewandschneider, Stickerinnen und Juweliere in Bewegung setzen, um ihrerseits zu beweisen, welche Mühe sie sich giebt, als Dame des Herzogs, als augenblickliche Stellvertreterin der kaiserlichen Margarethe, dieser Ehre würdig, an Glanz und Reichtum ihrer Kleidung alle anderen Damen zu überstrahlen. Sie muß einige Besuche bei ihr bekannten Familien machen und dort lebhaft, erwartungsvoll von dem Feste sprechen, auf welches sie sich so sehr freut, daß sie entschlossen alle trüben Gedanken über Bord geworfen hat.

In der dritten Nacht, von heute an, werden drei Personen, mein Kämmerer Ruggiero, dessen Treue über allen Zweifel erhaben ist, ein Diener und eine Dienerin meiner Mutter — welche, in deren Kleidern dicht verschleiert, sie vorstellen wird, während Ihr, Donna Clodilde und Eure Diener als ihr Gefolge gelten sollt — Euch am hinteren Gartenthor nach Mitternacht erwarten. Ihr dürft nur einen Diener, Madonna Clodilde höchstens zwei ihrer Frauen mit sich nehmen. Lebensmittel bis zur Grenze und die unterwegs notwendigsten Habseligkeiten müsset Ihr auf ein Packpferd legen. Das Uebrige muß auf einen Wagen gepackt und mit den zwei Frauen Eurer Tochter, unter irgend einem Vorwande, vorausgeschickt werden.

Habt Ihr außer Wolf Diener, auf deren Treue Ihr Euch verlassen könnt? Das ist wesentlich, denn sonst würde es kaum möglich sein, Eure Flucht lang genug zu verbergen, um deren Geheimnis ganz zu sichern. Wir könnten zwar Bestechung versuchen, aber dieser Weg ist stets unsicher."

„Jawohl! das ist er, und ich denke, wir können ihn entbehren. Ich glaube, dreien unter meinen Leuten so sicher zu sein, wie man des wankelmütigen Menschen überhaupt sein kann."

„Das genügt. Diese drei müssen die Täuschung, Ihr und Eure Tochter befändet Euch noch im Palaste, so lange als nur möglich zu erhalten wissen. Wird das möglich sein?"

„O ja — warum nicht? Clodilde hat sich bei ihren Einkäufen und Bestellungen in der Stadt zu sehr angestrengt und muß das Bett hüten. Da Urracca, ihre Amme, und Juliette,

ihre Zofe, unglücklicherweise nicht anwesend sind, denn diese beiden nehmen wir mit, so läßt sie Frau Barbara — die ehemalige Kammerfrau meiner verstorbenen Gemahlin — zu ihrer Bedienung und Pflege befehlen. Diese treue Alte wird ihre Rolle vortrefflich spielen. — Ich verlasse oft wochenlang das Schloß und tagelang meine Bibliothek nicht. Niemand wird es auffallen, wenn ich unsichtbar bleibe; mein Kammerdiener wird ebenfalls die Täuschung, ich sei anwesend, mit nicht minderem Geschick als Barbara aufrecht zu erhalten wissen. Die Abreise der Dienerinnen zu rechtfertigen, bietet sich im Augenblicke gerade der denkbar beste Vorwand. Die Schwester der Zofe meiner Tochter feiert in nächster Woche in Pietramala ihre Hochzeit. Clodilde hat ihr schon lange erlaubt, daran Teil zu nehmen, und Frau Urracca, ihre ehemalige Amme, zum Schutze des Mädchens zur Mitreise veranlaßt. Beide sollen mit dieser Reise noch eine Nebenaufgabe erfüllen, indem sie, da ihr Weg an dem Kloster der heiligen Agathe vorüberführt, dort einige Kisten mit Früchten und Leinenzeug für die frommen Schwestern zum Geschenk mitnehmen. Für die Heilige selbst hat Clodilde eine Altarbekleidung gestickt, die sie ebenfalls bei dieser Gelegenheit an die Aebtissin, eine Freundin meiner verstorbenen Gemahlin, absenden will. Dazu kommen noch ein paar Kisten mit Hausrat und Hochzeitsgeschenken für die Braut. Es wird sonach niemandem auffallen, wenn die beiden Frauen ein ziemlich ansehnliches Gepäck mit sich führen."

„Das könnte sich ja gar nicht besser treffen!" — rief der Prinz überaus zufrieden. „Lasset also alle jene Kisten nur ruhig hier stehen, ich werde dafür sorgen, daß, wenn sie auch nicht an ihre Bestimmung gelangen, weder die Braut noch die heilige Agathe und ihre frommen Dienerinnen etwas von dem einbüßen, was die Güte und Frömmigkeit Madonna Clodildes ihnen zugedacht hat. Euer Gepäck wird die Stelle jener Kisten einnehmen, und die Frauen können sonach vielleicht am besten schon morgen am hellen Tage unbeargwöhnt die Reise antreten, nur müßt Ihr für einen sicheren Kutscher sorgen, denn statt nach Pietramala, müssen sie ihren Weg, nachdem sie vielleicht eine halbe oder noch besser eine Miglie weit dieser Straße gefolgt sind, nach Borgo S. Sepolcro nehmen. Ihr wißt, das

liegt der Grenze des Kirchenstaates näher als Pietramala und ist auch sonst bei weitem jener Richtung vorzuziehen. Das Geheimnis zu sichern, wird meine Mutter während der ganzen Zeit, welche die Reise nach Borgo S. Sepolcro und die Rückreise erfordert, ihre Gemächer nicht verlassen und von ihrer Dienerschaft für verreist ausgegeben werden. Wir müssen natürlich vorbereitet sein, daß Alessandros Neugier — ja vielleicht sein Argwohn nach dem Anlasse dieser so plötzlich ohne alle Vorbereitung angetretenen Reise nach dem abgelegenen Orte forschen wird, und da muß eine von dem ins Geheimnis gezogenen Pater Benedict — Ihr kennt und schätzt ja gleich uns den ehrwürdigen Mann, unser Beichtvater — ihr auferlegte Pilgerfahrt nach der Cathedralkirche des heiligen Johann daselbst, dem ihre Stellvertreterin einen goldgestickten Mantel bringt, den Vorwand bieten.

Und nun kommen wir zu dem übrigen, was ich fast das Wichtigste nennen möchte.

Verweilt Euch nirgends länger, als die allernötigste Erholung fordert. Haltet Euch an das arabische Sprüchwort und lasset kein Gras unter Euren Sohlen wachsen, selbst dann nicht, wenn Ihr die Grenzen Italiens bereits hinter Euch habt. Das Ziel Eurer Reise ist Paris, wo Euch dies eigenhändige Empfehlungsschreiben meiner Mutter den mächtigen Schutz unserer Muhme, der Königin Catarina, und dies von mir an Heinrich, ihren Gemahl, den seinen sichern wird. Die Schreiben, welche Euch ankündigen, werden auf geheimem Wege Euch dort und Ihr Euch somit erwartet, Eure Aufnahme am Hofe vorbereitet finden. Glaubt nicht, so weite Flucht sei unnötig. Alessandros Arm reicht weit und nur Caterina, die, wie Ihr wißt, eine treue Freundin zu sein versteht, aber auch eine fürchterliche, unversöhnliche, erbarmungslose Feindin ist, wird Euch vor ihm schützen können, denn ihre Gunst wird er eben so wenig auf das Spiel setzen, als ihre Feindschaft herausfordern. Habt Ihr Geld genug zu so weiter Reise?"

„Ich denke — es werden an dreihundert Goldgulden sein, überdies kann ich —"

„Nein, nein! — Ihr könnt nichts, dürft gar nichts thun, was irgend darauf hindeuten könnte, Ihr bedürftet Geld, zu

was für Zwecke es sei —" fiel ihm hastig der Prinz ins Wort und fuhr ruhiger fort: „Zu Euren Einkäufen und Bestellungen für das Fest hat ja doch ein Mann von Eurem Kredit kein bares Geld nötig. Ruggiero wird Euch weitere dreihundert Goldgulden mitbringen, und hier ist eine Anweisung an den Sieur Bellegarde in Paris, durch ihn werdet Ihr erhalten, was Ihr weiter bedürft."

„Aber, mein teuerster Prinz, ich kann doch unmöglich —"

„Still, lieber Freund. Wartet, ich bin noch nicht fertig. Ihr seid mir den größten Beweis Eures Vertrauens noch schuldig."

Während Antonio dies sagte, entfaltete er eine Schrift, an der ein großes Wappensiegel hing.

„Dies, mein lieber Ghisberti, ist ein rechtskräftig abgefaßtes, amtlich beglaubigtes Dokument, worinnen Ihr Madonna Beatrice, meiner Mutter, Eure gesammten Güter, all Eure Liegenschaften, Euer ganzes bewegliches und unbewegliches Eigentum um die Summe von 900000 Goldgulden verkauft. — Das Datum ist aus Vorsicht und um Messire Vittorio vor Verantwortung zu sichern, — es ist von ihm vollzogen und beglaubigt — auf zwei Monate von dem heutigen Tage zurückdatiert. Die Zahlungen sollen in Quartalraten stattfinden und müssen innerhalb dreier Jahre vom Datum des Verkaufes an, vollständig beglichen sein.

Seid Ihr bereit, dies Dokument zu unterschreiben und mich somit, als Stellvertreter meiner Mutter, in den augenblicklichen Besitz Eures Eigentumes zu setzen?"

Der Marchese sagte, seine Hand nach der Schrift ausstreckend: „Gebt nur rasch her, mein edler Beschützer, ich unterschreibe alles, was Ihr mir vorlegt unbesehen, und gebe, wie ich Euch versprochen, mein und der Meinen ganzes irdisches Wohl und Schicksal in Eure edle Hand. Ist es doch das einzige, womit ich Euch die Tiefe meiner Dankbarkeit für Eure unschätzbare Hilfe im Augenblicke beweisen kann."

Während er so sprach, hatte er mit einem raschen Federzuge seine Unterschrift vollzogen und gab das Dokument zurück.

„Ich danke Euch, Ghisberti," erwiderte der Prinz lächelnd. — „Ich sehe, daß ich mich in keiner Weise in Euch

geirrt. Wer selbst edel und alles Vertrauens würdig ist, erkennt bald die gleichgesinnte Seele in einem anderen.

Ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, werter Freund, daß dies Dokument zwischen uns nicht mehr als ein Nichts, eine Fiktion ist. Es ist für mich nur das rechtskräftige Mittel, Eure Besitztümer vor Alessandros Habgier sicher zu stellen, indem es mich berechtigt, sie von meinen Beamten und Dienern in Besitz nehmen und für Euch und Eure Kinder verwalten zu lassen. Die sogenannten Zahlungen des Kaufes, welche an Euch erfolgen, werden einfach nur die Erträgnisse Eurer Besitztümer sein. Um Euch aber auch für jenen Fall, den wir Sterblichen immer vor Augen haben müssen — ich meine den Tod meiner Mutter und den meinen — sicher zu stellen, so ist hier ein zweites Dokument, ebenfalls von Messire Vittorio beglaubigt, welches den Kauf für null und nichtig erklärt und Euer Eigenthm Euch zurück giebt. Und nun denke ich, wäre vorläufig alles geordnet. Was noch übrig bleibt, erfahrt Ihr durch Ruggiero, doch denke ich — wenn ich es ohne Gefahr der Beobachtung möglich machen kann, noch persönlich von Euch und Madonna Clodilde Abschied zu nehmen.

Wenn nicht — so saget ihr, daß ich immerdar, so lange der Atem in mir ist, ihr treuer Freund, zu jeder Hilfe bereit bleibe und sie bitten lasse, auch meiner in Freundschaft zu gedenken. Somit Gott befohlen!" —

Er reichte Abschied nehmend dem Marchese die Hand, der, sie mit beiden Händen drückend und festhaltend, sagte: „Was soll ich nun sagen, teuerster Freund? Ich — den Ihr mit einer solchen Fülle von Güte und Edelmut überschüttet, daß mir das Wort fehlt, Euch die Größe meiner Verpflichtung auszusprechen? Wo soll ich anfangen, wo enden mit meinem Danke, wozu mir nur eine Minute bleibt? da ich doch Tage brauchte, um Euch zu sagen, wie unaussprechlich tief mein Herz ihn fühlt! Wie ich —"

„Nicht doch, mein lieber Freund — lasset es genug sein. Ich that nur, was mir mein Herz gebot, that, was Ihr, an meiner Stelle, ich an der Eurigen, auch gethan haben würdet.

Mir selbst ist es ja ein großes Glück, gewährt mir stets eine tiefe innere Befriedigung, wenn es mir einmal gelingt,

irgend eines der Verbrechen zu verhindern, die mein entarteter Verwandter nur zu oft begeht. „Ach! leider ist es nur selten, daß ich zu rechter Zeit, um einzugreifen, davon erfahre. Saget nichts mehr, mein lieber Ghisberti, ich bin ohnedem von Eurer Dankbarkeit überzeugt.“

„Gut denn, Ihr wollt es. Ich schweige. — Aber — vielleicht kommt einst der Tag, wo ich oder auch mein Sohn besser als durch Worte unsere große Dankbarkeitsschuld Euch heimzahlen kann. Lasset mich aber noch eins aussprechen, was mich schwer beängstigt. Werdet nicht Ihr oder Madonna Beatrice, Eure edle Mutter selbst, in Gefahr geraten, wenn Euer Anteil an meiner und Clodildens Flucht — welcher Alessandros Scharfsinn kaum ganz verborgen bleiben kann, sobald er von jenem Dokumente hört und Euch im Besitz meiner Güter sieht — entdeckt wird? Ich meine, der Herzog hat es bewiesen, daß er selbst verwandtes Blut nicht schont. Ich würde nie wieder eine ruhige Stunde in meinem Leben haben, wäre Euer Edelmut gegen uns Veranlassung —“

„O nein,“ beschwichtigte voll ruhiger Sicherheit der Prinz des Marchese Besorgnis. — „Mich wird er nicht antasten, noch viel weniger aber meine Mutter. Sie ist die einzige von allen Verwandten, die er wirklich liebt und verehrt. Außerdem bedarf er ihrer. Wenn er nicht aus noch ein weiß, so kommt er zu ihr, denn er weiß ihren klugen Rat zu schätzen, wenn auch seine bösen Leidenschaften meist die Oberhand darüber gewinnen und nur allzu oft Gutes in Böses verkehren, weil er nur in den seltensten Fällen sich zu überwinden vermag, den Rat so auszuführen, wie sie ihn erteilte. Wo er es that, hat es ihm Glück gebracht und ihn an das gewünschte Ziel geführt.

Deshalb sorgt Euch nicht um uns. Durch Ruggiero, der zu mir zurückkehrt, sobald er Euch sicher in Euer Asyl am Hofe Catarinas geleitet hat, werdet Ihr von Zeit zu Zeit von mir hören, wie ich von Euch. Noch eins! — Es wird besser sein, wenn Ihr den Brief an Euren Sohn nicht selbst absendet. Haltet ihn bereit, Ruggiero wird ihn morgen Nacht holen, ich selbst werde ihn auf sicherem, geheimem Wege an seine Adresse befördern. Somit lebet wohl für heute.“

Die beiden edlen Männer schüttelten sich die Hände und trennten sich.

Tief vermummt, schlüpfte der Prinz, von Wolf geleitet, aus einer Hinterthür des Palastes, durch die er auch gekommen und wo er sein Pferd in der Obhut eines ihm dann zu Fuße folgenden Dieners vorfand.

Auf seinem einsamen Ritte nach der Stadt trat mehreremals aus dem tiefen Schatten irgend eines Baumes oder den eines Thorweges, einer Statue eine dunkle Gestalt hervor, näherte sich dem anhaltenden Reiter und wechselte einige Worte mit ihm.

Es waren die Wachen, welche der vorsichtige Mann auf seinem Wege aufgestellt hatte, um sogleich von einem ihm etwa gefolgten Spione unterrichtet zu werden, der überdies dabei nichts erfahren, sondern nur sein Leben unter dem Dolche einer Wache verloren haben würde.

Sogleich, nachdem sein Besuch ihn verlassen hatte, ließ der Marchese die Amme seiner Tochter wecken und zu sich entbieten, um mit dieser treuen und klugen Frau alles Nötige zu besprechen.

Sie rechtfertigte ganz das Vertrauen, welches der Marchese in sie gesetzt, denn sie verlor nicht einen Augenblick den Kopf, noch belästigte sie ihn mit Klagen und Jammern, sondern ging gefaßt und ruhig sogleich mit Wolf an ihr Geschäft des Sichtens und Verpackens des Nötigen.

Der Marchese selbst ging an sein schweres Werk, der Tochter die ungeheure Gefahr, in der sie alle schwebten, mitzuteilen.

Er that es mit Zagen und großer Besorgnis. Doch diese entschwand rasch. Clodilde hatte kaum ihres Vaters Bericht vernommen, als sie auch mit einem Schlage alle frühere geistige Spannkraft zurück erhielt und sich, eine ganz andere, als sie in den letzten Tagen gewesen, vor ihm erhob.

Der Prinz hatte recht gehabt. Das Bewußtsein, die Rettung hänge zum größten Teile von ihrer eignen Kraft und Geistesgegenwart ab, ließ sie alles, was sie bisher niedergedrückt, von sich abschütteln. Jetzt war keine Zeit zu selbstquälerischen Grübeleien, die sie im Augenblicke kaum mehr begriff, denn solcher Infamie gegenüber entschwand jeder

Zweifel an die volle Berechtigung und Gerechtigkeit ihrer That auch ihrer Seele.

Sie half Urracca und Wolf, dann ritt sie reichgeschmückt, strahlend von Schönheit und scheinbar heiterer als je mit dem Vater, von zwei Dienern begleitet zur Stadt und traf überall ihre Auswahl in den Häusern der Kaufleute. Nichts war ihr schön, nichts reich genug, und schon am Abend lief die Kunde, welche reiche Bestellungen sowohl sie, als ihr Vater für sich und die zur Begleitung zum Feste bestimmte Dienerschaft gemacht, durch die Stadt.

In den von ihr besuchten Häusern des Adels aber schüttelte man die Köpfe und meinte, man habe nimmermehr geglaubt, daß in Clodilde Ghisberti eine solche Lebenslust und Eitelkeit schlummere, ihr habe angenscheinlich die Einladung des Herzogs den Kopf ganz und gar verdreht und man könne da noch ganz sonderbare Dinge erleben.

All dies ward dem Herzog unter den Stadtneuigkeiten von seinen Spionen mitgeteilt.

Er hörte schweigend zu, aber seine Lippen umspielte ein höhnisches Lächeln. Der Tiger glaubte sich seiner Beute sicher. Seine Zuversicht verließ ihn auch nicht, als er hörte, Donna Ghisberti habe sich zu sehr mit dem vielen Wählen und Anordnen für das Fest angestrengt und müsse das Bett hüten.

Er sendete einen seiner Diener und ließ sich nach ihrem Befinden erkundigen. Derselbe kehrte mit der Botschaft zurück, die Dame sei nur ein wenig ermüdet, befinde sich aber sonst ganz wohl, wolle aber doch, um sich zu schonen, nicht mehr vor dem Feste öffentlich erscheinen.

Damit war der Herzog ganz einverstanden, denn ihm lag ja am meisten daran, daß sie gesund blieb. Dennoch sendete er, vielleicht geschah es aus einem instinktiven Argwohn, seinen eignen Arzt am dritten Tage, als die Fliehenden schon weit von Florenz entfernt waren, nach ihrem Palaste, um ihm über das Befinden der Donna Bericht zu erstatten.

Frau Barbara war aber auch dieser großen Gefahr gewachsen, sie empfing den gelehrten Herrn, bedauerte aber sehr, ihn nicht augenblicklich zu Madonna Clodilde führen zu können, da diese sich im Bade befinde, bat ihn, bis dahin zu warten,

und setzte ihm, damit ihm die Zeit nicht zu lang werde, eine Flasche alten spanischen Weines, nebst einem vortrefflichen Imbiß vor.

Der herrliche Wein glitt wie Oel die Kehle hinab und schmeckte dem gelehrten Herrn vortrefflich, aber er hatte leider die üble Eigenschaft, daß der Arzt, als Frau Barbara endlich kam, ihn zu ihrer Gebieterin zu führen, alles doppelt sah und nicht mehr ganz sicher auf seinen Füßen stand.

Doch er nahm sich zusammen und prüfte den Puls der ihn im verdunkelten Zimmer empfangenden Patientin, stellte seine Fragen, die mit einer matten, etwas zitternden Stimme erwidert wurden und berichtete später dem Herzog, die Dame befinde sich eigentlich ganz wohl, sei aber zimperlich wie alle Frauenzimmer und leide lediglich an einer Erregung, welche die Erwartung des Festes, die Ehre, die ihr bevorstehe, und der Wunsch, dort die Schönste zu sein, hinreichend erkläre. Sie werde, darauf könne man mit Sicherheit rechnen, am Abend des Festes munter wie ein Fisch im Wasser sein.

Der Herzog war zufriedengestellt, dank der Geistesgegenwart und Klugheit der Frau Barbara, die ihre eigene Enkelin in die Kleider oder vielmehr in das Bett Clodildens gesteckt hatte und diesen Einfall, welchen die Not des Augenblicks geboren, so vortrefflich fand, daß sie die Kleine die Rolle fortspielen ließ, während sie vorgab, die Enkelin über Land zu einer Verwandten gesendet zu haben.

Dank der vortrefflichen Anstalten des Prinzen Antonio, blieb die Richtung der Flucht, selbst als diese entdeckt ward, vom Schleier des tiefsten Geheimnisses umhüllt.

Der Herzog schäumte im stillen vor Wut, durfte aber, um seine bösen Anschläge, die ja verborgen bleiben mußten, nicht zu verraten, sich nicht allzuviel merken lassen; obgleich ein jeder begriff, daß er auf die Dame, welche ihn durch ihr Entweichen vor der ihr zugedachten Ehre so schwer bloßgestellt, wie auf die Ihrigen nicht gut zu sprechen sein konnte. Man vermutete aber sehr richtig hinter dieser Flucht ein Geheimnis, und Alessandro sah die Notwendigkeit, sich zu mäßigen, so sehr ein, daß er es nicht wagte, die treuen Diener der Entflohenen zur Verantwortung zu ziehen. Der Leibarzt freilich fiel in

Ungnade. Der Herzog nannte ihn öffentlich einen blinden Esel und fügte hinzu, er werde nicht einmal seine Hunde, geschweige denn sich selbst, wieder in seine Hand geben.

Die Spione des Herzogs hatten es am schlimmsten, denn ihr Herr bedrohte sie mit dem Galgen, wenn sie nicht die Spur der Flüchtigen wieder auffänden.

Während nun jene sich abmühten, gedachte Alessandro die herrlichen Besitzungen des Marchese von seinen Raubgesellen, unter dem Vorwande, sie für die Abwesenden verwalten zu wollen, ausplündern zu lassen.

Doch wer beschreibt sein Erstaunen und seine Wut, als er erfuhr, wie jene unverrichteter Sache sich zurückziehen mußten, da sie überall die Beamten und Diener des Prinzen Antonio, des neuen Besitzers, vorgefunden hatten.

6. Schlimme Nachrichten.

Da der Herzog sich ohnedem schon vorgenommen hätte, seinen Vetter über die seltsame Reise seiner Mutter nach S. Sepolcro, die man ihm berichtet, zu befragen, so beschloß er, dies unverweilt zu thun, um gleichzeitig zu erkunden, mit welchem Rechte er sich als der Besitzer der Güter des Marchese Ghisberti aufspiele.

Wohlweislich hatte er damit gewartet, bis sein Zorn sich gelegt, denn er wußte, daß man gegen die Ruhe Antonios mit zornigem Toben allzusehr in Nachteil gerate.

Was er bei diesem Besuche erfuhr, befriedigte ihn keineswegs, obgleich er weder gegen den rechtlichen Besitz der Güter noch gegen jene angebliche Pilgerfahrt nach S. Johann in S. Sepolcro etwas einwenden konnte.

Sehr mürrisch und mißmutig verließ er den Vetter, nahm sich aber vor, zurückzukehren, sobald seine Muhme nur persönlich wieder zur Stelle sei. Er meinte, von der etwas redseligen Dame im Laufe des Gespräches, vielleicht durch irgend eine Unvorsichtigkeit, mehr zu erfahren, als von dem heute mehr als je zugeknöpften Antonio.

Inzwischen erfuhr er von seinen Spionen, nach Tagen nagendster Ungeduld, endlich, daß die Entflohenen durch den Kirchenstaat gereist seien.

Auf welchem Wege sie dorthin gelangt, wo sie die Grenze überschritten hatten, das blieb ihm jetzt und auch später verborgen.

Niemand zweifelte ja, daß jene reisende Dame, die an heftigen Gesichtsschmerzen, in Folge einer starken Erkältung, leidend, mit verbundenem Gesichte zu reisen genötigt war, wirklich die erlauchte Madonna Beatrice gewesen. Wer sollte auch solche Dame, wer ihre Begleitung beargwöhnen? War nicht jener herrliche, goldgestickte, mit Juwelen besetzter Spange gezierte Mantel, in welchem nunmehr die Statue des heiligen Johannes an hohen Festtagen prunken würde, ein leuchtendes Zeichen ihrer großen Frömmigkeit und ihrer erlauchten persönlichen Anwesenheit in der Kathedrale S. Johannes?

War sie nicht ihres Leidens wegen zu Wagen, geleitet von einem Kapuziner, statt des in den dortigen Kapuzinerkloster krank zurückgebliebenen Ruggiero, und gefolgt von dem Diener, sowie der Zofe, mit der sie abgereist war, in der Heimat wieder angekommen? Die beiden letzteren waren inzwischen in einem am Wege gelegenen Hause versteckt zurückgeblieben und hatten sich ihrer vorgeblichen Gebieterin auf deren Rückwege von ihrer Pilgerfahrt wieder angeschlossen.

Prinz Antonio hatte dem Herzog bei dessen letztem Besuche versprochen, ihm die Rückkunft seiner Mutter sofort melden zu lassen, und kam diesem Versprechen mit solchem Eifer nach, daß er ihm die Meldung, trotz der späten Stunde, in welcher die Rückkehr stattfand — es war mitten in der Nacht — augenblicklich zuschickte.

Der andere Morgen sah denn auch bereits in aller Frühe den ungeduldigen Herzog auf dem Wege nach dem Palaste seiner Muhme. Die Stunde seines Besuches war eine viel frühere, als ihm eigentlich die Sitte gestattete, ganz abgesehen von der nötigen Rücksicht, die er für eine von ziemlich weiter, beschwerlicher Reise erst in der Nacht zurückgekehrte, ältere Dame hätte haben sollen.

Doch hatte es der Ungeduldige abermals übel getroffen, denn er fand seine Muhme mit dicht verbundenem Gesicht, noch immer an der Geschwulst leidend, die sie sich auf der Reise geholt, und so angegriffen, daß sie ihm nur matt die Hand zu reichen vermochte.

So zog er denn abermals innerlich grollend ab, nicht klüger als zuvor, und alle Pilgerfahrten zum Teufel wünschend. Denn zur Erhöhung seines Aergers war nun auch gar nicht daran zu denken, daß seine Muhme, wie sie versprochen, dem Feste mit Donna Maria Salviati präsidieren konnte.

Ein kleiner Trost war ihm die am Tage des Festes einlaufende Nachricht, die Spur der Flüchtigen sei aufgefunden, der Weg, den sie nach Deutschland genommen, ermittelt.

Unverweilt setzte der racheschnaubende Mann die komplizierte, aber wohlorganisierte Maschinerie seiner Gewaltherrschaft in Bewegung. Mit Courierpferden und untergelegten Relais, mit Gold, sowie mit Empfehlungsschreiben wohl versehen, hetzte er noch am selben Tage zwei seiner geschicktesten Spürhunde und Häscher auf die Fersen der Flüchtigen, mit dem strickten Befehl, Madonna Clodilde um jeden Preis in seine Gewalt zu bringen, ihren Vater und alle ihre Begleiter aber zu töten.

Vergeblich harrte der Prinz auf Briefe von den Flüchtigen. Seit dem Bericht, daß sie die Grenzen Deutschlands wohlbehalten glücklich überschritten hätten, blieb jede Nachricht aus. Dennoch war er darüber nicht besonders beunruhigt. Die Postverbindung war in jener Zeit eine so unsichere, und der geheime Weg, den die Briefe nehmen mußten, um nicht in die Hände des Herzogs zu fallen, und ihm so die Spur der Flüchtigen zu verraten, ein so langwieriger, daß die lange Verzögerung begreiflich war. Auch konnten die Briefe verloren gegangen sein, oder irgend welches Hindernis, vielleicht auch ein durch besondere Vorsicht gebotener Aufschub, sich ihrer Absendung entgegen gestellt haben.

Als aber endlich die Zeit vergangen war, welche selbst beim langsamsten Reisen nötig gewesen, um nach Frankreich zu gelangen, und die Zeit für den Bericht ihrer dortigen Ankunft an ihn nach Florenz zurück dazu, als auch Ruggiero nicht wiederkehrte, da begann sich tiefste Besorgnis des Prinzen zu bemächtigen, und er schrieb einen dringenden Brief nach Paris an seine Muhme, die Cönigin Caterina, mit der Bitte, ihm schleunigst die Ankunft der ihr Empfohlenen zu melden, oder wenn sie ausgeblieben, nach ihrem Verbleiben in Deutschland

forschen zu lassen, indem er ihr den Ort, von wo sie zuletzt geschrieben, und die Richtung, in welcher sie ihre Reise fortzusetzen beabsichtigt hatten, mitteilte.

Alessandro hatte seinen Vetter seit der Flucht der Ghisbertis, wegen der er ihn im stillen stark beargwöhnte, sehr kalt behandelt.

Freilich war es des Herzogs geschicktesten Spionen nicht gelungen, ihm den erwünschten Beweis von des Prinzen Zusammenhang damit zu bringen, noch war es ihm selbst geglückt, die inzwischen wieder genesene Donna Beatrice zu einer Unvorsichtigkeit zu verleiten, welche seinen Argwohn bestätigt hätte. Die alte Dame wußte zu gut, was auf dem Spiele stand, um ihrer kleinen Neigung zur Schwatzhaftigkeit hier nachzugeben, ihre Schlauheit war der des Herzogs weit überlegen. Während sie anscheinend so offen und rückhaltlos als nur möglich seinen forschenden Fragen entgegenkam, hütete sie jede Silbe, jede Miene, die ihren und ihres Sohnes Anteil hätte verraten können, und schien, gleich ihrem Sohne, des Herzogs Kälte gegen denselben nicht zu bemerken.

Eines Tages aber fragte der Herzog Antonio mit höhnendem Lächeln, ob er denn gar nichts wieder von dem früheren Besitzer seiner neuen Güter und deren bezaubernder Tochter, seiner einstigen Angebeteten, gehört habe.

Da erschrak der Prinz bis in die Seele hinein und zitterte innerlich für das Geschick seiner Schützlinge. Doch machte er Alessandro das Vergnügen nicht, dies ihm zu zeigen, sondern antwortete mit einem ruhigen, kurzen Nein. Der Herzog sagte an dem Tage nichts weiter und ging.

Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der Marchese Ghisberti sei auf der Reise durch Deutschland, in der Mark Brandenburg, von Räubern angefallen, ausgeraubt, und samt seiner Tochter und sämtlichen Dienern niedergemacht worden.

Dies Gerücht gelangte auch zu dem Prinzen, der unsäglich erschrak, aber nachdem er das Für und Wider reiflich erwogen, nicht daran glauben wollte, es vielmehr für eine Bosheit des Herzogs hielt, auf seinen Befehl ausgestreut, um ihn zu erschrecken.

Derselben Meinung war auch seine Mutter.

Da kam ein paar Tage darauf Alessandro, der sich infolge seines schwelgerischen, wüsten Lebenswandels fast permanent in Geldverlegenheit befand, und fragte, ob Antonio ihm nicht mit ein paar hundert Goldgulden beistehen könne.

Der Prinz sprach höflich sein Bedauern aus, daß ihm dies im Augenblicke nicht möglich sei.

Darauf erwiderte der Herzog lächelnd: „Wahrlich, Antonio, ich kenne dich von der Seite noch gar nicht. Fängst du plötzlich an, ein Knauser zu werden? Ich glaubte, in dem Augenblicke, wo du, oder vielmehr deine Mutter ein so vorzügliches Geschäft gemacht, solltest du etwas freigebiger gegen deinen armen Vetter sein."

Der Prinz erwiderte, ihn wirklich nicht verstehend: „Was meinst du eigentlich? Bin ich ein Kaufmann, der Geschäfte macht?"

„Na — was kann ich meinen als deinen brillanten Kauf von Gütern, die du nun nicht zu bezahlen brauchst! Hast du etwa nicht, da der Marchese Ghisberti nicht mehr am Leben ist, den ungeheuersten Profit gemacht? He?"

Der Prinz erbleichte vor tödlichem Schrecken, doch erwiderte er scheinbar ruhig: „Ach, ich verstehe, du spielst auf dies alberne Gerücht an. — Ich hörte auch schon davon, glaube es aber nicht, und wäre es selbst die Wahrheit, so wäre ja noch der Erbe, sein Sohn Giulio, da."

Dabei faßte er den Herzog mit einem durchdringenden Blick strengsten Forschens ins Auge.

Was er sah, ließ ihn schaudern und ermutigte ihn nicht, seinen Unglauben noch länger festzuhalten.

Der Herzog lächelte. Es war ein kaltes, grausames, teuflisches Lächeln. Er trat dem Prinzen einen Schritt näher, und seine Hand auf dessen Arm legend, sprach er langsam; „Glaube es immerhin, mein lieber Antonio, denn es ist die Wahrheit — und was jenen jungen Mann betrifft, so mache dir keine Sorgen, er ist ebenso sterblich wie der Vater und die Schwester."

Vor Grauen erfaßt und in seinem tödlichen Schmerze vor nichts zurückweichend, schüttelte Antonio die blutbefleckte Hand des Herzogs mit einer ungestümen Bewegung von seinem

Arme und rief fast erstickt von der Gewalt seiner Gefühle: „Sind sie denn tot, dann bist du ihr Mörder! — Du allein sandtest die angeblichen Räuber aus! Da du Clodilde nicht gewinnen konntest, so ließest du sie morden. — Verschone wenigstens den Sohn, — denke an die rächende, strafende Hand des allmächtigen Gottes, die einst mit so vielem auch das Blut dieser Unschuldigen von dir fordern wird!"

Der Herzog stand vor ihm, sich an den Tisch lehnend, und hatte die Arme übereinander geschlagen. Ein Hohnlächeln umschwebte die wulstigen, dunkelroten Lippen und zeigte die glänzenden, weißen Zähne, die zwischen ihnen gleich denen eines Raubtieres schimmerten. Nun erhob er langsam die eine Hand, den Finger emporstreckend, und sprach im Tone eindringlicher Warnung, aber ohne hitzig zu werden: „Du, nimm dich in acht! Du sündigst viel auf unsere Verwandtschaft und auf meine Liebe zu deiner Mutter hin. Ich bin geduldig gewesen bisher, viel zu geduldig, ich werde es nicht mehr sein, auch du hast nur ein Leben zu verlieren. Daran gedenke."

„Nimm es —" rief Antonio vor Schmerz außer sich — „nimm es hin, du blutiger Tyrann! Hast du sie — das schönste, reinste Wesen, das die Erde je getragen, gemordet, was gilt mir mein armselig Leben?! Bade dich in verwandtem Blute, aber noch mit meinem letzten Atemzuge werde ich Gottes schwersten Fluch auf dich, ihren ruchlosen, blutigen Mörder, herabrufen!"

Unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten, warf sich Antonio in einen Stuhl und brach, das Gesicht mit den Händen bedeckend, in Thränen aus.

Der Herzog bot einen entsetzlichen Anblick. Das Blut war ihm bis zur Stirn emporgestiegen und füllte die Adern an den Schläfen und die Stirnader bis zum Bersten, daß sie gleich züngelnden Schlangen hervortraten. Blutunterlaufen war das bläulich-weiße Email der Augen, in denen die erweiterte Pupille wahrhaft höllische Flammen sprühte.

Die dicken Lippen waren, wie bei einem Raubtiere, weit zurückgezogen, und zwischen den knirschenden Zähnen drang Schaum hervor. Vorgebeugt, mit zusammengezogenem Körper gleich einem Tiger zum Sprunge sich anschickend, die Hand

das bereits halb gezogene Stilet umkrampfend, schien er bereit, sich auf den Verwegenen zu stürzen und mit eigener Hand den zu töten, der ihm so gegenüber zu treten gewagt.

Aber — er that es nicht. Der Anblick dieses sonst so stolzen, festen, niemals außer Fassung kommenden Mannes, der ganz gebrochen und fassungslos gleich einem Kinde weinte und schluchzte, bewegte ihn seltsam und weckte in seinem, trotz allen Lastern, aller Verdorbenheit nicht ganz verhärteten Herzen den letzten Rest menschlich weichen Gefühles.

Er stieß das Stilet in die Scheide zurück, richtete sich auf, und das wutverzerrte Gesicht nahm in wunderbar raschem Uebergange einen fast sanften Ausdruck an, der lodernde Blick verschleierte sich, das Blut strömte zu dem Herzen zurück, und ohne ein Wort des Zornes oder der Drohung weiter zu äußern, schritt er schweigend an Antonio vorüber und verließ ihn.

Kein Wort, keine Miene erinnerte auch später den Prinzen an diese Stunde und an den Auftritt, der ihm beinahe das Leben gekostet.

Der Herzog verkehrte ganz wie früher mit ihm und schien ihm nicht das Geringste nachzutragen.

Dies großmütige Vergessen so furchtbarer Beleidigung war so ohne Beispiel bei diesem rachsüchtigen Manne, daß Antonio nicht umhin konnte, es ihm im stillen zu danken, und sich seinerseits wohl hütete, sich je wieder gegen Alessandro zu vergessen.

Er verbarg seine tiefe Trauer um Clodilde, seinen Groll und Schmerz in seinem Inneren, zog sich soviel, als es möglich war, vom Hofe zurück, wo es mit den Sitten selbst dann nicht besser wurde, als die kaiserliche Margaretha als Alessandros Gemahlin dort herrschte, denn sie schien ihren Gemahl in nichts zu genieren, er lebte ganz wie früher, nur trieb er es vielleicht ein wenig heimlicher.

Bis Antonio von der Königin Catarina selbst Antwort auf seinen Brief erhalten, war er übrigens noch immer geneigt, jene Nachricht als halb erlogen zu betrachten.

Doch dann blieb ihm leider kein Zweifel mehr über das schreckliche Ende der ihm so Teuren.

Die Königin schrieb ihm, daß sie, nachdem die ihr Angekündigten zur rechten Zeit nicht in Paris angekommen seien, auf seinen letzten Brief hin, Erkundigungen habe anstellen lassen, die leider keinen Zweifel ließen, daß seine Schützlinge im Bereich der Lande des Kurfürsten Joachim von Preußen in einem der dortigen großen Wälder von Räubern überfallen und getötet worden seien. Die Beschreibung der Personen, welche in den Wald eingeritten, aber nicht wieder zum Vorschein gekommen waren, stimmte so genau, ebenso die aufgefundenen Kleiderreste, daß an eine Personenverwechselung nicht gedacht werden könnte.

Die Leichen seien freilich nicht gefunden worden, denn die Wölfe hätten nichts als ein Häufchen Knochen, Kleidungsstücke, Waffen und Riemenzeug von ihnen übrig gelassen.

Wer den Ueberfall ausgeführt, habe trotz großer Zuvorkommenheit der kurfürstlichen Behörden nicht ermittelt werden können.

Das war also das schreckliche Ende so vieler Schönheit und so edler Mannhaftigkeit.

In seiner tiefen Trauer vergaß aber der Prinz keineswegs den einzig Ueberlebenden der Familie, der von Alessandros noch ungesättigter Rache so schwer bedroht erschien.

Er schrieb an seinen hohen Gönner, den Papst, unterrichtete ihn von Alessandros Drohung und bat ihn, den nunmehrigen Marchese Ghisberti durch geheime Bewachung und direktes Verbot an Alessandro, sein Leben zu bedrohen, sicher zu stellen.

Paul III., der an dem heitern, jungen Manne, dem man bis jetzt das Schicksal der Seinen noch verborgen gehalten, großes Wohlgefallen fand, erfüllte beide Wünsche, und so meinte der Prinz, sich über Giulios Leben fernere Sorge ersparen zu können.

---

7. Junker Chutbert und sein Spezial.

In einem der Wälder der Mark Brandenburg lag tief versteckt im dichtesten Teile desselben, auf einem mäßig hohen, breiten Hügelplateau, das alte, halbverfallene Stammschloß der Ritter von Greifenklau.

Zwischen hohen, schlanken, stolzen Tannen, die ihre nadelbewehrten Arme weit ausbreiteten, standen uralte, himmelanstrebende Buchen, vermischte sich das helle, frische Grün der zierlich beblätterten Hängebirken mit den nicht minder zierlichen Nadeln der schwanken Zweige der Lärchenbäume, die neben den silberweißen Stämmen der Birken auftauchten.

Ehemals hatte eine vielbesuchte Landstraße in der Entfernung einer kleinen Viertelstunde an dem Schlosse oder vielmehr der Burg vorüber geführt, ein Umstand, den sich in grauer Vorzeit die Herren Ritter von Greifenklau wohl zu nutze zu machen wußten.

Von dem hohen Turme der Burg aus hatte ein Wächter die Umgegend beobachtet und seinem Herrn das Herannahen beladener Wagen rasch genug verkündet; worauf der Ritter sich mit seinen jederzeit bereiten Mannen bewaffnete und, wie ein Blitzstrahl aus dem Walde hervorbrechend, die armen, nichts ahnenden Krämer überfiel und beraubte.

Ehe die Beraubten nur irgendwie sich bewußt wurden, wie ihnen geschehen, war der Raubritter mit seinen Leuten und der Beute längst wieder im Forste verschwunden, wohin ihm zu folgen die Aermsten in den meisten Fällen viel zu mutlos waren.

Wagten sie dies aber dennoch, so setzten ihnen die dicken, wie für die Ewigkeit gebauten Mauern und das eisenbeschlagene, eichene Thor der Umfassungsmauer, das, wie die Mauer selbst, durch Wachtürmchen geschützt war, ein gebieterisches „Bis hierher und nicht weiter!“ entgegen.

Doch auch diesem rechtlosen Treiben ward mit der wachsenden Macht des Gemeinsinnes und der Städte endlich ein Ziel gesetzt.

Dem Ritter Chutbert von Greifenklau ward Urfehde angesagt und er gleich darauf, ehe er nur seine Freunde und Gesinnungsgenossen zur Hilfe herbeiziehen konnte, von einem recht stattlichen Heere in seiner Burg regelrecht belagert.

Der kühne, übrigens ehrenfeste und von Natur weder böse noch grausame Mann wehrte sich lange vor der Uebermacht seiner Feinde.

Endlich bot er seine persönliche Unterwerfung und Uebergabe der Burg unter der Bedingung an, daß man seiner Tochter und seinen Mannen, die unter tausend Leiden und Entbehrungen so tapfer und treu bei ihm ausgehalten, freien Abzug zusage.

Diese Bedingung ward trotzig abgeschlagen, man forderte Unterwerfung aller in der Burg Lebenden, ohne jede Ausnahme.

Da erbat sich der Ritter von Greifenklau zwei Tage Bedenkzeit.

Die Belagerer meinten, sie könnten durch solche Verzögerung ja nur gewinnen, und so ward diese ohne Bedenken zugestanden. Der wachsende Hunger mußte die Besatzung ja so entkräften, daß ihnen zuletzt jede Möglichkeit des Widerstandes schwand, und das war gewiß nur wünschenswert für alle.

Die Feindseligkeiten wurden eingestellt. Aber während die Bürger und ihre Knechte sich gütlich thaten und ihren Leib pflegten, begann in den Räumen der Burg eine fieberhafte, geheimnisvolle Thätigkeit.

Die Hälfte der letzten Lebensmittel wurde verteilt. Darnach begaben sich alle, die zarte Jungfrau selbst nicht ausgenommen, an eine Arbeit, zu welcher eigentlich die Kräfte von Riesen erforderlich gewesen, die aber dennoch von dem kleinen Häuflein halb verhungerter und entkräfteter Menschen in der unglaublich kurzen Zeit von achtundvierzig Stunden ausgeführt ward. Die zur Uebergabe herangekommene Stunde war vorüber, aber kein Zeichen kündigte die Unterwerfung an.

Schon schickte man sich an, die Feindseligkeiten auf das Nachdrücklichste wieder zu beginnen. Da brach auf der rechten Seite der Burg Feuer aus, von dem Ritter mit eigener Hand angezündet, ehe er mit all den Seinen auf einem geheimen Wege, den sie mit ungeheurer Anstrengung nach der linken Seite hin, wo den Fuß des Hügels ein Waldbach begrenzte, gegraben, entflohen war.

Dank der Nachlässigkeit der Belagerer, welche, statt in jenem Augenblicke ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, all ihre Aufmerksamkeit dem Brande zuwendeten, gelangte er unter dem Schutze der Dunkelheit in den dichten Forst und erreichte glück-

lich mit all den Seinen, wenn auch hinfällig bis zum Tode, die nur ein paar Meilen entfernte Burg eines befreundeten Ritters. Von dort aus rettete er sich in der nächsten Nacht in das sichere Asyl eines Klosters. So hatte der tapfere Mann sich, sein Kind und alle seine Getreuen der Rache der Städter entzogen.

Nachdem er sich erholt, gelangte er zwar unter vielen Fährlichkeiten und Strapazen, glücklich nach Wien, an den Kaiserhof, wo er Verwandte hatte und gute Aufnahme, wie freundliche Förderung seiner Interessen erwarten durfte.

Da er vorsichtig genug gewesen war, so viel Gold und Juwelen, als er und seine Getreusten nur fortbringen konnten, bei seiner Flucht mit sich zu führen, vermochte er auch an dem Kaiserhofe mit einem Glanze aufzutreten, welcher ihm in seinem Fortkommen nur förderlich sein konnte.

Das Glück, das ihm aus so großer Gefahr unverletzt hervorgehen ließ, blieb ihm auch hier zur Seite. Er bekam eine gute Stelle im kaiserlichen Heere, verheiratete seine Tochter glänzend, und gewann, selbst noch in den besten Jahren stehend, von imposanter Figur, kühnem, männlich schönem Aeußeren, dem sich der Ruf großer Tapferkeit beigesellte, die Hand einer reichen, vornehmen Erbin, die ihm, als letzte ihres Stammes, zugleich den durch des Kaisers Gnade auf ihn und alle erstgeborenen Söhne seines Stammes forterbenden Grafentitel einbrachte.

Die Belagerer seiner Burg hatten, da sie endlich merkten, daß die Burg wie ausgestorben sei, das Feuer gelöscht, so daß immerhin nur ein geringer Teil derselben den Flammen zum Opfer fiel.

Waren ihnen die Insassen entgangen, deren Fluchtweg, ungeachtet alles Suchens, so wenig zu entdecken war, daß man dieses rätselhafte Entschwinden sich nur durch Zauberei zu erklären vermochte, so wollte man sich wenigstens an den Schätzen schadlos halten, welche der Ritter sowohl, als seine noch viel ärger hausenden Vorfahren, in dem Inneren der Burg aufgespeichert haben mußten.

Allein, auch diese Hoffnung, welche jene am meisten hegten, die nie auch nur eine Stecknadel durch den Ritter ver-

loren hatten, sollte sich zu allgemeinem Ingrimm als eine trügerische erweisen.

Natürlich waren die guten Leute so klug, eine geheime Schatzkammer zu vermuten, sie suchten und suchten, fanden aber nicht das Geringste, und ließen es sich wenig träumen, wie scheinbar offen zu Tage der Eingang zu ihr vor ihnen lag.

Wütend über die Vergeblichkeit ihrer Hoffnungen, zerstörten die Städter alles bewegliche Eigentum der mit einem, für die damalige Zeit seltenen Luxus eingerichteten Burg, und schleppten mit sich, was irgend des Mitnehmens wert war.

Verödet lag das Schloß. Der Sturm sauste durch die hohen Gemächer. Regen und Schnee fanden ungehindert Eingang durch die zertrümmerten, nur noch aus dem Bleigitter, worinnen einst die Scheiben gehaftet, bestehenden Fenster. Fledermäuse hingen in Scharen an den Decken der Korridore und in allen dunklen Ecken. Käuzchen nisteten und schrieen in den öden Räumen, und ein Heer von Spinnen überzog mit ihren Kunstwerken die arg decimierten und zerfetzten Reste der oft recht kurios verzeichneten Bilder der Ritter und ihrer steifen Gemahlinnen im Ahnensaale. Das Raubzeug des Waldes fand hier vollkommene, selten gestörte Schlupfwinkel, und es ging die Sage, der Greifenstein sei ein beliebter Tummelplatz zahlloser Gespenster.

Niemand wagte sich hinein, das heißt, niemand von den ehrlichen Leuten.

Dagegen trieb jeweilig allerhand Gesindel hier sein lichtscheues Wesen, und fand diesen Schlupfwinkel zu angenehm, um nicht alles zu thun, um die Sage von dem Geisterspuk zu erhalten und weiter zu verbreiten. Es lag im Geiste der damaligen, den finstersten Aberglauben ergebenen Zeit, daß derartige Geschichten allezeit bereiten Glauben fanden, und die Ruine zu einem geflohenen, gefürchteten Orte machten.

Graf Chutbert sah die Heimat niemals wieder, noch betrat je ein Glied seiner Familie im Laufe von fast hundert Jahren die Wiege des am Kaiserhofe zu großem Ansehen gelangten Geschlechtes. —

Im Frühling des Jahres 1536 war es, als ein junger, etwa zweiundzwanzig Jahre zählender Reiter, in ritterlicher

Kleidung, von freiem, offnem, kühnem Aussehen und mit ein paar großen, leuchtenden, blauen Augen gar heiter und frisch in den sonnigen Tag hineinschauend, gefolgt von einem etwa ein Jahr älteren Manne, sein Roß durch den dichten Wald lenkte, der, je näher man der Ruine des Greifenstein kam, sich immer mehr zusammendrängte und einer undurchdringlichen Wildnis ähnlicher ward.

„Zum Teufel!“ rief der Jüngere endlich — „geht denn das so fort? Das Gewirr wird ja immer ärger! Das scheint mir ein verzauberter Wald zu sein! Gelt, Robert?“

„Kann sein, Chutbert —“ erwiderte dieser mit einer Vertraulichkeit, welche doch den Respekt nicht vermissen ließ. — „Es wäre übrigens gar keine üble Unterhaltung. Du und ich, wir würden mit dem Zauberer schon fertig werden und ihm deinen Schatz aus den Zähnen reißen.“

„Bah! mit deinem Schatze! er ist seit Wien dein drittes Wort! Je näher ich ihm aber komme, desto weniger glaube ich an seine Existenz. Richard wird wohl recht haben, und die ganze Geschichte mit dem Schatze nichts als ein Fiebertraum unseres Ahnherrn gewesen sein. Warum hat denn mein Vater selbst, so lange er lebte, keinen Wert darauf gelegt? Warum nie davon gesprochen? Weshalb hat er erst in seiner Todesstunde meiner Mutter Mitteilung davon gemacht, als sie um ihres Lieblingssohnes Armut und Abhängigkeit von Richard, dem Erben, jammernd ihn beschwor, meine Zukunft durch eine testamentarische Verfügung sicher zu stellen? —“

„Nun ja, ich weiß das wohl,“ erwiderte Robert — „glaube aber dennoch fest an die Existenz des Schatzes. Würde wohl dein Vater sonst von dem Grafen Richard die Abtretung des Stammsitzes und des dazu gehörigen Waldes an dich ausdrücklich gefordert haben?“

„Wer weiß! Vielleicht that er es nur, um meine Mutter durch die Vererbung dieses zwar großen, aber ziemlich wertlosen Besitzes auf mich zu beruhigen.“

„Pfui, Chutbert! wohin gerät deine Zweifelsucht?! Du zeihst ja damit deinen Vater in seiner Sterbestunde einer bewußten Täuschung, für die deine Mutter ihm mit so feuriger Beredtsamkeit gedankt, daß er so glänzend für dich gesorgt.“

„Wie du alles auf die Spitze stellst!" erwiderte ärgerlich der Junker. „Solch böser Gedanke befleckte meine Seele nicht. Es kann sein, daß mein Vater selbst an die Existenz des Schatzes geglaubt hat, und ihn irgend welche geheime Bestimmungen verhinderten, früher, als kurz vor dem Tode davon zu sprechen. Er wollte ja noch mehr sagen, als der Tod dazwischen tretend seine Lippen schloß. Aber dies ist mir noch kein Beweis, daß die ganze Geschichte mehr als ein Fiebertraum des ersten Grafen Greifenklau gewesen. Wäre der Schatz vorhanden, warum in aller Welt sollte man fast achtzig Jahre gewartet haben — denn so lange ist gerade Graf Chutbert tot — ihn zu heben?"

„Du ungläubiger Thomas!" rief Robert, sein Pferd anhaltend und so dem Junker den Weg versperrend, dabei nestelte er an seinem Wamse und zog ein Pergament hervor.

Dies seinem Herrn vor die Augen haltend, sprach er weiter: „Was ist denn das hier? Ist das auch eine Fiebervision? Diese zwar unbeholfene, aber ganz deutliche Zeichnung des Ahnensaales, mit dem sorgfältig ausgeführten Kamine, mit Datum und Jahreszahl seiner Flucht aus Greifenstein, ist das etwa auch die Ausgeburt eines schon halb im Jenseits befindlichen Geistes?"

„Nun nein — aber — warum hat Graf Chutbert dieser Zeichnung, bei jener Mitteilung auf dem Totenbette an meinen Großvater, gar nicht erwähnt? Weshalb wies er ihn nicht auf diesen Leitfaden hin, der das Suchen nach dem Schatze so außerordentlich leicht macht?"

„Er wird sie verloren geglaubt oder ihrer vergessen haben, was weiß ich, und — ah! da ist endlich der Greifenstein!" unterbrach sich jubelnd Robert, der während seiner letzten Worte sein Pferd wieder vorwärts getrieben hatte, und nun, da der Wald sich plötzlich öffnete und die letzte Steigung überwunden war, die Ruine vor sich sah.

Der Junker war ihm rasch gefolgt und spähte nun neugierig auf seinen neuen Besitz.

„Wahrlich, ein kostbares Eigentum! Viel versprechend, in der That!" spöttelte er — „just fast noch schlimmer als ich mir ihn gedacht. 's wird eine prächtige Residenz für den lustigen Freiherrn von Greifenklau werden, und wenn unsere schönen

Damen das Eulennest da sähen, würden sie sich wohl lange nicht mehr so viele Mühe geben, mich einzufangen. Es gelüstete wohl keiner, dort neben dem Junker Habenichts zu hausen."

„Wie du gleich bitter wirst, Chutbert!" versuchte Robert ihn zu besänftigen, während er beide Pferde, von denen sie inzwischen abgestiegen waren, an einen Baum band.

„Warte es doch erst ab, ehe du dich beklagst. Der Schatz —"

„Ach was, mit deinem Schatze!" war die ärgerliche Antwort und Chutbert streckte sich bequem im Moose aus, einen umgestürzten Baumriesen als Rücklehne benutzend. Den Freund an seine Seite winkend, sprach er weiter: „Laß uns denn annehmen, daß er wirklich vorhanden war. Glaubst du, daß er es noch ist? Wie mögen die Krämer damals nach ihrem zweifelhaften Siege die Burg durchwühlt haben, er wird ihnen schwerlich entgangen sein, und selbst, gesetzt, sie fanden ihn nicht, wie mein Urahne behauptete; bedenke doch nur, wie viel heimatloses Gesindel, wie viel Räuber und Mörder mögen in dem Säculum, das fast seitdem verflossen, sich hier in dieser thür- und fensterlosen Ruine eingenistet haben. Da anzunehmen, der Schatz könne noch vorhanden sein, dazu gehört mehr Gläubigkeit, als ich in mir aufzufinden weiß. Uebrigens ist mir auch die Abhängigkeit von Richard, welche die Mutter so beklagt, gar nicht so zuwider. Er ist ein guter Kerl, hat allzeit eine offene Hand für mich, und wenn er auch manchmal schilt und brummt und mir lange Moralpredigten hält, was schadet mir das? Im Gegenteil, ich würde wohl manchmal noch tollere Streiche machen, wenn mich nicht der Gedanke, was mein weiser Bruder dazu sagen würde, noch im letzten Augenblicke zur Ueberlegung und somit zur Umkehr veranlaßte."

„Ja — das ist schon wahr und das sieht Frau Adelheid wohl auch ein, aber — sie meint, es sei doch eigentlich demütigend, daß du als zweiter Sohn, der ohnehin schon nur den Freiherrntitel hat, obgleich so gut wie Richard ein Grafensohn, auch noch so ganz und gar mit der Begründung deiner Zukunft von dem Erben abhängig bist."

„Hm! besser wäre es freilich — nein, nur angenehmer für mich, hätte ich eigene Einkünfte — aber — wie lange sie

ausreichen würden, hätte ich freie Verfügung darüber, das —" hier strich er sich mit sorglosem Lachen durch die lange, blonde Mähne seines reichen Haares, das bis auf die Schultern seines violetten Tuchwamses herabfiel — „ist eine andere Sache und freilich fraglich genug. Da es nun aber einmal nicht der Fall ist, und nach den Familiensatzungen auch nicht anders sein kann, so lasse ich mir keine grauen Haare darum wachsen. Uebrigens habe ich noch nichts von Demütigung empfunden, wenn ich Richards Gold beanspruchte und nahm. Er ist mein Bruder, es ist seine Pflicht, für mich zu sorgen, seine Hilfe zu beanspruchen, mein Recht; wäre ich an seinem, er an meinem Platze, ich würde mit eben so offener Hand ihm spenden, was er braucht. Du, mein lieber Kindheitsgefährte und Freund, bist zwar vor der Welt nur mein Diener, haben wir aber etwa nicht auch alles gemeinschaftlich? Sträube ich mich je, von dir anzunehmen, was mir gerade fehlt, und ist nicht alles, was ich besitze, auch dein? Meine Zukunft werde ich mir, davon sei überzeugt, mit eigener Hand begründen. Ich fühle dazu den Mut und die Kraft in mir, werde aber bis dahin ohne Skrupel von Richard nehmen, was ich bedarf."

Robert blickte eine Weile schweigend vor sich hin. Dann aber sagte er:

„Ich dächte, es wäre nun hohe Zeit, uns endlich dein Besitztum näher zu betrachten und uns nach dem verheißenen Schatze umzusehen. Die Sonne hat längst begonnen, ihre Bahn zu neigen, und lange vor ihrem Untergange wird hier Dämmerung herrschen."

„Ach, ich weiß nicht," erwiderte der Junker, ohne seinen Platz zu verlassen, und betrachtete die Burgruine mit einem Blicke zweifelnder Unsicherheit. — „Ich kehrte am liebsten um, ohne das alte Nest da zu betreten. Ich fühle, seit ich hier bin, einen förmlichen Widerwillen dagegen; mir ist, als warte dort etwas Großes, Ungeheueres auf mich, das, sei es zum Glück oder Unglück, meinem Leben eine völlig andere Richtung geben werde. Hätte mir Richard nicht schon in der Kindheit das feige Gefühl der Furcht gänzlich ausgetrieben, ich würde glauben, ich sei die Memme, mich vor jenem Eulenneste zu fürchten."

Kopfschüttelnd betrachtete Robert den Freund. Solche Sensibilität war doch sonst nicht seine Sache. Tollkühn bis zum Extrem, hatte das Wort Gefahr stets den größten Reiz für ihn, und verlockte ihn bisweilen zu den unsinnigsten Wagnissen, vor denen die beherztesten Männer zurückgewichen wären, wenn nicht gerade ihre Pflicht sie hineintrieb; er hingegen bestand derlei Fährlichkeiten geradezu zum Vergnügen und hatte, das mußte man gestehen, auch immer fabelhaftes Glück dabei.

Diesen furchtlosen Mann jetzt so eigentümlich zaghaft zu sehen, war eine Wahrnehmung, die den treuen Robert ernstlich zu beunruhigen begann.

Doch ließ er sich nichts merken, sondern sagte leichthin: „Nun, auch gut, wie du willst. Du kannst ja hier bleiben, ich werde allein die Untersuchung anstellen. Sollte ich Hilfe brauchen, so hole ich dich.“

---

8. Der geheimnisvolle Ton.

Robert trat zu seinem Pferde und zog aus dem Mantelsacke eine Laterne und ein Paket mit Werkzeugen hervor, worauf er sich anschickte, den Schloßhof zu betreten.

Aber schon war der Junker an seiner Seite und rief: „Du bist wohl toll, Robert, daß du so ohne alle Vorsicht dich vorwärts wagen willst, und noch dazu allein?! Jetzt bist du der Unbesonnene! Muß ich, der Tollkopf, wie ihr mich betitelt, dich, den Weisen, Vorsichtigen an die Klugheit mahnen? Dachtest du wirklich, ich werde um der albernen Gedanken willen, wie ein Weib, vor dem zurückweichen, was ich mir einmal vorgenommen? Mag doch da drinnen der Teufel und seine Großmutter auf mich warten. Ich bin hier, habe meiner Mutter versprochen, den vertrakten Schatz an Ort und Stelle zu suchen — d'rum vorwärts — jetzt kann es losgehen!“

Er reichte dem Freunde dessen Pistolen, die er, samt den seinen, aus den Halftern geholt, und Seite an Seite betraten die Freunde den Burghof, ihre spähenden Blicke überall voraussendend.

Der Burghof, ein weiter, halbrunder Raum, zeigte sich von einer wilden Vegetation überwuchert, die sich, in üppigster Fülle der verschiedenartigsten Kräuter und Waldblumen, überall zwischen den von ihren Plätzen gewichenen, vom Wetter herausgewaschenen, zerbröckelnden Steinen hervordrängte, hier und da von den noch schwanken, aber doch schon ziemlich kräftigen Stämmchen irgend eines jungen Baumes überragt.

Junge bis zu den Boden hinab belaubte Buchen und zarte Birken waren darunter am häufigsten vertreten.

Eine Wolke von Insekten, von den Tritten der jungen Männer aus ihrer Ruhe emporgeschreckt, schwirrte vor ihnen auf. Hier und da huschte das kleine Getier des Waldes, schlüpften Schlangen und Eidechsen über den Weg der Freunde, sich eilig in irgend ein Loch verkriechend. Aus dem dichtbelaubten Buchengebüsch schimpften eine Anzahl Sperlinge über diesen unerhörten Einbruch in ihr bisher unbestrittenes Reich, schmetterten ein paar Finken, freundlicher gesinnt als ihre Brüder, die Proletarier der Vogelwelt, ihnen einen hellen Gruß entgegen.

Weit offen gähnte das thorlose Portal der Burg, die in einem Gemisch von gotisch-romanischem Stil erbaut, jedenfalls einst ein schönes, imposantes Bauwerk gewesen, das noch jetzt, in seinem Verfalle, einen großen Eindruck auf den Beschauer nicht verfehlte.

Der halb eingestürzte Wartturm zeigte seine Wendeltreppe, auf deren zum Teil noch wohlerhaltenen Stufen das Moos wucherte, gelber Ginster blühte und die blaue Campanulla ihre zarten Glöckchen im leisen Abendwinde schwingen ließ. Oben zwischen den Steinen der Plattform, wo einst der Wächter die herannahenden Gäste oder die Wagen der Kaufleute mit seinem Horn dem Gebieter signalisierte, sproßte innig vereint ein Schwesternpaar des Waldes, eine Hängebirke und ein Lärchenbaum empor, und verschlang sich gegeneinander neigend das zierliche Laub und die zarten Nadeln ihrer schwankenden Zweige bei jedem stärkeren Windhauche zu zärtlicher Umarmung.

An den kolossalen, mit zierlichster Steinarbeit geschmückten Mauern, den schlanken Fenstersäulen, die sich oben zu den Spitzbogen in reichster Kuppelung vereinten, kletterte der Epheu,

mit wildem Weine und wildem Hopfen vermischt, empor, und fiel in langen Ranken, einen grünen Schleier bildend, vor den kahlen Fensteröffnungen nieder.

Die jungen Männer konnten sich dem romantischen Zauber des Ortes nicht entziehen, obgleich die Männer jener Zeit im allgemeinen wenig empfänglich für derartige Eindrücke waren.

Chutbert gab seinem Empfinden Worte, indem er zu Robert sagte: „Das ist ein Ort, wo Frau Aventiure selbst wohnen könnte.“

Robert nickte verständnisvoll, legte aber, Schweigen gebietend, den Finger auf die Lippen, denn sie waren in einen Korridor eingetreten, dessen Tiefe fast ganz dunkel vor ihnen lag, und dessen Beschaffenheit die ganze Aufmerksamkeit der Vorwärtsschreitenden forderte.

Auch hier lag Steingeröll verstreut, und ein vorsichtiges Prüfen jedes Schrittes war unerläßlich, wenn sie sich vor Schaden bewahren wollten.

Hatte überdies die Ruine Bewohner, so war es gefährlich, ihre Aufmerksamkeit durch eine Unterhaltung zu erwecken, denn es wäre jenen ein Leichtes gewesen, sie hier aus dem Dunkel heraus zu überfallen, da ihre Gestalten sich deutlich auf dem hellen Hintergrunde der Halle abzeichnen mußten, während ihr Blick das vor ihnen liegende Dunkel nicht drei Schritte weit zu durchdringen vermochte.

Zwar hatte Robert seine Laterne vorsichtig schon vor dem Betreten der Ruine angezündet, doch wagte er sie nicht zu öffnen, einmal, weil ihr Licht die Aufmerksamkeit etwaiger Bewohner der Ruine augenblicklich auf sie lenken mußte, und dann, weil leises Fiepen und Schwirren ihm andeutete, daß zahlreiche Fledermäuse hier nisteten, und ihnen beim Oeffnen der Laterne in dem engen Gange wie rasend um die Köpfe schwirren würden.

Endlich lichtete sich der Gang ein wenig. Eine Thür zur Seite, oder vielmehr die Oeffnung, in welcher jene einst befindlich gewesen, war es, welche das geringe Licht einströmen ließ.

Es war ein enges, längliches Gemach, aus dem man in eine Reihe von vier weiteren größeren Räumen gelangte. Die

oberen Gemächer waren samt dem Ahnensaale zum größten Teile in ihren Mauern völlig unverletzt.

Der Ahnensaal war ein hoher, mehr tiefer als breiter Raum. Trotz der drei ziemlich großen, gekoppelten Spitzbogenfenster herrschte hier eine grüne Dämmerung, von dem dichten Rankengewirr verursacht, welches sich in die Reste des Bleigitters, worinnen ehemals die zahlreichen, kleinen, runden Fensterscheiben befindlich gewesen, eingeklemmt und festgeschlungen hatte, so vor den Fenstern einen undurchdringlichen Vorhang bildend.

Trotz der Dämmerung konnte man erkennen, daß der Saal, gleich allen Räumen, die man durchschritten, völlig leer war.

Er machte einen sehr düsteren Eindruck mit seinen rauchgeschwärzten Wänden, von denen man die Eichenpanele, welche sie einst über Manneshöhe rings umgaben, abgerissen hatte. In großen, in der Wand eingelassenen, geschwärzten Rahmen hingen hier und da, in Fetzen zerrissen, die Bilder der Ahnen, doch war es bereits zu dunkel, um in dieser Höhe vom Fußboden etwas Genaueres zu erkennen.

„Dort ist der Kamin," flüsterte Robert, „jetzt werden wir sehen, ob dein Zweifel oder mein Glaube Recht behält." Damit wollte er dem Kamine zuschreiten.

Doch Cuthbert hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu: „Noch nicht, Robert, erst laß uns die Ruine weiter untersuchen, ob es sicher, und wir wirklich die einzigen menschlichen Insassen sind. Finden wir es so, dann holen wir unsere Pferde. Ich traue dem Wetter nicht für die Nacht. Die Tiere müssen ein Obdach haben. Wir haben da unten ja die Wahl. Oeffne die Laterne, und laß uns sehen, wohin jene beiden Thüröffnungen dort führen."

Robert fand diese Anordnungen seines Freundes zu vernünftig, um nicht im Augenblick mit ihnen einverstanden zu sein.

Vorsichtig, die Waffen zur Hand, setzten sie, beim hellen Lichte der Laterne, ihre Untersuchung fort.

Nirgend trafen sie auf ein Anzeichen von der unmittelbaren Nähe eines Menschen, obschon hier und da verstreute Strohreste, abgenagte Wildknochen und einige Lumpen anzudeuten schienen, daß Menschen hier gerastet und Mahl ge-

halten hatten, doch mußte dies bereits vor längerer Zeit geschehen sein, denn eine dichte Staubschicht bedeckte alles.

Das eine der neben dem Saale gelegenen, ziemlich großen, öden Gemächer, bewahrte noch den Rest eines Ladens, der von innen vor das vergitterte Fenster gelegt werden konnte. Auch fand es sich, daß die in den Saal führende Thür noch unversehrt in ihren Angeln vorhanden war.

„Schade, daß dies Gemach keinen anderen Ausgang hat,“ bemerkte Robert — „es wäre eine so prächtige Zuflucht, für den Fall, daß wir etwa unliebsamen Besuch bekämen!“

„Na, wenn du weiter nichts wünschest, Robert, so siehe, hier ist der Ausgang für uns wie bestellt,“ erwiderte Chutbert, neben dem Kamine eine schmale, niedere Thür öffnend, in die man nur gebückt eintreten konnte und die auf einen ebenso schmalen, finsteren Korridor mündete.

„Das ist ja prächtig!“ rief Robert, „laß uns sofort untersuchen, wohin dieser Gang führt.“

Mit vorsichtig vorgehaltener Laterne betraten die jungen Männer den Gang, der, fast so niedrig wie die Thür, sie zu fortwährendem Bücken ihrer großen Figuren nötigte, und so schmal war, daß er kaum Raum für eine Person bot, die, wenn sie nur einigermaßen von stärkerer Leibesbeschaffenheit gewesen, als unsere schlanken, jungen Freunde, mit beiden Schultern die Mauern berührt haben würde. Der Fußboden schien mit Sand oder Erde bedeckt, oder auch so dicht mit Moder überzogen zu sein, daß er dem Fuße eine weiche Fläche bot, auf welcher die Schritte nicht hörbar wurden. Der Fußboden senkte sich sanft abwärts, und eine dumpfe Moderluft erschwerte das Atmen, die Lampe in der Laterne brannte mit trüber Flamme.

Plötzlich blieb der voranschreitende Robert stehen und schloß hastig die Laterne, sie vorsichtig noch mit der Hand schützend, damit der Schimmer ihres Luftloches sie nicht verrate.

Tiefste, förmlich greifbare Dunkelheit umgab sie.

„Was ist?“ flüsterte Chutbert, dicht am Ohre Roberts — „sahest du etwas?“

„Nein. Aber ich hörte — still! da ist es wieder,“ flüsterte dieser zurück.

Lauschend standen beide regungslos.

Aus weiter Ferne, oder vielmehr aus der Tiefe zu ihren Füßen kam ein leiser, geheimnisvoller, langgezogener, melodischer Ton, dem eine Reihe anderer Töne sich anschloß, bald anschwellend, bald verhallend.

War es Gesang — war es ein Saiteninstrument, etwa eine Laute? —

Keiner der beiden wußte es zu sagen. In diesem Momente schien das eine oder das andere ihnen glaublich, um in dem nächsten verworfen zu werden.

So aufgeklärt für ihre Zeit die jungen Männer auch waren, sie vermochten sich doch im Augenblicke eines geheimen Grauens nicht zu erwehren. Denn diese geheimnisvollen Töne hatten etwas so Ueberirdisches, Geisterhaftes, schienen bald dicht neben ihnen, bald aus weiter Ferne, aus unabsehbarer Tiefe zu ihnen emporzusteigen, daß ihnen absolut keine natürliche Erklärung dafür einfallen wollte.

Mit einem schrillen Mißtone, der scheinbar geradezu zwischen ihnen erscholl, so daß beide auseinander prallten, brach die Geistermusik plötzlich ab.

„Sollten wir nicht besser umkehren, Chutbert?“ flüsterte Robert mit heiserer, zitternder Stimme, dem Freunde damit verratend, welch beängstigenden Eindruck er von jenen unerklärlichen Tönen empfangen.

„Dummes Zeug!“ raunter dieser, sich mutiger stellend, als er sich im Augenblicke gerade fühlte. „Vorwärts mit Gott! ist mein Wappenspruch. Sind es Geister, was können sie uns anhaben? Wir sind beide gute Christen. Sind es Menschen, wie wir, so will ich sie sehen, und, will es Gott, aus meinem Eigentum vertreiben, wenn sie in böser Absicht sich hier verbergen.“

Ohne ein Wort der Erwiderung gehorchte Robert, öffnete seine Laterne wieder und schritt vorwärts. Er wäre ebenso gehorsam gewesen, wenn er auch gewiß gewußt, sein Pfad führe geraden Weges ins Verderben. Wo Chutbert hin wollte, da mußte er an seiner Seite sein, da gab es keine Frage, kein Bedenken mehr für seine Treue.

Während aber Robert vorsichtig den sich immer stärker neigenden Boden beleuchtete, durchspähte Chutbert, der eine Hand auf des Freundes Schulter gelegt, ihm vorgebeugt über diese schaute, mit seinen leuchtenden Augen, denen die Schärfe des Falkenblickes eigen war, das vor ihnen liegende Dunkel, das sich in der Ferne endlich zu einem leichten Dämmerlicht erhellte. Nach wenig Schritten wuchs die Dämmerung, sie erhellte sich mehr und mehr. Der Gang schien direkt ins Freie zu führen.

Robert schloß die Laterne als unnütz, denn der Weg war ohne ihr Licht vollkommen sichtbar geworden.

Noch einige Schritte und sie standen am Ende des Ganges. Der Ausgang war ein viereckiger Raum, dicht am Fußboden bildete er eine Art von Stollen, durch den man nur kriechend hinaus gelangen konnte.

Robert kroch voran, und fand, daß der Ausgang durch ein Gitter von starken Eisenstäben versperrt war. Nach einigem Suchen fand sich der Riegel, der es von innen versperrte. Robert zog ihn, der wunderbar leicht ging, zurück, und fand sich jenseits des Gitters, mitten in dem mannshohen Kamin einer Halle, die grell von dem letzten Lichte des scheidenden Tages erleuchtet war. Chutbert folgte ihm rasch.

Die Halle war viel kleiner, als die des Eingangs, und wie die wohlerhaltene Decke und der obere Teil der Wände bewiesen, viel reicher mit Stuck verziert gewesen als jene. Auch hier waren die Eichenpanele von den Wänden gerissen und alles zerstört, was sich irgend erreichen ließ.

Die Halle öffnete sich auf einen kleinen Hof, an den sich der Garten anschloß, das heißt, der Ort, welcher einstmals ein Garten gewesen, jetzt aber eine Blumenwildnis geworden war.

In diesem Burghofe, der von drei Seiten von dem Gebäude selbst umschlossen war, fand sich ein Stall vor, an dem freilich nichts mehr an die frühere Bestimmung erinnerte, als die eisernen Ringe in den Wänden und die steinernen Krippen. Wie überall in der ganzen Burg war alles, was von Holz war, fortgeschleppt, oder vielleicht auch von den gelegentlichen Besuchern der Ruine als Brennholz verfeuert worden.

Da man aus diesem inneren Hofe durch einen Verbindungsgang leicht in den großen Burghof gelangen konnte, so waren die beiden Pferde bald unter Dach gebracht, und ließen sich, nachdem man sie getränkt — wozu ein Brunnen im Hofe, dessen eiserner Eimer arg vom Rost zerfressen, aber doch noch brauchbar war, das Wasser lieferte — das mitgeführte Futter vortrefflich schmecken.

---

9. Die Erscheinung.

Junker Chutbert schien recht zu behalten. Der vorher in so leuchtender Klarheit und durchsichtiger Bläue strahlende Himmel war von einer im Osten aufgestiegenen Wolkenwand, die unaufhaltsam der sinkenden Sonne nach sich in Bewegung gesetzt hatte, mit einem anfangs nur leichten, aber von Minute zu Minute dichter werdenden grauen Schleier überzogen worden, der im Westen, wo die Sonne vor wenig Minuten erst in ihr Wolkenbett hinabgesunken war, in langgestreckten Streifen jenes schmutzig-gelbliche Rot und grünliche Schwefelgelb zeigte, das fast immer auf ein nahe bevorstehendes Unwetter deutet.

Die Finsternis brach schnell herein.

Der Schleier am Himmel schien sich zu einem schwarzen Bahrtuche zu verdichten.

„Wir werden eine Nacht haben, die für unser Vorhaben wie geschaffen ist," bemerkte Robert, neben Chutbert tretend, der mit übereinander geschlagenen Armen in der Thüröffnung des Stalles lehnte und mit finsterem Blicke hinaus in die Gartenwildnis schaute, die mit ihrer Oede und Verlassenheit dennoch einen geheimen Zauber auf ihn ausübte.

„Mag sein," erwiderte er. — „Was weiter? Gesetzt, wir finden wirklich den Schatz? Wird sein Besitz mich besser, fröhlicher, glücklicher machen? Was ist das Leben überhaupt? Wozu dies rastlose Ringen und Streben nach Reichtum und Ehre? Wozu dies Jagen nach Lust und Vergnügen? Mir ist, als wäre das Leben des Lebens kaum wert, und —"

„Gott bewahre mich! Chutbert, du schwärmst! Ich erkenne dich kaum mehr wieder!" rief Robert förmlich erschrocken ob solcher im Munde seines lebenslustigen Freundes ganz unerhörten

Reden. „I, da hole doch der — ja so —“ unterbrach er sich und blickte sich furchtsam dabei um, — „'s wird wohl besser sein, seine höllische Majestät hier nicht zu nennen.“

Was er mit seiner unendlich komischen Grimasse dabei beabsichtigt hatte, geschah, Chutbert brach in ein, zwar durch Vorsicht gedämpftes, aber überaus fröhliches Lachen aus. Der unheimliche Zauber war gebrochen, die melancholischen Gedanken entflohen wie Nachtgevögel vor den Strahlen der Sonne.

„Na, Gott sei Dank! du kannst noch lachen, Chutbert! Wie du mich erschreckt hast! Freilich ist es hier kirchhoföde, aber deshalb brauchen dir doch solche dumme Gedanken nicht zu kommen. Denke lieber daran, wie du, im Besitze des Schatzes, hier mit dem Zauberstabe klingenden Goldes, neues Leben inmitten dieser Grabesöde entstehen lassen wirst. Ich sehe diese glückliche Veränderung schon vor mir. Sehe das Schloß neu erstanden — wohnlich, ja glänzend eingerichtet. Die Halle ist mit Dienerschaft gefüllt, dieser Stall voll edler Pferde. Die Wildnis dort ist gelichtet und nach allen Regeln der Gartenkunst in Rabatten eingeteilt, mit schönen, duftenden Blumen gefüllt; mit gelbem Sand bestreute Wege, zierlich mit Buchsbaum eingefaßt, durchschneiden ihn nach allen Richtungen in zahlreichen Windungen, und dort, wo das Terrain sich hebt, steht ein Lusthäuschen, zur Ruhe einladend und einen schönen Ausblick, über die neu aufgerichtete Mauer, in den stillen Wald gestattend. Hier im Hofe, wo jetzt das hohe Gras wuchert, treiben sich, auf dem wieder getäfelten Boden, deine kleinen Buben mit ein paar Hunden umher, während droben auf dem Söller da deine schöne Burgfrau steht und spähenden Blickes nach dem Walde hinüberschaut, deine Heimkehr erwartend. Da erblickt ihr sehnend Auge den Geliebten, und mit wehendem Schleier —“

Hier verstummte, wie abgeschnitten, urplötzlich das fröhliche Geplauder.

Lächelnd wendete sich Chutbert dem Freunde zu, um ihm mit einem Scherzworte zur Fortsetzung seiner Phantasie aufzufordern. Er erschrak heftig, denn der Freund stand wie eine lebendige Statue tödlichen Schreckens neben ihm. Totenbleich, die Augen weit aufgerissen, deren Pupillen unnatürlich

erweitert hervortraten, starrte er auf das Fenster neben dem Söller, von dem er soeben gesprochen. Chutbert folgte der Richtung seiner entsetzten Blicke, konnte aber nirgends etwas entdecken, was ihm des Freundes Schrecken zu erklären vermochte.

„Was ist dir, Robert? Was hast du?" fragte er hastig — „du siehst ja aus, als hättest du den Teufel, den du vorher nicht nennen wolltest, da oben in Person gesehen."

Robert strich sich, tief aufatmend, mit der Hand über die mit kaltem Schweiße bedeckte Stirn, und ohne den Blick von jenem Fenster abzuwenden, erwiderte er mit einer Stimme, in welcher noch der Nachhall eines furchtbaren Schreckens zitterte. „Den Teufel wohl nicht, aber — einen Geist."

„Unsinn! Komm zu dir, Robert, du träumst mit offenen Augen, das ist sicher!" und Chutbert ergriff des Freundes Arm, ihn schüttelnd.

Jetzt endlich wendete Robert den Blick von dem Fenster ab und erwiderte mit furchtbarem Ernste: „Nein, ich träumte nicht. So deutlich, wie ich dich hier vor mir sehe, sah ich dort am Fenster, neben dem Söller, plötzlich, wie hingeweht, eine weiße Gestalt erscheinen."

„Na, wenn du es mit solcher Miene versicherst, muß ich es wohl glauben. Aber — braucht es denn gerade ein Geist gewesen zu sein? Wie sah die Gestalt aus? War sie Mann oder Frau? Ich würde entschieden das letztere vorziehen, vorausgesetzt, daß sie jung und selbstverständlich schön ist."

„Scherze nicht, Chutbert, mit so ernsten Dingen —" erwiderte Robert bereits gefaßter. „Wie sie aussah, kann ich nicht sagen, denn ich sah von dem Gesicht nichts als ein paar dunkle Augen, die aus weißen Schleiern, oder, was weiß ich — Leichentüchern heraus, zum Himmel empor gewendet waren. Von Entsetzen über den unerwarteten Anblick gepackt, schrak mein Blick nur um das Zehnteil einer Sekunde zurück; als ich wieder hinsah, war sie verschwunden."

„Nun, da hast du es! du wirst dich getäuscht haben. Wir können ja uns kaum noch sehen, und da oben, wo noch dazu der Schatten des großen Turmes hinfällt, ist es noch finsterer. Gewiß, mein lieber Robert, du hast dich getäuscht."

„Nein, das habe ich nicht. — Ich sah sie deutlich — aber — du hast dennoch recht. Ich war ein Narr mit meinem Schrecken. Kann es denn nicht irgend ein Mensch gewesen sein, dem es sehr ungelegen ist, daß wir ihn in seinem Besitztum hier, dessen er sich vielleicht gänzlich sicher geglaubt, zu stören kommen und der, um uns durch Schrecken wieder zu vertreiben, sich das Vergnügen macht, den Geist zu spielen?"

„So, das laß ich mir gefallen, alter Junge, jetzt bist du wieder du selbst!" rief Chutbert erfreut. „Dies alte Raubnest ist bei alledem ein ganz vertrackter Ort. Mich macht es zum Schwärmer über den Unwert dieses lieben, lustigen Lebens, und dich gar zum Geisterseher. Ein guter Anfang, wahrlich!"

Während er so mit gedämpfter Stimme zu Robert sprach, waren beide bereits in die Halle eingetreten und näherten sich der dem Kamine gegenüber liegenden Seitenthür, die sie, wie vermutet, zu einem Korridor führte, an dessen Ende eine steinerne, überaus wohlerhaltene Wendeltreppe in die oberen Räume hinaufführte.

Dieser hintere Teil der Burg war sicher die Wohnung der Frauen gewesen.

Die Gemächer waren kleiner und überaus reich mit Stuck geschmückt, in zweien waren sogar zum Teil wohlerhaltene, zum anderen arg von Wind und Wetter, besonders in der Nähe der Fenster, mitgenommene alte Freskomalereien vorhanden. Ein für die Zeit, wo sie entstanden sein mochten, überaus kostbarer und für solch einfache Ritterburg wohl noch seltenerer Schmuck.

Im übrigen herrschte in diesem Teile der Burg dieselbe Oede und Zerstörung wie überall. Nirgends gab es die Spur eines Menschen, dafür aber Staub, Moder, Spinnweben überall.

Hiervon machte das Gemach mit dem Söller, neben dem auf jeder Seite zwei ziemlich große Fenster sich befanden, durchaus keine Ausnahme.

Der einzige Unterschied gegen die anderen Gemächer und Säle war der, daß es sich staubfreier als diese erwies, was aber keineswegs der ordnenden Menschenhand, sondern nur dem Winde zu danken zu sein schien.

Mit demselben Resultate, wie unten, wurden auch noch

die Räumlichkeiten der zweiten Etage durchsucht. Oede und Einsamkeit überall. Fled mäuse, Käuzchen, Spinnen, Mäuse und ein He r von Kellerwürmern die einzigen Bewohner.

Ueber all den Untersuchungen war es natürlich längst Nacht geworden, und unsere Freunde schickten sich endlich an, nachdem sie durch einige mitgebrachte Nahrung die ungestümen Forderungen des über höhere Interessen nur zu lange vernachlässigten Magens befriedigt hatten, die Aufsuchung des Schatzes zu beginnen.

Sie betraten den mannshohen, weit vorspringenden Kamin des Ahnensaales, und es gelang ihnen, die Hinterwand der Feuerstelle, welche mit einer dichten Rauch- und Rußkruste bedeckt und überzogen war, nach jener Zeichnung auf einer bestimmten Stelle zu öffnen. Die Steinplatte bewegte sich leichter, als man ihrer Größe und Schwere nach hätte erwarten sollen, auf ihren unsichtbaren Zapfen zur Seite und gab eine eiserne Thüre, welche sich dahinter befand, frei.

Schwer atmend von der Anstrengung hielten beide inne, und Robert fragte triumphierend: „Na, du Zweifler! was sagst du nun? Ist die Thüre da ein Fiebertraum?"

„O! juble nur nicht zu früh," erwiderte Chutbert lachend. — „Was dahinter steckt, das ist die Hauptsache. Dann wollen wir weiter reden, wenn wir es wissen." Und er strengte sich an, die Fed an der bezeichneten Stelle durch ein Stemmeisen in Bewegung zu setzen.

Vergebens, die Feder wich und wankte, der Mechanismus spielte nicht.

Jeder der jungen Männer nahm seine Laterne und untersuchte eine Seite der Thür. Es war durchaus kein anderer Punkt bemerkbar, als jener auf der Zeichnung angegebene, mit dem der äußeren Steinplatte korrespondierende, wo die Thür sich öffnen konnte.

Beide vereinten nun ihre Kräfte, sie drückten und schoben — alles umsonst.

Draußen begann der Sturm des ausbrechenden Gewitters zu toben. Dumpf grollte der Donner in der Ferne, das Wetterleuchten warf zuweilen einen fahlen Schein in den Saal, und hier und da tauchte gespenstisch ein augenloses Gesicht aus dem Dunkel der Wände auf.

Es waren die wenigen, noch einigermaßen erhaltenen Ahnenbilder, die aus ihren Rahmen heraus den vergeblichen Anstrengungen ihres Urenkels zugesehen haben würden, hätte nicht Vandalenhand ihnen die Augen geraubt.

Endlich kam Robert auf den Einfall, von dem in einer lederbezogenen Flasche mitgeführten, zur Speisung der Lampen in den Laternen bestimmten Oele einige Tropfen in die Vertiefung zu gießen und dies vermittelst eines mit Oel reichlich getränkten Zeugfetzens, so gut es gehen wollte, hineinzureiben.

Als dies geschehen war, wurde das Eisen nochmals eingestemmt, und abermals machten sich beide mit all ihren Kräften ans Werk und — als draußen ein greller Blitz, die schwarze Wolkendecke des Himmels zerreißend, den ganzen Saal mit Feuer anzufüllen schien, während der unmittelbar darauf folgende ungeheure Donnerschlag die Burg bis in ihre Grundfesten erzittern ließ, und gleichzeitig ein Donnergepolter stürzender Steine den Einsturz irgend eines Teiles des zerstörten linken Flügels verkündete — stürzten auch unsere Freunde, wie vom Blitze darniedergeschmettert, durch die mit rapider Gewalt plötzlich aufspringende Thür aus dem Gleichgewicht gebracht, zu Boden.

Doch waren sie keineswegs verletzt.

Lachend richtete sich Chutbert zuerst empor und unterstützte den noch mehr als er erschrockenen Freund beim Aufstehen. „Das nenne ich mit der Thür ins Haus fallen!“ — rief er lustig mit seiner vollen Stimme. Damit ergriff er eine Laterne und leuchtete in dem Raume umher, in den sie mit der weichenden Thüre geradezu hineingefallen waren.

„Alle Wetter! Sieh’ doch, Robert, da können wir uns freilich gratulieren, daß die Weisheit des Baumeisters, welcher diesen geheimnisvollen Ort anlegte, vielleicht die Möglichkeit solchen Falles berechnend, diese Treppe da nicht näher hinter der Thür anbringen ließ. Wären wir beide da hinabgefallen, so möchte es nicht so glatt abgegangen sein, ich glaube, wir vergäßen eine Weile das Aufstehen. Wie?“

„Ja, ganz besonders ich, denn da ich zu unterst lag, hätte ich auch zuerst mit den Stufen da Bekanntschaft gemacht. Du lagst schon weicher.“

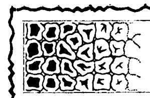
Beide lachten.

„Was willst du denn machen, Robert? — Laß doch den Stein offen. Wir können am Ende nicht wieder hinaus und müssen in dem Loche da unten und auf dem Schatze, dessen Existenz mir jetzt schon wahrscheinlicher vorkommt, elendiglich verhungern.“

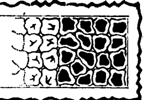
„Sei außer Sorge, der Mechanismus spielt, wie ich mich überzeugt habe, ganz vorzüglich auch von dieser Seite. Die Vorsicht ist nötig. Denn wir können zwar mit einiger Bestimmtheit annehmen, daß wir, von jener unerklärbaren Erscheinung abgesehen, die einzigen menschlichen Bewohner der Burg sind, aber ob das draußen tobende Unwetter nicht vielleicht irgend einen verirrten Wanderer hierher treiben mag, können wir nicht wissen. Von anderem lichtscheuen Gesindel, das möglicherweise hier seinen bestimmten Unterschlupf hält, noch gar nicht zu reden. Deshalb“ — er zog die sich geräuschlos bewegende Steinplatte mittelst eines zu diesem Zwecke innen angebrachten Eisenringes an sich, und die Feder schnappte hörbar ein — „wollen wir uns und unser Geheimnis sichern. Daß wir bei der Rückkehr nicht etwa irgend welchen Anwesenden im Saale geradezu in die Hände laufen, dafür hat dein kluger Vorfahr, oder wer sonst diesen Schlupfwinkel für die Zeiten der Gefahr angelegt haben mag, nach Möglichkeit gesorgt, denn sieh' — hier ist eine Klappe, die sich — — mit einiger Mühe zwar, wie es scheint —“ er stemmte den Knauf seines Dolches dagegen, schob und stieß daran herum, bis sie wich — — „aber doch endlich beiseite schieben läßt und wie ich nicht zweifle“ — er legte das Auge an eine darunter verborgene, etwa dublonengroße Oeffnung — „richtig einen freien Blick auf den Saal giebt, und uns sonach in den Stand setzt, vorher das Terrain zu beobachten, ehe wir diesen geheimen Ort verlassen.“

(Fortsetzung folgt.)





Deutsche Dichtergrüße.



Verrat.

Alexander Kaufmann.

Die Wasserlilie kichert leis:
„Ich muß euch ein Ding verraten,
Ich muß euch verraten, was gestern nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

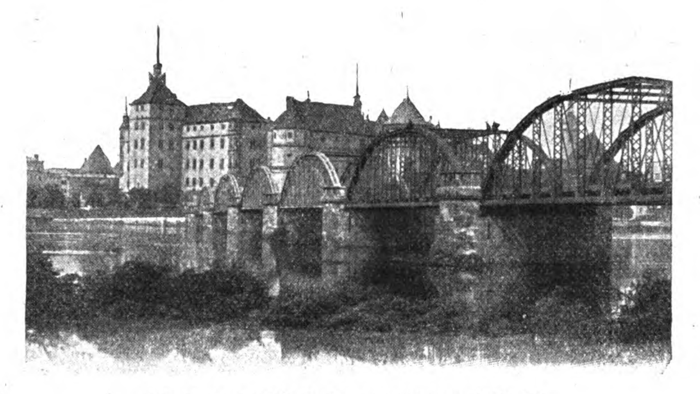
Die kamen mit Vetter- und Basenschaft
Den Strom hinunter geglitten,
Die saßen, weil Lauscher im Boot, ganz still,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand ins Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu fühlen,
Er wollte zur selben Zeit einmal
Nach der Wärme des Wassers fühlen,

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände,
Und fliehn und fangen behende sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Basen haben nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesstunde,
Ich aber hab' es wohl gesehn
Tiefher aus dem lauschenden Grunde."





Schloß Hartenfels in Torgau mit der Elbbrücke.

Ein Thüringisches Elite-Regiment und seine Geschichte.

(4. Thüringisches Infanterie-Regiment Nr. 72.)

Von **Hellmut von Trimborn.**

Zur Geschichte der Stadt Torgau.

Nicht allzu viel Regimenter haben eine so interessante Garnisonstadt, wie das 4. Thüringische Infanterie-Regiment Nr. 72. Ursprünglich eine slavische Niederlassung, wurde „Torgowy" (zu deutsch: Handelsplatz) unter den ersten sächsischen Kaisern Heinrich I. und Otto I., die vor etwa tausend Jahren regierten, in eine deutsche Stadt verwandelt, deren Stützpunkt lange Zeit die benachbarte Burg war.

Der Ort, auf dem Torgau heute steht, war eine geeignete Stätte für eine Burggründung. Es liegt auf einem Porphyrfelsen, der sich nach Osten durch die Elbe hindurchzieht. Dieser überragte weithin die Umgebung und bot Schutz gegen die Elbüberschwemmungen; denn die Elbe war damals noch nicht eingedämmt. Der Felsen bildete zugleich eine bequeme Furt durch die Elbe.

In der ursprünglich slavischen Niederlassung setzten sich die deutschen Ritter fest und erbauten auf dem Felsen einen mit Wall und Graben umgebenen Turm oder eine Burg. Sie übten nun die Herrschaft aus über die Slaven auf dem linken Elbufer und bewachten die Furt durch den Fluß. An der Spitze der Burgbesatzung standen Ritter, die später Herren oder auch Grafen von Torgau genannt wurden.

Im Schutze der Burg, noch auf dem Felsen, siedelten sich nun Deutsche an. Dieses waren freie Männer mit eigenem Grundbesitz. Sie waren verpflichtet, durch Wachen und Bauen bei der Verteidigung der Burg mitzuwirken. Auch diese Ansiedelung war mit Wall und Graben umgeben. An der Spitze derselben stand der Schultheiß, der in Gemeinschaft mit den Schöffen die niedere Gerichtsbarkeit ausübte. Die obere Gerichtsbarkeit lag in den Händen des Burgvogts.

Die günstige Lage der Burg lockte bald noch mehr Ansiedler herbei. Auch blieben die Slaven in der Nähe der Burg wohnen und gingen ihren Beschäftigungen nach. Kaufleute, Handwerker jeder Art kamen herzu, und so entstand allmählich neben der Burg noch eine Stadt. Die Bewohner derselben genossen den Schutz der Burg, erhielten aber erst nach langen Kämpfen gleiche Rechte mit den Burgbewohnern.

Die Bewohner der Stadt waren die Bürger. Jeder, der sich in der Stadt dauernd aufhielt, mußte das Bürgerrecht erwerben. Der neue Bürger leistete einen Eid, seine Pflichten gegen die Stadt gewissenhaft zu erfüllen. Die Handwerker schlossen sich zu Innungen oder Zünften zusammen. Wichtige Erwerbszweige wurden das Bierbrauen und später die Tuchweberei. Das Torgauer Bier wurde weithin versandt und genoß einen guten Ruf. Auch die Landesfürsten liebten es sehr. Sie erteilten der brauenden Bürgerschaft viele Vorrechte.

Von der Burg aus drangen die Deutschen allmählich nach Osten vor. Die noch vorhandenen Slaven vermischten sich mit den Deutschen. Sie lernten deutsche Sprache, Sitten und Gebräuche kennen und üben und nahmen das Christentum an. Für die Aufrechterhaltung und Befestigung der christlichen Lehre sorgten die Mönche; denn auch viele Klöster wurden in der Umgegend gegründet. In Torgau selbst ließen sich die Franzis-

kaner nieder, die sich der besonderen Gunst der sächsischen Landesfürsten erfreuten und die Stadt erst verließen, als die Reformation in Torgau ihren Einzug hielt.

Die Landesfürsten -- ursprünglich die Markgrafen von Meißen, später die Kurfürsten von Sachsen — gehörten bis zur Angliederung Torgaus an Preußen dem Hause Wettin an, das bekanntlich bis zum heutigen Tage dem Königreich Sachsen seine Herrscher geschenkt hat.

Stammsitz und Residenz der Markgrafen von Meißen war die alte Burg, aus der der stattliche Bau hervorgegangen ist, der unter dem Namen „Schloß Hartenfels“ noch heute von dem Felsen hernieder grüßt. „Es ist eine recht kaiserliche Burg,“ sagte Kaiser Karl V. nach der Schlacht bei dem unweit gelegenen Mühlberg, als er das Schloß erblickte, und auch andere Fürsten erfreuten sich an dem herrlichen Bau. Der erste Flügel des Schlosses mit dem Haupteingang ist in den Jahren 1481 bis 1490 erbaut und nahm die alte Burg in sich auf. Bald genügte jedoch der vorhandene Bau den glänzenden Ansprüchen des kurfürstlichen Hofes nicht mehr. Als Friedrich der Großmütige, der hier geboren war, das Kurschwert in die Hand nahm, erhielt der berühmte Baumeister Konrad Krebs den Auftrag, den Schloßbau zu erweitern. In den Jahren von 1532 bis 1544 wurden dem Hauptbau die übrigen Schloßflügel angefügt und glänzend ausgestattet. Man richtete Prunk- und Festsäle im Innern her, auf dem Schlosse erhoben sich weithin sichtbar die vielen Türme, die nur noch zum Teil erhalten sind. Seit Friedrich dem Weisen haben die sächsischen Kurfürsten, die inzwischen ihre Residenz nach Dresden verlegt hatten, gern in dem Schlosse Hartenfels geweilt, und hier feierten sie ihre glänzenden Feste, namentlich zu Ehren der fürstlichen Vermählungen und Huldigungen. Solche Feste dauerten fast immer gegen acht Tage und erhielten eine besondere Würze durch große Jagden, die in den Wäldern der Umgegend abgehalten wurden. Im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege hat das Aeußere und Innere des Schlosses



Wappen der Stadt Torgau.

sehr gelitten. Im Jahre 1771 wurde es in eine Strafanstalt umgewandelt, und seit 1813 ist es Kaserne.

Zum Schloß gehört eine eigene Kirche, die Schloßkirche, die heute von der Garnison als Gotteshaus benutzt wird. Sie ist von dem Kurfürsten Johann Friedrich während der Reformationszeit erbaut und von Dr. Martin Luther 1544 feierlich eingeweiht worden.

Hiermit kommen wir zu dem großen Anteil, den Torgau am Werke der Reformation genommen hat. Dieser Anteil war so groß, daß ein altes Wort sagt: „Wittenberg ist die Wiege der Reformation, Torgau ihre Amme." Torgau war Residenzstadt, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Kunde von der neuen Richtung auf dem kirchlichen Gebiete schnell hierher gelangte. Als Luther die fünfundneunzig Sätze an die Thür der Wittenberger Schloßkirche geschlagen hatte, fand seine mutige That auch Wiederhall in den Herzen der Bewohner Torgaus, ja selbst viele von den hier lebenden Augustinermönchen zollten ihrem Ordensbruder Beifall. Der von ihm ausgesäte Samen ging immer mehr auf, und schon im Jahre 1521 predigte er zum ersten Male in Torgau. Der Stadtrat überreichte ihm den Ehrentrunk und, als Luther im nächsten Jahre wiederkam, wurde er bewundert und gefeiert. Von allen Seiten türmten sich inzwischen Gefahren der neuen Lehre entgegen, und so schlossen zu ihrem Schutz die evangelischen Fürsten, voran die Kurfürsten von Sachsen und Hessen, am 5. März 1526 auf dem Schlosse zu Torgau ein Bündnis; und hier wurden auch vier Jahre später von Luther und seinen Freunden die „Torgauer Artikel" aufgesetzt, jene Urkunde, welche die Grundlage des augsburgischen Bekenntnisses wurde. Der Ausbau der Reformation ging nun in Torgau rüstig vorwärts. Luther kam öfters hierher, und seine Predigten ließen stets einen dauernden Eindruck in den Herzen der Torgauer zurück. Torgau hat seitdem den Namen einer Lutherstadt behalten. Auch Luthers großer Freund und Gehilfe Philipp Melanchthon hat oft und gern in Torgau geweilt.

Unter den berühmten Frauen, die in der Geschichte der Stadt eine Rolle spielen, nimmt Katharina von Bora eine hervorragende Stelle ein. Schon in frühem Kindesalter kam sie

in das Cisterzienserkloster zu Nimptschen bei Grimma in Sachsen und lebte hier zehn Jahre in Ruhe und Frieden, bis das Lied der „Wittenbergischen Nachtigall“ verlockend auch in ihre stille Zelle drang. Verschiedene Nonnen traten mit Dr. Martin Luther in Verbindung und dieser beschloß, sie aus ihren Klostermauern zu befreien. Ein Torgauer Bürger, Leonhard Köppe, unternahm das Befreiungswerk. In der ersten Osternacht am 5. April 1523 stiegen neun Nonnen vermittelst einer Strickleiter über die Mauern, auf der andern Seite wurden sie von Leonhard Köppe in Empfang genommen, in leere Fässer gesteckt, mit Decken und Stroh bepackt und nach Torgau gefahren. Von hier kamen sie nach Wittenberg, wo sie Luther in angesehenen Familien unterbrachte. Katharina von Bora fand freundliche Aufnahme im Hause des Stadtschreibers. In dessen Hause fand auch am 27. Juni 1525 ihre Vermählung mit Luther statt. Sechs Jahre überlebte sie ihren Gatten, und am 20. Dezember 1552 schied sie in Torgau, wohin sie vor der Pest aus Wittenberg krank und elend geflüchtet war, aus dem Leben. Unter großer Teilnahme der Bevölkerung wurde sie beerdigt. Noch heute erblickt man hinter der Kanzel in der Stadtkirche ihr Denkmal. Dieses trägt die Inschrift: „Anno 1552 den 20. Dezember ist in Gott selig entschlafen allhier in Torgau Herrn Dr. Martin Luthers selig hinterlassene Witwe Katharina von Bora.“

Wie auf religiösem, so spielte auch auf kriegerischem Gebiete Torgau seit der Reformationszeit eine wichtige Rolle. Als im Jahre 1542 Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von der Stadt Wurzen Hilfsgelder zum Türkenkriege forderte und sie ihm dieselben verweigerte, da beschloß der Kurfürst, sie mit dem Schwerte dazu zu zwingen. Er gebot deshalb den wehrhaften Bürgern Torgaus, sich zu wappnen und gegen die ungehorsame Stadt auszuziehen. Da rüsteten sich die Torgauer Bürger, doch wurde der Streit beigelegt, ehe es zum Kampfe kam. Von da ab wurde es Brauch, daß die wehrhaften Bürger Torgaus alljährlich an dem Auszugstage ein Erinnerungsfest feierten, mit Harnischen angethan ins Freie zogen, sich in den Waffen übten und an allerlei Kurzweil sich ergötzten. Die Harnische soll ihnen der Kurfürst aus seiner Rüstkammer in

Torgau geschenkt haben. Im Laufe der Zeit ist dieses Fest geblieben, nur wurde es von Ostern auf Pfingsten verlegt und nur alle zwei Jahre gefeiert. Bei allen fürstlichen Besuchen, deren sich Torgau vieler zu rühmen hat, haben die „Geharnischten" Spalier gebildet und sind stets geehrt worden, namentlich haben die preußischen Könige und vor allen Dingen Kaiser Wilhelm II., die „Geharnischten" ausgezeichnet.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Torgau und Umgebung von den Schweden hart mitgenommen. Achtzehn Wochen blieben die Feinde zu Beginn des Jahres 1637 im Besitze der Stadt, von der sie große Summen Geldes und große Lieferungen in Tuch uud Bier erpreßten. In jedem Hause lagen vierzig bis fünfzig Soldaten und jeder stellte an die Bewohner seine besonderen Forderungen. Jeder Tag brachte neue Mißhandlungen, neue Bedrückungen, neue Qualen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ein auf der Straße gehender Bürger das Ziel eines Hakenschützen wurde. Oder die Bewohner wurden vor den Wagen gespannt und mußten die aus ihren Häusern geraubte Habe selbst nach dem Lager vor die Stadt fahren. Die schönen Vorstädte und Gärten wurden verbrannt: die Dörfer und Städte der Umgegend sanken in Asche. Dabei begann die Pest in schrecklicher Weise zu wüten, denn überall lagen in Verwesung übergehende Leichen umher. Auch Sterbende sah man massenhaft in den Straßen und Gassen und vor der Stadt, denn in den Häusern hatten sie nicht mehr Platz; nicht selten wurden sie noch lebendig von den scharenweise umherlaufenden Hunden gefressen. Ganze Straßen starben aus. Gegen 18000 Menschen sollen in diesem und den nächsten Kriegsjahren in Torgau gestorben sein. Noch 1640 wurde Torgau als ein verödeter Ort bezeichnet.

Hundert Jahre vergingen, als Torgau von neuem die Schrecken der Kriegsfurie kennen lernte. Im zweiten schlesischen Kriege war's, Ende November 1745, da läutete die Sturmglocke und kündete den aus nächtlicher Ruhe gestörten, geängstigten Bürgern, daß die Preußen kommen. Eine Husarenabteilung sprengte in die Stadt und zwang den Bürgermeister, mit nach Eilenburg zu kommen und Friedrich II. Treue und Gehorsam zu geloben. Am anderen Tage wurde die Stadt von einem

Husarenregiment besetzt. Vierzehn Tage später kamen noch 32000 Preußen unter Führung des „alten Dessauer“ nach Torgau und hielten fünf Tage in der Stadt Rast. Schwer lastete die Einquartierung auf den Einwohnern, denn jedes Haus wurde mit dreißig bis vierzig Mann belegt. Doch die Preußen hielten strenge Manneszucht, so daß die Bürger in keiner Weise von ihnen belästigt wurden.

Im siebenjährigen Kriege machte sich der preußische Oberst von Wolffersdorf um Torgau besonders verdient. Mit großer Tapferkeit verteidigte er in den Tagen vom 9. bis 15. August 1759 die Stadt gegen die Oesterreicher, die mit bedeutender Uebermacht vor derselben erschienen und sie belagerten. Alle Angriffe und Sturmversuche wurden zurückgeschlagen, ja der Oberst machte noch mehrere Ausfälle und brachte den Feinden große Verluste bei. Erst als Pulver und Blei fast vollständig fehlten, ließ er sich auf Unterhandlungen ein. Die Feinde gewährten ihm und seinen Truppen freien Abzug mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Ueber die Elbbrücke führte er seine Bataillone nach Wittenberg zum König, der dem Obersten diese tapfere Haltung nie vergessen hat. Hundert Jahre später ist demselben ein Denkmal errichtet worden, das noch heute auf der Torgauer Promenade zu sehen ist.

Bei Torgau fand auch am 3. November 1760 die blutigste Schlacht des siebenjährigen Krieges statt. Die Oesterreicher hatten unter General Daun eine äußerst günstige Stellung auf den Süptitzer Höhen, die sich in sanften Abdachungen bis dicht an Torgau heranziehen. Infolge eines Irrtums schritt Friedrich der Große, ohne die verabredete Flankenunterstützung seitens Zietens und seiner Reiter abzuwarten, zum vorzeitigen Angriff. Durch einen wahren Kartätschenhagel wurden die anstürmenden Infanterie-Regimenter fast vollständig vernichtet. In einer halben Stunde waren zwei Drittel der anrückenden Truppen gefallen; der König selbst war leicht verwundet worden. Da kam als Retter in der Not „Zieten aus dem Busch“, brach aus dem benachbarten Walde hervor, stürmte die Anhöhen und rettete die Ehre des Tages. Der Feind räumte das Schlachtfeld, und General Daun gab den Befehl zum sofortigen Rückzug über die Elbe. Als Friedrich der Große nach gewonnener

Schlacht Zieten begegnete, fiel er ihm tiefbewegt um den Hals. Hundert Jahre später wurde zur Erinnerung an den blutigen Sieg auf dem höchsten Punkte der Süptitzer Höhen ein Denkmal errichtet, in dessen Nähe am 18. Oktober 1871 zum Gedächtnis des deutsch-französischen Krieges unter großer Feierlichkeit eine Friedenseiche gepflanzt wurde.

Es war ein Schreckenstag für die Bewohner Torgaus, als im November 1810 bekannt wurde, der König von Sachsen habe beschlossen, die bisher offene Stadt in eine Festung umzuwandeln. Der Kaiser Napoleon wünschte es, und der König von Sachsen mußte gehorchen. Schon nach zwei Jahren stand die neue Festung, mit Wall und Graben und den nötigen Außenwerken versehen, fertig da; die letzten sächsischen Truppen verließen die Stadt und machten den Franzosen Platz, die unter dem Kommando des Grafen Narbonne die Festung bis zu Anfang des Jahres 1814 im Besitz behielten. Nach zweimonatiger Belagerung, während der Seuchen und Hungersnot die Bewohner heimsuchten, zogen die Preußen am 10. Januar 1814, Wachholderbeeren zum Schutz gegen Ansteckung kauend, in die verpestete Stadt ein, die von nun an preußisch blieb und dem Regierungsbezirk Merseburg in der Provinz Sachsen zugeteilt wurde. Sie erholte sich bald wieder, und die eingeäscherten Häuser wurden wieder aufgebaut. Das Jahr 1888 brachte der Stadt die lang ersehnte Schleifung der Festungswerke. Ein Werk nach dem andern verschwand, und nicht mehr lange dürfte es dauern, so werden auch die letzten Reste der ehemaligen Bollwerke verschwunden sein. Heute ist Torgau eine freundliche, gewerbthätige Stadt, deren Einwohner — gegen 11000 an Zahl — in bestem Einvernehmen mit der Garnison leben.

Das 4. Thüringische Infanterie-Regiment Nr. 72 bis zum Jahre 1866.

Im Jahre 1814 wurde Torgau nicht nur preußisch, es wurde bald nachher auch Garnisonstadt. Sechs Jahre später zog das 20. Infanterie-Regiment in Torgaus Mauern ein, um bis zum Jahre 1860 hier zu bleiben; dann wurde es nach Brandenburg und Treuenbrietzen verlegt. Das 72. Regiment trat an seine Stelle. Bei der Mobilmachung im Jahre 1859

als 32. Landwehrregiment gebildet, wurde es zuerst in die Garnisonen Torgau, Merseburg und Naumburg gelegt; doch schon am 5. Mai 1860 kam das ganze Regiment nach Torgau und wurde am 4. Juni desselben Jahres als 72. Regiment der 16. Brigade zugeteilt. Schon am 18. Januar erhielt das Regiment seine Fahnen.

Bei Liebenau, Podol und Königgrätz.

Beim Feldzuge 1864 ist das Regiment nicht nach dem Schlachtfelde gekommen, wohl aber im Jahre 1866. Es gehörte zur Armee des Prinzen Friedrich Karl und rückte an der Spitze derselben am 21. Juni in Böhmen ein. Von Niesky, der freundlichen schlesischen Herrnhuter Kolonie, aus ging der beschwerliche Marsch. Prinz Friedrich Karl war von Görlitz aus auf dem Bahnhof erschienen, um die Truppen zu besichtigen. Auf seinen Befehl standen sie mit Gewehr ab, und langsam ging er an der Front herunter und beobachtete alles mit seinem festen, durchbohrenden Blick; es wurde kein Spiel gerührt, nicht salutiert — kein Hurraruf — er hatte sich alles verbeten. Nach der Revue hielt der Prinz eine Ansprache an die Offiziere, ließ hierauf die Bataillone in Sektionen nach der Stadt zu an sich vorbeimarschieren und fuhr alsdann sofort nach seinem Hauptquartier Görlitz zurück.

An dem Gefechte bei Liebenau am 26. Juni nahm das Regiment ruhmvollen Anteil. Bald nachdem die Infanterie die Höhe des Semmelberges besetzt hatte, war die preußische Avantgarden-Batterie aufgefahren und hatte ihr Feuer eröffnet. Die 4. und 2. Kompagnie des 72. Regiments, vom österreichischen Granatfeuer, welches die Chaussee beherrschte, belästigt, wandten sich nach rechts von derselben herunter in den Wald, um hier einige Deckung zu finden. Trotzdem schlugen die Granaten in immer unmittelbarerer Nähe ein, und Major Hensel beschloß deshalb, der feindlichen Batterie auf den Leib zu gehen. Das Terrain senkte sich allmählich nach dem Feinde hin zu einer tief eingeschnittenen Schlucht, deren jenseitiger Abhang sich sehr steil aufwärts zog und mit hohem Stangenholz bestanden war. Die 4. Kompagnie, welche sich an der Spitze befand, ließ ihren Schützenzug unter Leutnant v. Bömken schwärmen und folgte

demselben auf achtzig Schritt Entfernung, kurz hinter ihr die 2. Kompagnie. Die österreichische Batterie, welche das Vorgehen der beiden Kompagnien bemerkte, richtete ihr Feuer auf dieselben. Die Granaten flogen immer dichter um sie herum, aber meistens darüber hinweg, da man der Batterie immer näher kam. Eine Granate, welche unmittelbar vor der 4. Kompagnie krepierte, verwundete drei Mann schwer; einen Moment bildete sich eine Lücke inmitten der Kompagnie, aber im Nu war sie wieder geschlossen, und mit Energie ging es weiter auf die feindlichen Geschütze los. Alles war voller Begeisterung in dem Gedanken an die Möglichkeit, sie zu erobern. In fünf Minuten war der nördliche Abhang der Schlucht und die Thalsohle durcheilt, die Geschosse konnten nur noch mittelbar, durch die abgerissenen Aeste der hohen Kiefern und Fichten schaden. Aber die größten Schwierigkeiten blieben noch zu überwinden. Der Grund und Boden des sehr steilen jenseitigen Abhangs war mit Kiefernadeln dick bedeckt, die sehr glatt waren und das Ersteigen ungemein erschwerten. Dieser Umstand, sowie die Hitze des Tages, der brennende Durst, die Erschöpfung infolge des schnellen Vorgehens während des Gefechts machten ein rasches Emporklimmen unmöglich. Nur einzeln konnten sich die Leute von Baum zu Baum hinaufziehen, wiederholt mußte Halt gemacht werden, um Atem zu schöpfen und um die Schwächeren herankommen zu lassen. Die Schützen, in der aufgelösten Ordnung weniger behindert, waren zeitiger oben angekommen, aber auch nur einzeln, je nach ihren Kräften früher oder später; sie krochen, durch das hohe Korn gedeckt, bis auf 150 bis 200 Schritt an die Batterie heran und eröffneten ein heftiges Feuer auf Pferde und Bedienungsmannschaft. Hätten sie mit dem Feuern gewartet, bis wenigstens der ganze Schützenzug vereint war oder womöglich die ganze Kompagnie sich auf der Höhe befand — eine Minute Schnellfeuer (dessen verheerende Wirkung die Engländer im Burenkriege wiederholt spüren mußten) hätte genügt, um Pferde und Bedienung zu vernichten, und die Batterie wäre genommen gewesen. Als dieselbe aber merkte, daß die Schützen ihr bereits so nahe waren, daß einige Pferde und Leute durch ihr Feuer verwundet wurden, protzte sie auf und fuhr ab, und zwar in solcher Eile, daß sie

Mützen, Schnapsflaschen und selbst geladene Granaten im Stich ließ.

Nach diesem glücklichen Coup hatte eine von der 4. Kompagnie abgesandte Patrouille von fünf Mann das Unglück, einer feindlichen Reiterabteilung in die Hände zu fallen — unter Umständen, die dem Heldenmut der thüringischen Infanteristen das rühmlichste Zeugnis ausstellen. Die Patrouille war abgeschickt worden, während die Kompagnie sich anschickte, durch die Schlucht zum Angriff auf die Batterie vorzugehen; sie hatte den bestimmten Auftrag, nur 150 bis 200 Schritt in der Schlucht seitwärts bis zu einer Biegung derselben zu gehen, daselbst beobachtend stehen zu bleiben und bei weiterem Vorgehen der Kompagnie sich ihr von hinten anzuschließen; sie war ausdrücklich davor gewarnt, sich selbständig aufs Plateau zu begeben, um nicht der feindlichen Reiterei in die Hände zu fallen. Die Mannschaften der Patrouille hatten sich freiwillig gemeldet — es waren wilde, verwegene Gesellen. Als die Kompagnie später weiter vorging, um den Waldrand zu besetzen, hielt es die Patrouille für bequemer, direkt den Abhang hinaufzuklettern und sich der Kompagnie seitwärts anzuschließen, als erst in der Schlucht ihren Rücken zu gewinnen. Nachdem die Mannschaften die Höhe erreicht, gingen sie im Korne vor; eine Terrainwelle verbarg ihnen aber jede Aussicht; als sie sich weiter vorwagten, um über sie hinweg sehen zu können, wurden sie auch sofort von den österreichischen Dragonern erblickt. Ein Zug sprengte auf sie los, sie eilten hinter einige einzeln stehende Bäume, schossen einmal, dann aber waren die Reiter heran. Die Infanteristen suchten sich mit dem Bajonett zu verteidigen, aber sie wurden von der Ueberzahl niedergeritten und mit Säbelhieben zugedeckt; wie ein Rasender wehrte sich Musketier Purfürst, dessen Tapferkeit sogar in österreichischen Zeitungen rühmend hervorgehoben wurde; er verwundete einen Offizier tödlich und zwei Dragoner schwer. Die Patrouille wurde gefangen genommen, nur Musketier Henze blieb schwerverwundet, mit vier Hieben über Gesicht und Kopf, deren einer sogar den messingbeschlagenen Helm gespalten hatte, liegen und wurde später von der Kompagnie aufgefunden; er erlag seinen Wunden.

In der folgenden Nacht zeichnete sich das Regiment beim

Vormarsch gegen die Iser in dem Gefecht bei dem Dorfe Podol aus. Es hatte den Uebergang über die Brücke zu sichern, die über den Fluß führte. Die Mannschaften des Füsilier-Bataillons, welche schon von 2½ Uhr morgens im Marsch und am Vormittag im Gefecht gewesen waren, konnten sich vor Ermattung kaum noch aufrecht erhalten; kaum hatten sie hinter der Iserbrücke Halt gemacht, als ein großer Teil vor Ermüdung niedersank und sofort im Chausseegraben, ungeachtet des fortgesetzten feindlichen Gewehrfeuers, einschlief. Trotzdem wurden noch österreichische Frontalangriffe gegen die Brücke von den erschöpften drei Füsilier-Kompagnien und den Jägern durch Feuer auf ganz kurze Distanz abgeschlagen. Mit unwandelbarer Ruhe hielt der tapfere Major von Flotow hinter der Brücke zu Pferde auf der Straße, unbekümmert um die dicht einschlagenden feindlichen Geschosse, weithin schallte durch den Kampfeslärm seine tiefe, sonore Stimme, welche die Leute ermunterte und zum Ausharren mahnte. Doch der sechsfachen feindlichen Uebermacht gegenüber konnte er schließlich mit seinen erschöpften Mannschaften nicht mehr mit Erfolg Widerstand leisten, und so ordnete er den Rückmarsch an. Da eilte persönlich General von Bose aus dem nur eine halbe Meile entfernten Biwak dem Kampfplatz zu. Er erkannte die Notwendigkeit, in den Besitz der Brücke zu gelangen, und ging trotz der bedeutenden Stärke der österreichischen Streitkräfte sofort zum Angriff über. Nach einem blutigen Handgemenge wurde der Feind zurückgeworfen, und noch vor Tagesanbruch war der Uebergang über die Brücke gesichert.

War somit der Ausgang des Nachtgefechtes von Podol ein großer strategischer Erfolg, welcher durch den Besitz der Iserbrücke bei Podol die kürzeste Linie auf Jicin erschloß und die Vereinigung des österreichisch-sächsischen Korps mit der Hauptarmee in Frage stellte, so war doch andererseits für einen Teil des 72. Regiments der 26. Juni mit der folgenden Nacht ein Tag des Mißgeschickes: nämlich für das ärztliche Personal. Am frühen Morgen beim Beginn des Gefechtes von Liebenau hatten die Aerzte des 1. Bataillons, Regimentsarzt Dr. Stahmann und Assistenzarzt Dr. Parreidt, das Unglück, daß mitten in ihren Verbandplatz die feindlichen Granaten unaufhörlich ein-

schlugen. Bei der ersten, welche krepierte, wurden sämtliche Pferde scheu, die drei der beiden Doktoren rissen sich von den verdutzten Trainknechten los und eilten in voller Karriere mit



Karl von Helldorff, Oberst und Kommandeur des 4. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 72, † bei Metz am 16. August 1870.
(Nach einem im Offizierskasino hängenden Gemälde, einem Geschenk Kaiser Wilhelms I.)

Paletots, Regenmänteln, Bestecken und Bequemlichkeitsgegenständen aller Art der feindlichen Stellung zu. Auch die Pferde des Medizinkarrens gingen durch und warfen ihn um, jedoch ohne daß er beschädigt wurde. Ihre Pferde nebst Zubehör

bekamen die Aerzte nie wieder zu sehen. Tagelang sah man beide, in österreichische Militärmäntel, wochenlang nachher in preußische Kommißmäntel gehüllt, einher wandeln. — Ein anderes Mißgeschick traf in der folgenden Nacht den Stabsarzt des Füsilier-Bataillons, Dr. Schmidt, welcher, als das Bataillon das Dorf Podol hatte räumen müssen, in einer Scheune mit Verbinden von Verwundeten beschäftigt war und in die Gewalt der eindringenden Oesterreicher fiel. Man bemächtigte sich seines Degens und der Genfer Flagge des Medizinkarrens, welche man als Trophäe betrachtete. Als der kommandierende österreichische Offizier jedoch sah, daß der Arzt gerade einen verwundeten österreichischen Soldaten verband, bat er ihn mit einem Händedruck, er möchte in seiner Arbeit ungestört fortfahren.

Schwere Verluste erlitt das Regiment in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli. Schon auf dem überaus beschwerlichen Vormarsch wurde mancher brave Zweiundsiebziger von Todesahnungen befallen. So übergab der Reservist Unteroffizier Seidel von der 4. Kompagnie, ein sehr brauchbarer, bescheidener Mensch, einem Kameraden Uhr und einen Brief, um sie seiner Frau zu übersenden, da er am heutigen Tage in der Schlacht fallen würde. Weder Spott noch Zureden vermochten ihn von seiner ernsten und festen Ueberzeugung abzubringen. Einige Stunden später, beim Sturm auf den Swiepwald, fiel er, einer der ersten, von einer Gewehrkugel durch den Kopf geschossen. Schwer waren die Verluste des Regiments: 7 Offiziere und 124 Mann hatte es bei Königgrätz verloren; aber es hatte auch ehrenvoll gekämpft, 13 Offiziere und 1000 Mann gefangen genommen, 2 Fahnen und 4 Geschütze erbeutet.

Am 15. September 1866 kehrten die siegreichen Zweiundsiebziger ruhmgeschmückt nach ihrer Garnison Torgau zurück. Von Dahlen aus betraten sie bei Sitzenroda wieder preußischen Boden. In allen Orten wurden sie von den Einwohnern mit Jubel begrüßt. Die Torgauer eilten den Kriegern bis Beckwitz entgegen und bewillkommneten sie mit Blumen und Kränzen. Der Rat und die Vertreter der Bürgerschaft empfingen sie auf dem Markte. Der Bürgermeister hielt eine erhebende Ansprache, die mit einem Hoch auf das tapfere Regiment schloß. Am Abend war die Stadt festlich erleuchtet.

Metz, Gravelotte, Belfort.

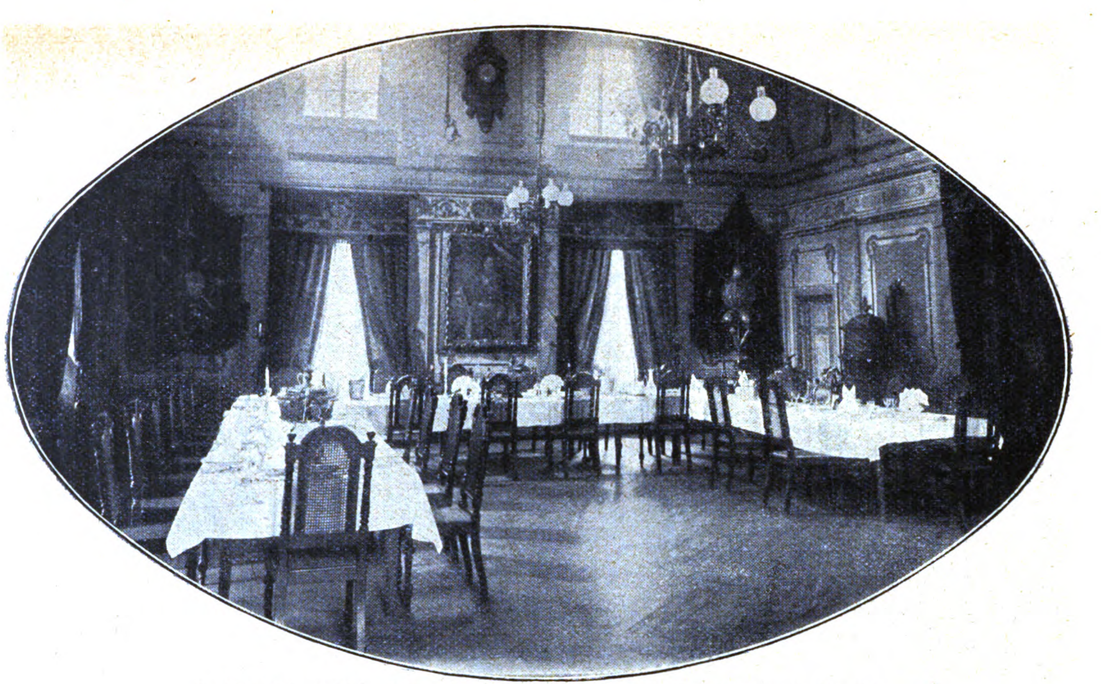
Vier Jahre lebte das Regiment nach dem Kriege wieder in seiner Garnison. Da brach der Krieg von 1870/71 aus.



Major a. D. Ewald von Zedtwitz, der, als Oberleutnant in Gorze schwerverwundet liegend, am 18. August 1870 dem an seinem Fenster vorbeifahrenden König Wilhelm I. eine Rose hinaussandte und als Dank dafür später eine silberne Rose erhielt.

Am 25. Juli rückte das Regiment aus. Von Falkenberg aus wurde es mit der Eisenbahn nach Koblenz geschafft und dem achten Armeekorps zugeteilt. Dieses gehörte zur Armee des

Generals von Steinmetz. Beim Sturm auf die Spicherer Höhen, am 6. August, trafen die Zweiundsiebziger erst nach errungenem Siege auf dem Schlachtfelde ein. Ruhmreichen Anteil aber sollten sie an den Kämpfen um Metz nehmen. Als das dritte Armeekorps zwischen Gorze und Rezonville in schweren Kampf verwickelt war und bereits an Munitionsmangel zu leiden begann, als das Gewehr- und Geschützfeuer immer stärker zu ihnen herüberdrang, da hielten sie es im Biwak von Chesny nicht mehr aus, und mit Jubel wurde der Befehl des Generalleutnants von Barnekow aufgenommen, den bedrängten Kameraden zu Hilfe zu eilen. Ungeachtet der großen Ermüdung, der starken Märsche der letzten Tage und der drückenden Sonnenglut eilte man in beschleunigter Gangart ins Moselthal hinab. Es war wunderbar, wie die sinkenden Kräfte bei der Aussicht auf das nahende Gefecht neu belebt und beseelt wurden. Die Erwartung drängte selbst den eingetretenen Appetit zurück. Die Leute marschierten so flott, als ob sie die besten Manöverquartiere verlassen hätten. Es ist gewiß ein vorzügliches Zeichen für den Geist, welcher im 72. Regiment herrschte, daß auf dem Marsche bis zum Schlachtfeld kein Mann wegen Ermüdung oder Unwohlseins mehr zurückblieb. Am 16. August rückte das Regiment bei Gorze in die Schlachtlinie ein. Das Städtchen gewährte keinen besonders ermutigenden Anblick, Häuser und Straßen standen und lagen voller Verwundeten der verschiedensten Regimenter und Truppengattungen; noch immer neuen Zuwachs brachte man vom Schlachtfelde herein; die Bewohner standen unthätig an ihren Hausthüren und sahen dem wilden Gewoge und Gedränge zu. Unter den Verwundeten aber herrschte keineswegs eine gedrückte Stimmung, sie waren voller Vertrauen und Siegeszuversicht — hatten sie doch erst vor kurzem Prinz Friedrich Karl auf das Schlachtfeld eilen sehen und rückten immer neue Streitkräfte zur Unterstützung der Kämpfenden ebendahin. Einer der Verwundeten forderte sogar die 72er Füsiliere bei deren Vorbeimarschieren auf, mutig draufzugehen — mit Hurra wurde ihm geantwortet. Das kriegerische Gepräge der Stadt, die deutlichen Anzeichen von der Nähe des Schlachtfeldes, der Anblick der zahlreichen Verwundeten, die Nachricht, daß es trotz der großen feindlichen Uebermacht im Gefecht gut stehe — alles trug dazu



Speisesaal im Offizierskasino des 4. Thüringischen Infanterie-Regiments No. 72.

bei, die Stimmung, die Aufregung der neu heranmarschierenden Truppen zu erhöhen und das kriegerische Feuer zu beleben. Alles drängte stürmisch nach vorwärts und suchte sich möglichst schnell Bahn durch die zum Teil verstopften Straßen zu verschaffen. Obwohl die braven Soldaten einen langen Marsch zurückgelegt und auch noch keine Nahrung zu sich genommen hatten, gingen sie doch gleich nach Verlassen des Städtchens zum Angriff über. In einem Walde und in einer Schlucht am Wege stürmten sie gegen das Dorf Rezonville vor. Trotzdem sie mehrmals zurückgeworfen wurden, behaupteten sie doch das Schlachtfeld. Freilich waren die Verluste groß, 36 Offiziere und 852 Mann bluteten auf dem Felde der Ehre. Auch der Regimentskommandeur Oberst von Helldorff wurde von einer tödlichen Kugel ereilt; über den Moment seines Todes hat sich nichts Bestimmtes feststellen lassen, da keine Augenzeugen zugegen waren; er starb, wie er gelebt, treu und ergeben seinem König und Kriegsherrn, seinen Offizieren und Soldaten ein Vorbild der Tapferkeit und des Heldenmutes. Neben acht Offizieren des 2. Schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 11, zwischen Gorze und der nach Rezonville führenden Straße, unter einem einzelnen Kirschbaume wurde Oberst von Helldorff zur letzten Ruhe gelegt. Ein Gedenkstein schmückt sein Grab.

Hatte das Regiment tapfer mitgeholfen, den eisernen Ring um Metz zu schmieden, so war auch der 18. August, der blutige Schlachttag von Gravelotte, für dasselbe ein Ehrentag. An diesem Tage fanden 6 Offiziere und 52 Mann des Regiments den Heldentod. Nun begann die Belagerung von Metz, an der sich das Regiment beteiligte. Am 27. Oktober ergab sich die mächtige Festung den Deutschen, und am 23. Dezember wurden die braven Zweiundsiebziger zur Verstärkung der Werderschen Armee nach Belfort entsendet. Auch auf diesem Kriegsschauplatz haben sie sich mehrmals ruhmreich hervorgethan.

Die Rose von Gorze.

Eine ergreifende Episode der Kämpfe um Metz ist an den Namen des Majors a. D. Ewald von Zedtwitz geknüpft, der damals als Oberleutnant die 2. Kompagnie des 72. Regiments führte. Er hatte einen Granatsplitter gegen den linken Fuß erhalten

und wurde zu Boden geworfen; seine Leute trugen ihn aus dem dichtesten Kugelregen in den Straßengraben. Während dieses Transportes schmetterte eine Mitrailleusenladung die drei Träger verwundet nieder und traf den Oberleutnant von Zedtwitz im Rücken; er wurde dann einige Schritte weit bis in den verwilderten Chausseegraben hinter das Strauch-



Blumen aus Frankreich, gepflückt von einem Gefreiten des 4. Thür. Inf.-Reg. Nr. 72 auf französischen Schlachtfeldern und unter Glas und Rahmen aufbewahrt im Offizierskasino des Regiments.

werk geschleift, wo er bis nach Mitternacht liegen blieb, immerfort dem furchtbarsten Kugelregen ausgesetzt, häufig zwischen zwei Feuern. Während dieser Zeit erhielt er noch eine schwere Verwundung am Kniegelenk und einen Streifschuß durch den rechten Oberschenkel.

In Gorze fand Oberleutnant von Zedtwitz ein Unterkommen im Hause des Krämers Antoine. In rührender Weise waren die Leute bemüht, dem Verwundeten Erleichterung zu schaffen; ihre kleine Tochter Felicie wich kaum vom Lager des Leidenden, dessen Kräfte immer mehr dahinschwanden.

Am 18. August morgens befand er sich in einem Zimmer zu ebener Erde, er konnte von seinem Schmerzenslager die Straße überblicken, da die Fenster der großen Hitze wegen geöffnet waren. Auf der Straße ging es lebhaft zu, die Transporte der Verwundeten wollten kein Ende nehmen, Gruppen von Soldaten tauschten ihre Erlebnisse des letzten blutigen Tages aus, Truppenkolonnen aller Waffengattungen zogen vorüber.

Plötzlich verstummt der Lärm der Menge. Der König naht, und begeisterte Hurrarufe dringen an das Ohr des Kranken. Mühsam richtet sich dieser auf, um noch einmal seinen Heldenkönig zu sehen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, giebt er die schöne, dunkelrote Rose, die seine junge Pflegerin ihm an sein Lager gestellt hat, dem gerade anwesenden, leichtverwundeten Hornisten Fickert von seiner Kompagnie: „Diese Rose bringe unserm Königlichen Herrn und sage ihm, ein schwer verwundeter Offizier, dem Tode nahe, sendet in tiefster Ehrfurcht diese Rose als Siegesgruß.“

Der Soldat bahnt sich schnell einen Weg durch die Menge und überreicht die Rose dem König, der sie tiefgerührt entgegen nimmt.

Ein Jahr ist vorübergegangen; der tapfere Offizier ist von seinen Wunden genesen, aber eine tiefschmerzliche Wunde hat ihm das Schicksal geschlagen, denn seine Gattin, die zu seiner Pflege nach Gorze geeilt war, hat den Keim einer tödlichen Krankheit nach der Heimat zurückgebracht und ist ihr schon nach wenigen Wochen erlegen.

Das erste Weihnachtsfest nach beendetem Kriege naht heran. Da erhält der Vereinsamte vom Berliner Hofmarschallamt eine

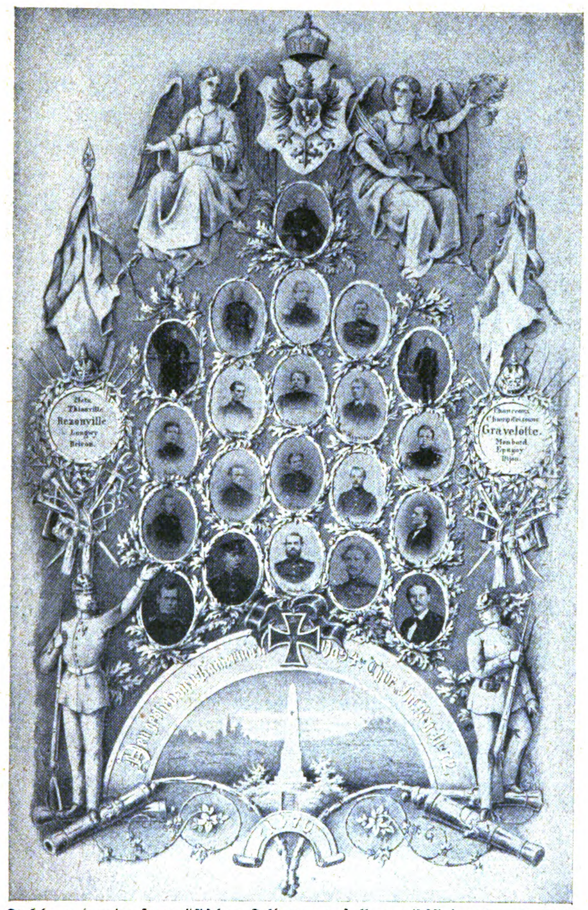


Tableau der im französischen Feldzuge gefallenen Offiziere des 4. Thür. Infanterie-Regiments Nr. 72.

Oberst v. Helldorff.

Krämer.	v Hanstein.	v. Oertzen.	v. Kraust.	Westphal.
Wilhelm Rück.	Bertram.	v. Alvensleben.	v. Heynitz.	Maximilian Rück.
Jacob.	Wilke.	Bode.	Schulze.	Stedefeld.
Batsch.	v. Bosse.	Metzsch.	v. Bömken.	Gottheiner.

Kiste. Und was enthält die Sendung? Ein Oelbild, auf welchem ein Marmorblock dargestellt ist, mit der Inschrift:

„Gorze, den 18. August 1870“, darüber hingeworfen ein schwarz-weiß-rotes Fahnentuch, aus dem das Eiserne Kreuz an schwarz-weißem Bande hervorsieht. Daneben steht ein Infanteriehelm, geschmückt mit einem Lorbeerkranz, auf dessen Blättern Tautropfen perlen; das Sinnbild der Thränen. Ein schwerer Goldrahmen umgiebt das Ganze, seinen oberen Rand schmückt eine in Silber getriebene, vollerblühte Rose. Ein Brief liegt dem Bilde bei:

„In dankbarster Erinnerung an den Mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, schwer verwundet, in Gorze am 18. August Mir eine Rose nachsandten, als Ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war — sende Ich das beikommende Bild, damit noch in späteren Zeiten man wisse, wie Sie in solchem Momente Ihres Königs gedachten und wie dankbar er Ihnen bleibt.

Weihnachten 1871. gez.: Wilhelm, Rex.
22. 12. 71.“

Blumen aus Frankreich.

Ein rührendes Zeichen patriotischer Gesinnung eines schlichten Mannes aus dem Volke birgt unter Glas und Rahmen das Offizierskasino des 4. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 72. Es sind Blumen, die der Gefreite der 5. Kompagnie Bernhard Rammelt auf französischen Schlachtfeldern gepflückt hat. Dazu folgende Verse:

Wir haben Frankreichs Boden einst geschmückt,
Ein deutscher Krieger hat uns dort gepflückt,
Erinnerungen an die große Zeit,
Da auferstand des Reiches Herrrlichkeit.

Bei Metz, das damals eingeschlossen war
Vom Eisenring der Deutschen ganz und gar,
Und auf dem Marsche nach dem Süden dann
Entriß der Heimat uns der Kriegersmann.

Bei Messigny und Dijon hatten wir,
Auf der Côte d'or, vor Langres einst Quartier.
Jetzt soll uns hier die neue Heimat sein,
Räumt uns bei euch ein Ehrenplätzchen ein!

Des braven Kriegers fort und fort gedenkt;
Des Sohnes auch, der uns an euch verschenkt.
Seid beiden in der treuen Liebe gleich
Zum Regiment, zum Kaiser und zum Reich!

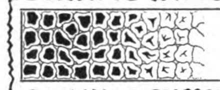
Friedenszeiten.

Nach abgeschlossenem Frieden rückte das Regiment am 10. Juni 1871 wieder in Torgau ein, von den Einwohnern mit Jubel begrüßt.

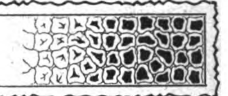
Jetzt dachte man daran, das Andenken der gefallenen Kameraden zu ehren. Besondere Gedenktafeln mit den Namen der in den Kriegen 1866 und 1870/71 gefallenen Offiziere und Mannschaften wurden im ersten Stockwerk der Schloßkaserne aufgestellt. Auf der Promenade in Torgau vor dem Kommandanturgebäude wurde von den Offizieren ein Denkmal errichtet und am 6. Dezember 1871 eingeweiht; es ist ein Gesamtdenkmal für alle Gefallenen des Regiments und besteht aus einem Sandstein-Obelisken. Fortan schmückte das Eiserne Kreuz die Fahnenspitzen der drei Bataillone. Im Jahre 1896 veranstaltete auch das 72. Regiment vom 16. bis 18. August eine erhebende Erinnerungsfeier an die großen Ereignisse. Eingedenk der Thaten der Väter, erhält das durch echt kameradschaftliche Gesinnung ausgezeichnete Regiment den Geist, der jene beseelt hat, lebendig und giebt Gewähr dafür, daß auch die Jugend hinter ihnen nicht zurückstehen wird, wenn einst der König seine Thüringer wieder unter die Waffen rufen sollte.



Kasino-Gebäude des 4. Thür. Inf.-Reg. No. 72.



Allerlei.



Urweltliche Leckerbissen. Schon die griechische Sage hat im Prometheus-Mythus dem Fortschritte einer neuen Zeitepoche dichterischen Ausdruck verliehen, jener Epoche, da das Feuer, der „göttliche Funke“, vom Menschen in seinen Dienst gezwungen und nutzbar gemacht wurde. Es ist eine „neue Zeit“, um die rote Flamme, die gehegt wird wie ein kostbares Gut, sitzen rohe, nackte Menschen, Urwelt-Menschen selber noch. Aber sie schieben etwas in die Glut — und von dem Herde, durch die wilde, rußige Höhle zieht ein seltsamer Duft. Der Duft eines neuen Speisezettels der alten Erde: von gebratenem Fleisch. Je nach Jagdglück und Oertlichkeit wechselten Nashornkeulen ab mit Elefantenbraten, Bärenschinken, Filet vom Riesenhirsch und ähnlichen Genüssen. Um die weggeworfenen Knochen balgten sich nachher vor der Höhle Wölfe und Schakale, die schon darauf warteten. Schließlich fiel so ein Nashorn- oder Elefantenknochen in einen Bach oder Teich, wo ihn der Kalktuff umhüllte, oder er geriet in den Lehmboden der Höhle selbst. Dort haben wir ihn endlich im 19. Jahrhundert ausgegraben, geschwärzt von der Herdflamme, des leckeren Markes wegen gespalten, abgenagt von Urwelt-Mensch und Urwelt-Wolf. Wir aber legen ihn als kostbare Relique ins Museum und datieren ein neues Kapitel von hier — in der Geschichte des Essens.

Wie mag der Mensch auf die Idee gekommen sein, Fleisch zu braten? Das Bedürfnis besonders raffinierter Schlemmerei kann noch nicht ohne weiteres dazu geführt haben. Schlemmer und Feinschmecker sind die Tiere längst vor ihm gewesen.

Und doch hat kein noch so kluges Tier je angefangen, sein Fleischgericht zu braten. Die einfache Ursache ist: weil kein Tier des Feuers Herr geworden ist. Wohl ertragen Tiere eine schier unglaubliche Hitze. Wenn es auch Fabel ist, daß der arme weichhäutige Salamander, den schon ein paar Salzkörner töten, auf glühendem Rost ausdauern könne, so leben doch Wasserkäfer in heißen Quellen, wo ein Mensch sich hoffnungslos verbrühte.

Oft hat man sich den Kopf darüber zerbrochen, wie der Urwelt-Mensch auf diesen Fund aller Funde, der ihm die Hütte wärmte und den Braten briet, gekommen sein möge. Gesehen hat er das Feuer jedenfalls zuerst, wenn der Blitz einschlug und die dürre Steppe brannte. Wo nun der Mensch zuerst auf Erden aufgetreten sei, ein Grasbrand oder auch ein Waldbrand wird ihm immer gelegentlich begegnet sein. An sich war es ihm zweifellos ein schreckliches Ereignis; so schnell seine Füße ihn trugen, flüchtete er vor dem roten Ungeheuer, das da vom Himmel gestürzt kam, um Wald und Flur zu fressen. Aber gerade solcher Brand mag ihn auch schon

ganz früh auf den Geschmack an gebratenem Fleisch hier und dort ein erstes Mal gebracht haben. Wenn er nach ausgetobtem Feuer über die öde, schwarz verkohlte Brandstätte zog, so stieß er auf die Leiber von Tieren, die sich im Grase versteckt hatten vor dem roten Schein und die gerade dort das Verhängnis, das auf Flügeln der Windsbraut ansauste, ereilt hatte. Da lag ein Büffel, die Haut verkohlt, das Fleisch gebraten von den rasch über ihn fortgewälzten Feuerzungen, — eine willkommene Beute für den armen, ausgehungerten, noch gar unbehülflichen Menschen, der nichts als ein paar rohe Steinwaffen zum Angriff und zur Abwehr damals kannte. Und seltsam: dieses Fleisch schmeckte anders als sonst. Durch die Asche war es in natürlicher Salzkruste serviert; viel leichter war es zu zerkauen; und am wichtigsten vielleicht: es ließ sich viel länger so aufbewahren als sonst, verdarb nicht so schnell, eine äußerst wichtige Sache für die glücklichen Finder, die selbst, wenn sie zu zwei oder drei waren, doch nicht gleich einen ganzen Ochsen auf einmal bewältigen konnten, aber um so mehr Interesse hatten, für eine Reihe von Mahlzeiten von dem großen Glücksbissen zu profitieren. Wohl möglich, daß hier einer der Gründe zu suchen ist, die den Wunsch geweckt haben, das Feuer, diese dämonische, vom Himmel sausende Schreckensmacht, doch im Kleinen „bezähmt, bewacht" in der eigenen Gewalt zu haben, — zum guten Zweck, alles erlegte Wildpret etwas anbraten zu können.

Viel wichtiger freilich mußte der Besitz der Flamme aus einem anderen Grunde noch sein, — als Schutzmittel gegen die Kälte. In den grausigen Schauern der Eiszeit hat der Mensch gelernt, sich in dicke Mammut- und Bärenpelze zu kleiden, aber trotzdem wäre er dem lebenzehrenden Froste zum Opfer gefallen, erfroren, hätte ihn nicht eben die Not auf die künstliche Feuererzeugung, auf die Entdeckung des eigenen Feuerherdes gehetzt. Zuerst wird er sich, wenn der Blitz einen Baum angezündet hatte, herangewagt und einen brennenden Ast gerettet haben. Mit dem entfachte er dann daheim in seiner Höhle ein Feuerlein, das nie ausgehen durfte. Damals, wenn je, hatte die Frau das Amt als heiligste Pflicht: Hüterin des häuslichen Feuers zu sein. Vergaß sie einmal ihre Pflicht, so war vielleicht, wenn der Winter losbrach und kein Gewitter Ersatz bot, das Schicksal ihrer ganzen Familie damit traurig besiegelt. Vor solchem erloschenen Herde ist aber auch die weitere Leistung ersonnen worden vom wachsenden Verstande des Menschen, der sich eben doch nicht dauernd unterkriegen lassen wollte. Es galt, das Feuer so zu zähmen, daß es sich eventuell auf Wanderungen mitnehmen ließ. In einem gehöhlten Ast wurde glimmendes Holzmehl mitgeführt, in dem der Funken lange nicht starb und jederzeit leicht zu neuer Herdflamme entfacht werden konnte. Doch wie der Vorsorgliche solches Holzmehl schabte, da erwies sich, daß es bei der Reibung selber schon heiß wurde, ja zu glühen begann. Eine ungeheure Erfindung war spielend, zufällig gemacht, — die entscheidende: Feuer konnte jederzeit durch Reiben, Quirlen,

Schaben von dürren Hölzern neu erzeugt werden. Damit war die wilde Himmelstochter Sklavin in des Menschen Hand. Und damit zugleich war für das große Kochbuch der Weltentwickelung das „Braten“ aus dem Bereich des gelegentlichen Zufalls in die Gewohnheit übergeführt. Zwischen Mensch und Tier gähnte jetzt eine Kluft im Speisezettel, fast wie einst zwischen Tier und Pflanze.

Viel später als das Braten ist das Kochen erfunden worden, denn in den ältesten Resten urweltlicher Menschenmahlzeiten, die man aufgedeckt hat, liegen wohl schon angebrannte Heerdsteine, es liegen da Nashorn- und Elefantenknochen, die unverkennbar die Spuren des Feuers — also der Bratzeit — aufweisen, aber auch nicht die kleinste Topfscherbe ist aus jener Kulterperiode stammend aufgefunden.

Der Hausfrau wird einleuchten: ohne Topf keine Bouillon und überhaupt kein Kochen. Immerhin mag aber doch, wenn man auf die Bräuche heutiger roher Völker achtet, ein gewisser erster Ansatz zum Kochen auch damals schon sich eben angebahnt haben.

Zuerst führte das einfache Braten auf die Verwertung glühend gemachter Steine bei der Bereitung einzelner Speisen. Mit solchen glühenden Steinen machte man dann Wasser kochend, indem man ein Stück ausgehöhlten Holzes, den rohesten ersten Holznapf, mit Wasser füllte und glühende Steinchen hineinwarf, die das Wasser erhitzten. An Stelle des Holztopfes trat da wohl gelegentlich, um mehr Raum auf einmal zu schaffen, ein geflochtener Korb, dessen Fugen mit Lehm verschmiert wurden. Und dieser lehmverpichte Korb endlich, dem härtenden Feuer ausgesetzt, führte auf die Idee eines echten Topfes.

Die Frage, was der Urwelt-Mensch im Küchenzettel eigentlich ursprünglich bevorzugt hat: ob Fleischnahrung oder Pflanzenkost, — ist eine viel erörterte. Der Vegetarier würde sie mit einem Federstrich zu seinen Gunsten lösen und uns einen Ur-Menschen schildern, der von eitel Aepfeln und Birnen gelebt habe. Der älteste Mensch, den wir thatsächlich aus erhaltenen Resten kennen, that das aber nun ganz unbedingt nicht. Man muß nicht vergessen, daß dieser Mensch uns entgegen tritt im Europa der Eiszeit. Aus diesem Europa müssen wir aber fast alles streichen, was wir für damals uns überhaupt als Gegenstand von Pflanzenkost heute vorzustellen pflegen. Es gab noch keinen Ackerbau, — also keine Getreidefelder. Es gab keine veredelten Obstsorten, sondern nur saure Wildlinge an Kirschen und Birnen. Die Tannennadeln, von denen die Mammute sich genährt haben (die Kadaver im sibirischen Eis tragen sie heute noch in den hohlen Zähnen), kann der Mensch nicht gut gegessen haben. Nicht einmal an Bucheckern kann er sich gütlich gethan haben, denn die Buche ist erst später in die Nordländer langsam eingewandert. Und dazu die endlosen Winter, wo selbst kein rotes oder blaues Beerlein sich bot oder ein Gericht Pilze den Hunger stillen konnte. Nein, niemals ist der Speisezettel wohl so ausgesprochen nichtvegetarisch gewesen, wie in diesem Stück Urwelt, das wir genauer kennen. Denn an wilden Tieren, die wohl ein Jägervolk üppig nähren konnten, war umgekehrt damals in Europa ein

Ueberfluß, wie wir ihn uns heute gar nicht mehr träumen lassen. Der Ochse stand zwar noch nicht im Stall, Viehzucht war ja auch noch unbekannt. Aber dafür lief er als Urstier und Wisentstier herdenweise wild im Tann herum. Das Pferd ging nicht vor dem Wagen, aber als „Wildpferd" tummelte es sich in der deutschen Steppe wie heute in Afrika die Zebras. Wie ein Stück nordwärts verschlagenes Afrika auch trampelte der Elefant daher, das Nashorn wälzte sich im Sumpf, und umgekehrt, vom heutigen Eskimoland ins Herz unseres Vaterlandes verzaubert, erschienen das Renntier und der grönländische Moschusochse. Dazu blühten die heute aussterbenden Tierarten Elentier und Biber. Und nun noch die Flüsse und Bäche wimmelnd von Fischen und Krebsen, die heute unsere schlechte Wirtschaft, so lange vernachlässigt, auf ein Minimum reduziert hat, und an der Seeküste bis in die Winkel der Ostsee in unendlichster, dem rohesten Wilden greifbarer Ueberfülle die Austern! Wenn je, so war es eine Lust, nach dem Speisezettel der Urwelt zu wählen — von der Auster als Entree, alle Sorten Braten durch bis zum Biberschwanz als Schlußtrumpf.

Klippen des Indizienbeweises. Mit tiefer Bewegung vernimmt man von Zeit zu Zeit die Nachricht von dem Geständnisse eines Sterbenden oder eines von schweren Gewissensbissen Gefolterten, der sich eines Verbrechens bezichtigt, für das ein anderer, ein Unschuldiger, verantwortlich gemacht worden ist und das er mit langjähriger Kerkerhaft, vielleicht gar mit dem Tode hat büßen müssen. Diese sogenannten Justizmorde sind gar nicht so selten, als man gemeinhin glaubt. Auch der intelligenteste Richter ist menschlichen Irrtümern unterworfen, und wenn eine Reihe von schweren Verdachtsgründen zusammenkommt, um eine bestimmte Person als Thäter erscheinen zu lassen, so wird der Richter kaum anders können, als das Verdikt auf schuldig auszusprechen. Nichtsdestoweniger kann nicht genug gewarnt werden vor den schweren Bedenken, die dem Indizienbeweise anhaften. Immer wieder muß die Forderung erhoben werden, daß, falls ein Verbrechen nicht klipp und klar erwiesen ist, der Verdächtige, sollte er auch der Thäter sein, lieber straffrei ausgehen soll, als daß er unschuldig verurteilt wird. Daher auch die allgemeine Genugthuung, die die Freisprechung des Unteroffiziers Marten hervorgerufen hat, der wohl der Ermordung des Rittmeisters Krosigk verdächtig erscheinen, nun und nimmer aber auf Grund des vorliegenden Beweismaterials als überführter Thäter gelten konnte.

In greifbarer Deutlichkeit zeigt die Klippen eines Indizienbeweises ein Vorfall, der sich in Wien ereignet hat. Ein dort als scharfer Denker angesehener Jurist und Kriminalist betrat vor kurzem den Laden eines Vermischtwarenhändlers. Er wollte ein Zehnkronen-Goldstück wechseln lassen und machte deshalb einen einige Heller betragenden Einkauf. Außer dem Geschäftsinhaber befand sich noch eine Kundin in dem kleinen Laden, ein Fabrikmädchen. Als der Jurist das Goldstück überreichen wollte, steckte

gerade das Fabrikmädchen in irgend einer Absicht ihren Arm aus, der dadurch mit der Hand des Juristen in Berührung kam. Das Goldstück entglitt seinen Fingern, fiel zu Boden, und er bückte sich, um es zu suchen. Aber auch das Mädchen hatte sich sofort auf den Boden gekniet, suchte einen Augenblick, erhob sich dann rasch und sprach: „Ich find' nichts, übrigens hab' ich auch nichts fallen gehört." Nach diesen Worten verließ sie auffallend rasch den Laden.

Der Verlustträger suchte weiter, der Geschäftsinhaber kehrte mit einem Besen den Staub auf dem Fußboden zusammen, das Goldstück kam jedoch nicht zum Vorschein.

„Das ist doch merkwürdig!" meinte der Jurist, in welchem der Kriminalist erwachte. „Weshalb hat sich das Mädchen am Suchen beteiligt, weshalb diese verdächtige Entschuldigung, daß sie nichts fallen gehört hat, und weshalb dieses rasche Davongehen?"

Der Geschäftsführer zuckte die Achseln und meinte: „Näher kenne ich sie nicht, sie ist gegenüber in der Glühlampenfabrik beschäftigt."

Der Jurist ist ein energischer Mann, so leicht will er sich nicht bestehlen lassen, auch interessiert ihn der Fall von der kriminalistischen Seite. Rasch entschlossen, begiebt er sich zu dem Direktor der gegenüber befindlichen Fabrik und erzählt ihm den Hergang der Sache.

Der Direktor meint: „Freilich ist die Sache höchst verdächtig, aber wenn man keine Beweise hat . . . Soll ich das Mädchen entlassen?"

„Das wohl nicht," erwiderte der Besucher, „mir genügt es, zu wissen, ob sie die Schuldige ist, und darüber könnte man weitere Anhaltspunkte gewinnen, wenn Sie sie sofort rufen lassen. Wir werden sehen, wie sie sich benimmt."

Der Direktor klingelt und ordnet an, daß die betreffende Arbeiterin in das Kontor komme. Kaum ist die Beschuldigte erschienen und des Juristen ansichtig geworden, als sie totenbleich wird, am ganzen Körper zu zittern beginnt und ausruft: „Ich hab' nichts gefunden!" Für den Juristen giebt es nun keinen Zweifel mehr. Diese Angst, diese Beteuerung der Unschuld, noch bevor das Mädchen beschuldigt wurde, spricht klar für die Schuld.

„Also, Sie bleiben dabei," sagte er strenge, „das Zehnkronenstück nicht genommen zu haben?"

Ein Thränenstrom bricht aus den Augen des Mädchens: „So wahr mir Gott helfe, ich hab' nichts gefunden!"

Der Jurist erwidert: „Machen Sie das mit Ihrem Gewissen ab!" empfiehlt sich von dem Direktor und verläßt mit der Ueberzeugung das Kontor, daß jeder Richter diese Person auf Grund des vorhandenen Indizienbeweises verurteilen würde. Als der Jurist die Straße betritt, kommt eiligst der Vermischtwarenhändler auf ihn zu: „Gnä' Herr, das Goldstückl is schon da, es war

im Erdäpfelsack!" Und er überreicht ihm das Geld. Augenblicklich geht der Jurist wieder zu dem Direktor, bittet vor diesem die Arbeiterin mit bewegten Worten um Verzeihung und übergiebt ihr das Goldstück als Geschenk. Seit diesem peinlichen Erlebnis hat der Jurist und Kriminalist zu Indizienbeweisen kein Vertrauen mehr.

Einer der unheilvollsten Staatsmänner war der sächsische Minister Graf von Einsiedel, der in den zwanziger Jahren als Kabinettsminister des sächsischen Königreichs die Portefeuilles des Innern und Aeußern in sich vereinigte. Besonders war er ein Feind der Schullehrer, in welchen er die Vertreter der Intelligenz sah, die er, als Orthodoxer der alten Schule, grimmig haßte. Einmal aber ward der Minister doch durch die Antwort eines Untergebenen in die Enge getrieben. Ein später als Universitätsprofessor bekannt gewordener Lehrer, der um eine vakante Stelle bittend im Vorzimmer des Ministers stundenlang warten mußte, ward endlich vorgelassen, und nun entspann sich folgende kurze Unterhaltung. Von oben herab den Petenten musternd, fragte der hochmütige Minister: „Verheiratet?" „Zu dienen, Excellenz." „Kinder?" „Zwei, Excellenz." „Wie kommt er dazu?!" Der Lehrer, der durch diese Frage des Ministers sprachlos geworden, schweigt. „Nun," sagte Einsiedel mit barschem Ton, „nun, warum antwortet er nicht?" „Nun", entgegnete der Lehrer rasch, „Excellenz, ich sinne eben darüber nach, wie ein Mann, wie Sie, dazu kommt, der allmächtige Minister eines Staates zu sein!" Und Einsiedel rasch den Rücken kehrend, verschwand er aus dem Salon und bald darauf aus Dresden, wo ihn der allmächtige Minister vergebens suchen ließ.

In sieben Stunden durch sieben deutsche Länder zu Fuß zu gelangen, wird mancher Leser für eine Unmöglichkeit halten, und doch kann man solches mit Leichtigkeit und zwar auf folgendem Wege: Geht man von Rudolstadt (Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt) aus nach Westen, so kommt man in einer halben Stunde nach dem Dorfe Ammelstädt (Herzogtum Altenburg), von da in 1½ Stunden von Teichröda (Schwarzburg-Rudolstadt) nach Kemda (Sachsen-Weimar), von da in 2 Stunden nach Witzleben (Schwarzburg-Sondershausen), von da in 1½ Stunden nach Osthausen (Sachsen-Meiningen), dann in 1¼ Stunden durch das rudolstädtische Kirchdorf Elxleben nach Kirchheim (Königreich Preußen), und von da in einer Stunde nach dem gothaischen Städtchen Ichtershausen. Auf einem andern Wege, der nur 5½ Stunden beansprucht, betritt man sieben verschiedene deutsche Staaten: Von Schleiz (Reuß j. L.) nach Volkmannsdorf (Weimar), Crispendorf (Reuß ä. L.), Erkmannsdorf (Meiningen), nun nach den preußischen Liebschitz und Drognitz und endlich nach den an der Saale gelegenen romantischen Ortschaften Saalthal (Altenburg) und Pristwitz (Rudolstadt). Wer von unseren werten Lesern sich von der Wahrheit unserer Behauptung überzeugen will, der mache einmal diese kleine Spaziertour, die ihm gewiß recht viel Vergnügen machen wird.

Ehestatistik. Nach der Zahl der Einwohner berechnet, wird in Nürnberg am meisten geheiratet. Hier kommen auf 1000 Einwohner 10,79 Eheschließungen. Der Ort, an dem die nächstmeisten Eheschließungen stattfinden, ist Delmenhorst in Oldenburg; dann folgt Berlin, Altona, Süderdithmarschen, Ludwigshafen, Mannheim, Frankfurt a. M., Heidelberg, Höchst, Offenbach und München. Am wenigsten geheiratet wird in der Rheinprovinz, Eifelgebiet und in einzelnen Teilen Bayerns, und der Ort, in dem laut den statistischen Nachrichten die wenigsten Ehen in Deutschland innerhalb der letzten Jahre geschlossen wurden, ist Schleiden in der Rheinprovinz.

Es heiraten jährlich in Deutschland überhaupt 400 000 glückliche Brautpaare; trotzdem hat das Deutsche Reich nicht die höchste Heiratsziffer. Serbien läuft ihm den Rang ab, ihm folgt Ungarn. Selbst Japan übertrifft noch an Zahl der Brautpaare das Deutsche Reich, natürlich nach dem Verhältnis seiner Einwohnerzahl berechnet.

Betrachten wir die Länder einzeln nach den Heiratsaussichten, welche dort die Frauen haben, so ergiebt sich für Oesterreich ein besonders hoher Prozentfuß von Witwern und Witwen, die sich wieder verheiraten. In Frankreich hat eine sorgfältig erhobene Statistik ergeben, daß die meisten Mädchen im Alter von 20 bis 25 Jahren zum Traualtar schreiten. Sehr gering ist die Zahl der Bräute im Alter von 15 bis 20 Jahren, obgleich in der romanischen und speziell in der französischen Litteratur die Bräute und Heldinnen gewöhnlich in diesem Alter stehen und auch angeblich heiraten. Zwischen dem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Jahre werden immer noch zahlreicher Heiraten geschlossen als zwischen dem fünfzehnten und dem zwanzigsten. Dann aber geht es sehr schnell abwärts, und je mehr sich das Mädchen von den Dreißigern entfernt, desto geringer wird die Aussicht zur Eheschließung, und in Frankreich kommt in dem Alter von 60 und 65 Jahren von 365 Jungfrauen nur noch eine unter die Haube.

Von Deutschland liegt eine genaue Statistik nur über die Heiraten in Berlin vor, und zwar vom Jahre 1896. In einem Fünftel aller Berliner Ehen heiratete das Mädchen im Alter von 25 Jahren. Bis zum 29. Jahre ist die Heiratsziffer noch eine verhältnismäßig hohe.

Daß ganz abnorme Altersunterschiede zwischen Gatten und Gattinnen in einer Großstadt vorkommen, ist eigentlich selbstverständlich. Bei sieben Berliner Heiraten war die Braut mehr als fünfundzwanzig Jahre älter als der Bräutigam; in 98 Fällen aber der Gatte fünfundzwanzig Jahr älter, als die Gattin.

Ganz merkwürdig ist es, daß für Europa der Grundsatz gilt, daß im kühlen Norden die Ehen in früheren Jahren geschlossen werden, als im sonnigen Süden. Interessant wird es auch sein, zu erfahren, aus welchen Berufsklassen die Frauen am meisten Aussicht haben, einen Gatten zu finden. Natürlich ist hier nur von den arbeitenden und erwerbenden Frauen die Rede. Die Altersversicherungsanstalt Berlin hat in dieser Beziehung eine sehr

interessante Statistik aufgestellt. Von 1000 erwerbenden Frauen, die sich verheirateten, waren über die Hälfte, nämlich 528, Dienstmädchen. Es folgten dann Arbeiterinnen 136, Näherinnen 125, Angestellte aus Handel und Verkehr 87 und Plätterinnen 46 unter 1000. Von den geborenen Berlinerinnen waren vor der Hochzeit unter je tausend 304 Arbeiterinnen gewesen, dagegen nur 70 Dienstmädchen.

Frauen als Soldaten. Mehrfach ist berichtet worden, wie in dem heldenmütigen Freiheitskampfe, den das kleine Burenvolk gegen die englischen Söldnerscharen geführt hat, auch Frauen an der Seite ihrer Männer mit hinaus in den Streit gezogen sind, um Blut und Leben für die Rettung des Vaterlandes einzusetzen. Im Anschluß daran sei im folgenden an die verschiedenen „weiblichen Heldinnen“ erinnert, von denen die Geschichte eine ganze Anzahl kennt.

Nicht unbedeutend ist die Zahl dieser weiblichen Soldaten, doch muß man die Rumpelkammer der Weltgeschichte ordentlich durchstöbern, um ihre Namen und Thaten aus dem Staube zu fördern, den Jahrhunderte lange Vergessenheit auf sie gehäuft.

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, bildet natürlich eine Ausnahme. Das Leben und tragische Ende des Heldenmädchens giebt solch dankbaren Stoff für Historiker und Dichter ab, daß sie immer und immer wieder zum Gegenstand der Verherrlichung oder Verunglimpfung, je nach dem Standpunkte des Bearbeiters, genommen werden.

Die Heldenlaufbahn Jeannes zählt zu den bekanntesten Episoden der Weltgeschichte, so daß eine Erzählung derselben hier überflüssig erscheint. Weniger bekannt ist es, daß bald nach dem Ende Jeanne d'Arcs in Frankreich falsche „Jungfrauen von Orleans“ auftauchten. Sie gaben übereinstimmend vor, dem Scheiterhaufen in Rouen entgangen zu sein, und heimsten alle Ehren und Gelder ein, die einst der Heldin versagt waren.

Von diesen Hochstaplerinnen des Mittelalters interessiert uns besonders eine.

Ueber ihr Leben ist nur wenig bekannt geworden. Sie stand als „Jungfrau von Orleans“ an der Spitze eines Soldatentrupps, der anscheinend auf eigene Faust gegen Briten und Burgunder Krieg führte. Einer ihrer Unterbefehlshaber war Jean de Signeurville, der im Jahre 1441 den königlichen Truppen in die Hände fiel. Seine Freilassung, zu der ein königlicher Befehl nötig war, scheint erst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die falsche Jeanne d'Arc gelenkt zu haben. Niemand setzte Zweifel an ihre Abstammung, und Parlament und Universität in Paris vergaßen ganz, daß sie im Jahre 1431 den Stab über Jeanne gebrochen und luden elf Jahre später ihre Doppelgängerin ein, nach „dem Mittelpunkt der Welt“ zu kommen. Die Dame besann sich nicht lange und folgte dem „ehrenvollen Rufe“.

Auf einem freien Platze zeigte sie sich dem begeisterten Volk, erzählte mit Stentorstimme, wie sie Orleans befreit, sich kühn mit Engländern und andern Vaterlandsfeinden gestritten und dann,

nachdem sie ihren Henkern entkommen, im Pilgerkleid nach Rom gewandert sei, um dort für ein früher begangenes Vergehen Buße zu thun. Als ihre Sünden getilgt, habe sie als Soldat erst im französischen, später im italienischen Heere gekämpft und Heldenthaten sonder Zahl verübt.

Auch über das Leben Johannas von Flandern, die nach der Gefangennahme ihres Generals Johann von Montfort im Jahre 1341 die Bretagne als Anführerin ihrer Truppen gegen die Angriffe Frankreichs und der Valois siegreich verteidigte und sie ihrem Sohne Johann IV. erhielt, ist nichts mehr als diese karge Notiz auf uns gekommen. Wir wissen, daß sie lebte als Mann und wie ein Mann kämpfte und starb.

Ein Mädchen, daß Jeanne d'Arc in seelischer Hinsicht sehr ähnlich war, lebte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu Neapel.

Marie de Pouzolès, so hieß das Mädchen, entstammte den niedrigsten Volksschichten. Von frühester Jugend auf übte sie sich im Gebrauche der damals gebräuchlichen Waffen und vermochte gar bald mit ihrem Armbrustbolzen mit tötlicher Sicherheit das Ziel zu treffen. Ihre Eltern hatten an dem knabenhaften Gebaren der Tochter ihre Freude und ließen sie gewähren. Auch die Geistlichkeit sah nichts Anstößiges in ihrem Thun. Sie verwehrte ihr es nicht einmal, Männerkleidung anzulegen und sich als Soldat den Truppen anzuschließen.

Wie die Französin, vermochte sie alle Beschwerden des Kriegslebens mit einer Leichtigkeit zu ertragen, die ihre Waffengefährten mit Bewunderung erfüllte und großen vorbildlichen Einfluß im Heere ausübte. Die Führer schätzten sich zur Ehre, sie in ihrem Heere zu wissen, und holten nicht selten ihren Rat ein. Nachdem sie an vielen Schlachten teilgenommen, Abteilungen selbständig befehligt und oft mit kühnem Mute den überlegenen Feind in die Flucht geschlagen hatte, drang ihr Ruhm durch ganz Italien bis nach Sizilien, dessen König Robert sie in Neapel aufsuchte und sich von ihr über ihre Kriegsfahrten berichten ließ.

Auch England hatte eine kriegerische Dame in Jenny Cameron, der ältesten Tochter des schottischen Edelmannes Cameron von Glendessery, aufzuweisen. Jenny Cameron, obgleich aus vornehmem Geschlecht, war eine Abenteurerin schlimmster Sorte. Wegen toller Streiche in ein Pariser Kloster gesteckt, ließ sie sich, kaum aus den Kinderjahren, von einem Offizier entführen, den sie bald mit einem italienischen Edelmanne vertauschte. Auch von diesem und mehreren Nachfolgern im Stich gelassen, kehrte sie auf das Gut ihres Bruders nach Schottland zurück, das sie nach dessen Tod, als Vormünderin des Neffen, eines unfähigen Menschen, bewirtschaftete.

Als bei dem letzten jakobitischen Aufstande im Jahre 1745 der schottische Prätendent zu den Lochiels kam und von dort aus den Adel einlud, sich mit seinen Leuten um die Fahnen der Stuarts zu scharen, erschien an Stelle des Neffen Jenny an der Spitze von

250 Leuten, begrüßte den Prinzen und übergab ihm die mitgebrachten Truppen. Sie trug die Tracht holländischer Männer: ein seegrünes Kleid, darüber einen scharlachroten Mantel mit Gold verbrämt. Das lange Haar war im Freien nur hinten zusammengerafft und die langen Locken unter einem samtenen, mit Scharlach gefütterten Hut geborgen. Ihr kostbares Streitroß war mit prächtiger, reichgeschmückter Schabracke bedeckt. Die Schottländerin verließ den Prinzen nicht mehr, kämpfte an seiner Seite bis zu seiner Abreise nach England. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurde sie gefangen gesetzt, aber schon ein Jahr später, 1747, wieder entlassen.

Der erste deutsche Soldat aus dem schöneren Geschlecht war Maximiliane von Leithorst, die Tochter des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern. Vernachlässigt von ihrer Mutter, die bald nach der Geburt der Tochter in ein Kloster ging, unbeachtet von ihrem Vater, wuchs Maximiliane heran. Sie ging stets in Knabenkleidung, nannte sich Maximilian Baron Leithorst und nahm resolut als dieser Pagendienste bei Baron Halden, dem Würzburgischen Gesandten am Regensburger Hofe, an.

Später ging sie nach Wien und wurde Soldat. Sieben Jahre lang diente sie als Kadett im Infanterieregiment Franz von Lothringen in verschiedenen Garnisonen Ungarns. Sie bekam ihren Abschied als Leutnant mit Pension auf Lebenszeit. Sie verzehrte diese in Wien, wo sie 1748 am Brustkrebs starb. Maximiliane von Leithorst trug bis an ihr Lebensende Männerkleider, die sie nur bei der Kommunion mit Frauengewändern vertauschte.

Aus den Freiheitskriegen strahlt das Bild Eleonore Prohaskas, der Heldin, die unter Franzosenkugeln ihr junges Leben aushauchte.

Ihre Begeisterung für das Vaterland, die sie Dienste als gemeiner Soldat nehmen ließ, und ihr Tod ist in allgemein bekannten Balladen besungen worden, ihr Andenken unvergessen.

Wie die Chinesen mit ihren Göttern umgehen. Die Chinesen stellen sich ihre Götter mit denselben Eigenschaften vor, welche sie selbst haben, und durch diese Auffassung besteht entschieden eine Gemeinschaft mit den Religionen heidnischer Völker! Sollten diese göttlichen Wesen nicht auch ein empfängliches Gemüt für Bestechungen und Schmeicheleien haben, fragt sich der Chinese und versucht, ob er nicht auch die Götter betrügen kann, wie er dies bei den Menschen mit Vorliebe thut. So giebt irgend ein Frommer seinen Beitrag zur Restaurierung eines Tempels in der Liste mit 1000 Kupfermünzen an, während er thatsächlich nur 200 spendet. Der betreffende Gott wird schon nicht so genau nachrechnen! Während der Zeit der Ausbesserung des Tempels werden dem Gott übrigens die Augen verklebt, damit er sich nicht an die herrschende Unordnung stößt. Das treffendste Beispiel, wie es die Chinesen versuchen, ihre Götter zu überlisten, bietet die Behandlung des Küchengottes, der am Ende des Jahres in den Himmel fährt, um seinen Jahresbericht über die betreffende Familie zu machen.

Damit er ja nichts Böses sagt, beschmiert man ihm die Lippen mit Honig! Oft werden auch auf den Altären Imitationen von Geld, die aus Silberpapier hergestellt sind und das Aussehen von Silberbarren haben, verbrannt. Der betreffende Gott wird es schon für bare Münze nehmen! Die chinesischen Seeleute glauben bekanntlich immer noch, daß die gefürchteten Taune durch böse Geister verursacht werden. Hat der Sturm seinen Höhepunkt erreicht, dann setzt man, einem alten Gebrauch zufolge, ein Papierschiff, welches eine genaue Imitation des wirklichen Fahrzeugs ist, auf die Wellen, damit sich die bösen Geister auf dieses stürzen, und das eigentliche Fahrzeug inzwischen entfliehen kann. Bricht in China eine Epidemie aus, wie Cholera usw., so setzt man schnell mitten im Jahre Neujahr an. Der Gott der Pest wird dann zur Erkenntnis kommen, daß er sich in der Jahreszeit getäuscht hat, und verschwinden, die böse Krankheit mit sich nehmend. Ein anderes Blendwerk ist folgendes: Ein Mann kriecht unter einen Tisch, auf dem die Opfer stehen und steckt seinen Kopf durch ein in der Mitte des Tisches für diesen Zweck angebrachtes Loch. Man versucht auf diese Weise dem Gotte vorzuspiegeln, daß man ihm thatsächlich einen Menschenkopf opfere. Nach einer gewissen Zeit befreit sich der gute Mann wieder aus seiner Zwangslage und ist stolz auf seine Großthat. Wir kennen einen Fall, in dem ein Distriktsbeamter einen Streit zwischen einem Priester und dem Buddha des Tempels zu schlichten hatte. Der Gott wurde vor Gericht zitiert und sollte vor dem Richter niederknieen — ein merkwürdiges Verlangen von einer Holzfigur! Als er diesem Befehle nicht nachkam, diktierte ihm der Richter 500 Bambusstreiche zu, die ihn alsbald in einen Trümmerhaufen verwandelten.

Scheidungsgründe. Es hat, so lange die Eheschließung staatlichen und kirchlichen Gesetzen unterworfen ist, niemals an Versuchen gefehlt, die Schwierigkeiten, die durch Staat und Kirche einer Lösung der Ehe entgegengestellt werden, zu beheben oder doch auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen. Zugegeben mag werden, daß es für Eheleute, die in unglücklicher Ehe miteinander leben, hart ist, wenn ihrer Trennung unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt werden, wenn es für sie kein Mittel giebt, die Ehe, die vielleicht beiderseits aus falschen Voraussetzungen geschlossen wurde und deshalb nicht zum Glücke führen konnte, zu lösen. Aber auf der anderen Seite muß doch auch berücksichtigt werden, daß mit der Möglichkeit einer leichteren Trennung der Ehe nicht nur eine verderbliche Leichtfertigkeit beim Eingehen der Ehe verknüpft sein, sondern auch das Familienleben, insonderheit dann, wenn Kinder der Ehe entsprossen sind, außerordentlich Schaden nehmen würde.

Die französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts hat den besten Beweis hierfür geliefert. Durch ein Gesetz von 1792 war die Scheidung bekanntlich völlig freigegeben. In den diesem Gesetz folgenden 27 Monaten wurden in Paris allein 6000 Ehen geschieden, und im Jahre 1797 war die Zahl der Ehescheidungen größer als die der Heiraten. Duval, in seinem Souvenirs Thermidoriens erzählt darüber: „Man ging auseinander so leichten Herzens,

als ob man Blumen oder Kirschen pflücken gehen wollte. Der Ehegatte hatte seine Geliebte und war seines Weibes überdrüssig, die Gattin hatte einen Liebhaber und wünschte nichts sehnlicher, als ihren Gatten los zu werden. Sie sagten sich das, gingen auf's Rathaus, gaben an, daß sie nicht mehr neben einander leben könnten, und am selben Tage noch oder am nächsten war die Ehe geschieden — wegen Unvereinbarkeit der Temperamente. Wer fragte darnach, was aus den Kindern wurde? Die Gatten waren sich los, das war die Hauptsache. Es war gar nicht selten, bei dieser fixen Geschäftsgebahrung Fälle zu finden, wo sich Leute in sechs Monaten hatten sechsmal scheiden lassen. Dabei kamen drollige Dinge vor. So wechselten Ehegatten ihre Ehefrauen gegenseitig aus und waren über dies Tauschgeschäft so entzückt, daß sie die neue Hochzeit zusammen feierten und die Kosten auf gemeinsame Rechnung übernahmen.

Der Code Napoleon machte diesem Unwesen bekanntlich ein Ende. Heutzutage wuchern die Ehescheidungen in Amerika. In den Vereinigten Staaten gelten folgende Ehescheidungsgründe: Untreue in 46 Staaten, böswilliges Verlassen in 44, Verschwinden in 42, Grausamkeit (cruelty) oder Furcht vor Gewaltthätigkeiten in 40, Einsperren in 38, Trunksucht, Unmäßigkeit oder gewohnheitsmäßige Berauschung in 37, Mangel an Voraussicht (failure to provide) in 21, alte Sünden vor der Heirat in 13, unanständige Behandlung in 7, Geisteskrankheit in 5, Getrenntleben in 2, schwere Vernachlässigung der Pflichten in 2, wenn der Mann ein Vagabund ist in 2, wenn das Weib nicht in einen anderen Staat mitkommen will in 1, wenn man das Weib vor die Thür setzt in 1, zu heftiges Temperament in 1, öffentliche Verleumdung in 1 u. s. f.

Die amerikanischen Gerichtshöfe sind dabei sehr nachlässig. So verhalfen sie beispielsweise einem Weibe zur Scheidung, weil ihr Mann „sich nicht wüsche, was ihr eine Art Seelenschmerz verursache", einem andern, weil „er" nach 27 jähriger Ehe gesagt habe: „Du bist alt und ausgemergelt (worn out), ich kann Dich nicht länger sehen", einem dritten, weil „er" seine Fußnägel nicht beschneiden wollte, einem vierten, weil „er" sein armes Weib durch Tabakwolken an- und ausräucherte. Auf der andern Seite erlangte vor amerikanischem Gericht ein Mann die Scheidung, weil ihn seine Frau mit dem Abstäuber aus dem Bette jagte, ein anderer, weil „sie" ihn verächtlich behandelte und gesagt hatte: „Du bist überhaupt kein Mann", ein dritter, weil „sie" seine Kleider nicht ausbesserte, nicht kochte und seine Knöpfe nicht annähte, ein vierter, weil „sie" ihm einen derben Stoß mit ihrer Tournüre (with her bustle) gegeben hatte. Alles das heißt in Amerika „cruelty", der Begriff ist also so dehnungsfähig, wie unser grober Unfug.

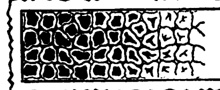
Man ersieht aus der vorstehenden Schilderung, daß die neue Welt nicht bloß auf wirtschaftlichem Gebiet mit der alten Mutter Europa in Wettbewerb tritt, und daß besonders das glückliche, leichtlebige Frankreich einen erfolgreichen Nebenbuhler hat in seinem Diverçons!

Orchideenjäger. Ein äußerst gefährlicher Beruf ist der des Orchideenjägers. Seltene Stücke in diesen Blumen sind oft ungeheuer teuer. Die Geschäfte lassen die Wildnis südlicher Länder bereisen, um immer neue und seltene Arten zu entdecken. Darum schließt das Leben eines Orchideenjägers alle Aufregungen der Forschung in unbetretenen Landstrichen in sich, die oft von wilden Tieren und wilden Völkerschaften bewohnt werden, und in denen Malaria und andere Krankheiten drohen. Selbst die Eingeborenen vermeiden die Gegenden, in die der kühne Orchideenjäger eindringt und seine Blumenbeute verfolgt. Man braucht nur mit einem dieser Männer zu sprechen, erzählt ein Mitarbeiter von „Harmworths Magazine", um merkwürdige Geschichten von Gefahren, denen sie nur mit knapper Not entronnen sind, und schrecklichen Leiden zu hören. In allzuvielen Fällen kehrt leider der verwegene Jäger überhaupt nicht mehr zurück, um seine Geschichte zu erzählen. Eine große Anzahl dieser Orchideensucher wird von F. Sander & Co. in St. Albans, dem großen Sondergeschäft in Orchideen, ausgesandt. Den Namen einiger dieser Männer tragen jetzt die geschätztesten Orchideen: Falkenberg verlor sein Leben auf Panama, Klabock in Mexiko, Endries in Rio Hacha, Brown in Madagaskar, Digance in Brasilien, Wallis in Ecuador, Schroeder in Sierra Leone und Arnold am Orinoko. Vor einigen Jahren trafen acht Jäger in Tamatave zusammen und trennten sich dann, um auf die Suche zu gehen. Nach Verlauf eines Jahres lebte nur noch einer von ihnen, und er erholte sich nie wieder von den Leiden, die ihm der monatelange Aufenthalt in den verpesteten Sumpfgegenden gebracht hatte. Einer von den anderen war von den Priestern der Eingeborenen mit Oel begossen und auf dem Götzenaltar verbrannt worden. Hamelin, der Entdecker vieler neuer Orchideen in den wenig bekannten Wäldern Madagaskars, mußte, um in das Innere der Insel dringen zu können, „Blutsbruder" des Königs Mohambassa werden, eine Ehre, die ihm beinahe das Leben kostete. Ein anderer Jäger, der in Neu-Guinea arbeitete, fand eine wunderbar schöne, bisher unbekannte Art auf einem Begräbnisplatz der Eingeborenen. Dieser Friedhof war eine Ebene zwischen den Hügeln, und die Leichen wurden einfach auf die Felsen gelegt, bis die Gebeine in der Sonne gebleicht waren. Hier fand der Sammler die Wurzeln zwischen den Knochen, während ein Mantel aus prächtigen Blüten die bleichen Reste bedeckte. Zuerst weigerten sich die Eingeborenen natürlich, zu erlauben, daß die Knochen ihrer Vorfahren in ihrer Ruhe gestört würden; aber schließlich änderten freigebige Geschenke in Gestalt kleiner Spiegel und Flitterverzierungen ihre Ansichten über diesen Punkt, und sie gestatteten die Entfernung der Orchideen. Manche der Pflanzen konnte nicht von den Knochen abgerissen werden, und ein Schädel wurde mit nach England gebracht, in dessen Hirnhöhle eine Orchidee festwurzelte und aus der Kinnlade herauswuchs. Vor vielen Jahren kam eine Orchidee einer ganz neuen und unbekannten Art in dem Packzeug, in dem einige fremde Pflanzen gesandt wurden, nach England. Niemand wußte, woher sie kam, und sie blieb lange einzig. Die Orchideen-Jäger suchten überall danach, aber erst 70 Jahre später wurde sie gefunden. Eine andere Orchidee,

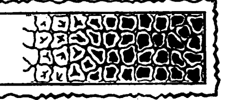
deren Ursprungsort man nicht kennt, kam im Jahre 1854 an, und trotz beharrlichen Suchens hat man ihre Heimat bis jetzt noch nicht gefunden. Vor einigen Jahren wurden zwei Orchideen im Londoner Zoologischen Garten auf einem Haufen Schutt gefunden. Sie kamen im Packzeug mit südamerikanischen Affen; ihre Heimat ist noch nicht entdeckt worden. Man muß nicht etwa denken, daß alle Orchideen teuer sind, nur seltene und neue Arten haben ungeheure Preise; aber viele schöne Spielarten sind in einigen Jahren von 1000 Mark auf 5 Mark herabgegangen. Eine Orchidee ist heute noch selten und kostbar; aber morgen kommen vielleicht Tausende dieser Art an, und ein sprungweises Herabgehen des Marktpreises ist die natürliche Folge; bei der Spekulation in Orchideen kann man leichter ein Vermögen verlieren als gewinnen.

Die Größe eines Wassertropfens. Nach der Anschauung der heutigen Physik und Chemie ist jeder Stoff aus kleinsten Teilchen zusammengesetzt, die man im allgemeinen bei den Grundstoffen als Atome, bei den Verbindungen als Moleküle bezeichnet. Nach diesem Gesichtspunkte betrachtet, enthält ein Wassertropfen schon eine ungeheure Zahl von Wasserteilchen. Lord Kelvin, der große Physiker, hat darüber einmal eine anschauliche Rechnung aufgestellt. Wenn ein einziger Wassertropfen unter einem Vergrößerungsglase so stark vergrößert werden könnte, daß er die Ausdehnung der Erdkugel einnähme, so würden die ihn zusammensetzenden Moleküle doch nur in der Größe von kleinen Billardkugeln erscheinen. Professor Hele-Shaw führte diesen Gedanken etwas weiter durch. Er wies darauf hin, daß es eine Million von Jahren dauern würde, wollte man ein Glas Wasser Teilchen für Teilchen entleeren. Nach der sogenannten Stromlinien-Theorie ist es möglich geworden, die Lage der Wasserteilchen zu einander und ihre Bewegungen zu erkennen und so in das Geheimnis des Wasserflusses einzudringen. Auf diese Erkenntnis war die Lösung der im Wasserdruck enthaltenen Rätsel und die Ausnutzung dieser Kraft möglich, und damit hängen noch viele andere wissenschaftliche und praktische Fragen zusammen: die Wirkungen von Ebbe und Flut, das Nagen der Fluß- und Meereswellen an den Ufern, das Versanden der Flüsse und Häfen und auch das Steuern der Schiffe und die Ausnutzung der Wasserfälle für die Industrie. Die Physik des Wassers ist somit für Wissenschaft und Technik eines der wichtigsten Gebiete geworden, dessen Bearbeitung der Naturwissenschaft obgelegen hat und dessen Erkundung vielleicht noch nicht erschöpft ist.





Rätsel-Ecke.



Rätsel.

Zwei wollten nicht länger die Erste sein,
Kam drum als Ganzes zum Mägdelein.
Die Holde sprach: Ich nehme dich an!
Nun sage, was war wohl der tapfere Mann?

Umstellungs-Rätsel.

a	a	a	a
a	a	d	l
l	m	m	o
o	r	r	z

Die Buchstaben dieses Quadrats sind so zu ordnen, daß die senk- und wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen berühmten Schriftsteller.
2. Einen Kalifen.
3. Ein Tier in Südamerika.
4. Eine Stadt in Ungarn.

Silben-Rätsel.

Aus folgenden 32 Silben sind 16 zweisilbige Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei Hauptpersonen aus einem berühmten Drama, und deren Endbuchstaben, gleichfalls von oben nach unten gelesen, zwei Hauptpersonen aus einer bekannten Oper ergeben. Die Silben sind:

ar, ban, bel, bel, chi, dan, den, den, di, dö, e, em, frö, ger, gul, ho, le, ma, me, ni, no, nor, rich, ris, ru, send, sen, sprung, tan, tur, ul, ur.

Die Wörter bezeichnen:

1. Einen Wohlthäter der Kinderwelt.
2. Einen Fluß in Italien.
3. Einen männlichen Vornamen.
4. Einen deutschen Dichter.
5. Einen orientalischen Kopfschmuck.
6. Eine andere Bezeichnung für Anfang.
7. Einen Fluß in Afrika.
8. Einen Berg in der Schweiz.
9. Eine Münze.
10. Ein Schlachtfeld aus der Ritterzeit.
11. Eine Stadt in Hannover.
12. Eine Zahl.
13. Ein Land in Südamerika.
14. Ein Handwerkszeug.
15. Eine griechische Göttin.
16. Eine Oper.

Buchstabenrätsel.

Wenn ein e in der ersten Silbe steht,
Ist das Wort ein Fluß, der nordwärts geht;
Mit i hingegen ist es bekannt
Als Mädchenname im deutschen Land;
Mit u erhellt es die dunkle Nacht,
Es glänzt am Himmel in milder Pracht.

Rätsel.

Mein Erstes ist nicht wenig,
Mein Zweites ist nicht schwer.
Das Ganze läßt dich hoffen,
Doch traue nicht zu sehr.

Metamorphosen-Rätsel.

Folgende Worte ergeben, richtig zusammengesetzt und unter Veränderung eines Buchstabens in jedem Worte, ein oft gebrauchtes Citat:

Ost, Reben, was, Reiter, Dunst, wie, einst, Ast.

Buchstaben-Füllrätsel.

A u	Opulentes Gericht.
. a u	Ort in Unterfranken.
. . a u . . .	Stadt in Böhmen.
. . . a u . .	Komponist.
. . . . a u .	Schädliches Insekt.
. . . . . a u	Fabrikort in Thüringen.

Auflösungen aus Band X.

Rätsel: Rehe, Ehre, eher, Heer.

Umstellungsrätsel: Gitter, Oberon, Traum, Tonne, Made, Irene, Tajo, Urban, Narbe, Seil.

Charade: Meisterhaft.

Magisches Kreuz: Menelaos, Trebinje, Kalidasa, Granaten.

Citaten-Rätsel: Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.




UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 613 923 8